
3 1761 06978665 5


NEU-CILLI
UNTER STEYERMARK

Südslavische Wanderungen.

Südslavische Wanderungen

im Sommer 1850.

Erster Band.

Leipzig,

Friedr. Ludw. Herbig.

1851.



Die Ruinen von Neusatz.

— — —

Es war um die Mittagszeit, als der Dampfer „Albrecht" den Landungsplatz von Čerević verließ, einem kleinen Orte am rechten Ufer der Donau, dessen Umgegend in den Revolutions-Feldzügen der letzten serbischen Erhebung zu wiederholten Malen der Schauplatz kleiner Gefechte gewesen.

Schon früher fing das rechte Ufer an, allmälig den eintönigen Charakter zu verlieren, indem sich hie und da die grünen Wellen einzelner Hügelreihen längs demselben erhoben. Von Čerević abwärts erwachsen diese Hügel allmälig zu Bergen, die sich in langer Kette durch den südlichen Theil der Bačka und durch Syrmien hinziehen, und deren Waldesdunkel zahlreiche Klöster serbischer

Kaludjeren (Mönche) in sich birgt. Das linke Ufer bleibt fortwährend flach.

Auf der Höhe eines Ausläufers jenes Gebirges, dessen Fuß die Wogen der Donau bespühlen, erhebt sich die Festung Peterwardein, in der Volkssprache Varadin, die zweite unbezwingbare Burg Ungarns nächst Komorn. Von Ferne erblickt man von ihr nichts als die rothen langen Linien der Schanzmauern, die terassenförmig in mehren, wenn ich nicht irre, fünf Reihen über die grünen Abhänge hingezogen sind. Einige hundert Klaftern vor der Festung, macht hart am rechten Ufer eine herrliche Gartenlage einen angenehmen Eindruck auf den Vorüberfahrenden, aus deren Gebüschen Statuetten, Springbrunnen und geschmackvolle Gebäude hervorschimmern. Es ist dies die Besitzung des reichen Grundherrn Marczibanyi, eine der schönsten Anlagen in Südungarn. Hart an diesen Park schloßen sich die von dem serbischen Landsturm besetzten Schanzen und Lager von Kamenitz, die von hier aus in einem weiten Kreise das von den Magyaren behauptete Peterwardein auf der Landseite umschlossen, und sich bis Karlowitz erstreckten. Erst wenn man an Peterwardein

selbst vorüberfährt, um den Landungsplatz von Neusatz zu erreichen, wird man der Dächer der wenigen Häuser ansichtig, welche die Festung in sich schließt. Man sieht erst, wie kunstvoll die Befestigungswerke angelegt, wie vortrefflich sie erhalten sind, wie tief die Gräben in den Berg geschnitten, die Mauern in den Schoß des Stromes gesenkt sind.

Gegenüber von Peterwardein legt der Dampfer an einer ziemlich öden Stelle bei Neusatz an. —

Man hatte mir das Gasthaus „zum weißen Kahn" empfohlen und ein kleiner Judenjunge, der sich beim Aussteigen bittend meiner Reisetasche bemächtigt hatte, versprach mich hinzugeleiten.

„Wirst du im Stande sein, das zu tragen?" frug ich den schwächlichen Knaben, dessen Anzug aus einer alten Soldatenkappe mit Schnüren von der Farbe des Kaisers, aus einem sehr abgenützten Honvédrocke, an dem noch hie und da ein Stück trikolorer Verschnürung haftete, und aus den unvollkommenen Trümmern einer Husarenhose bestand.

„Warum nicht?" antwortete der Knabe in einem Jargon, der über seine Abkunft keinen Zweifel ließ. „Und wenn ich's nicht im Stande wäre, so müßte ich es doch, weil ich heute essen will."

„Hast du denn nicht Eltern, die für dich sorgen?" frug ich weiter.

„Eltern?" erwiederte der Knabe, indem er meine Tasche über den Rücken nahm, und mir voranging. „Eine Mutter hab' ich, den Vater haben sie mir erschlagen, jetzt wird's ein Jahr werden."

„Und wer hat ihn erschlagen?"

„Das weiß Gott. Früh ist er ausgegangen und Abends hat man ihn vor der Stadt todt gefunden. Wer hat damals darnach gefragt, von wem Jemand erschlagen worden ist? Kein Mensch, und bei uns schon gar kein Mensch. Wenn ein Ungar einem Juden begegnete, so schlug er ihn todt, weil er es mit den Serben halte, und wenn ihm ein Serbe begegnete, so erschlug er ihn, weil er es mit den Magyaren hielt. Meine Mutter wußte nicht was anzufangen, um mich und meine drei kleinern Geschwister zu ernähren, und kränkte sich sehr. Da kam noch der Brand; das Haus, in welchem wir wohnten, brannte ganz nieder und all' unsere Sachen verbrannten mit. Das Wenige, das wir gerettet hatten, nahmen uns in der Nacht die Soldaten, wir wußten nicht, ob es Kroaten oder Ungarn waren, weg, und so hatten wir denn

am andern Morgen keinen Bissen Brod. Meine Mutter ist seit der Zeit krank, kann nichts verdienen, wohnt mit den kleinen Kindern nicht weit von hier in einem Dorfe, und ich gehe alle Tage nach dem Dampfschiffe, um etwas zu verdienen, und das gebe ich ihr."

„Und verdienst du auch täglich etwas?" frug ich den kaum zehnjährigen Versorger einer Familie.

„Ich muß, gnädiger Herr," war die Antwort, „sonst haben wir kein Brod. Gibt es nichts beim Dampfschiffe, so verdiene ich mir etwas an Cigarren, die ich in die Festung trage und an die Officiere und Soldaten verkaufe. An einem Päckchen verdiene ich vier gute Kreuzer und drei Päckchen verkaufe ich doch jeden Tag!"

„Und ist das genug, euch zu ernähren?"

„Es muß genug sein, und dabei habe ich mir seit Neujahr auch noch drei Gulden erspart. Für diese werde ich Pfeifenröhre und Zündhölzchen kaufen; habe ich mir dann noch etwas erspart, so kaufe ich mir Zwirn und Schnüre und dann Tüchel, dann wird's schon besser gehen."

Der barfüßige Judenknabe kam mir wie eine lebende Verkörperung seines ganzen Stammes

vor. So oft gebeugt, so oft gebrochen, so oft zertreten vom Unglück, verliert der Jude Alles, nur nicht die Fügsamkeit, nur nicht die Schnellkraft, um eben so oft von vorne zu beginnen — nur nicht die Geduld, mit der man am Ende aus Stein Brod, aus einem Pfennige einen Gulden macht!

Ein schmaler Damm, zu dessen beiden Seiten stehendes, aus der Donau ausgetretenes Wasser einen weitausgebreiteten, hie und da mit einigen Weidenbäumen bewachsenen Sumpf bildet, führt vom Landungsplatze zu einer kleinen, wenig begrasten Insel und von dieser zur Stadt.

„Hier wohnten wir!" sprach der Judenknabe, als wir eines der ersten Häuser erreicht hatten, von welchem nichts mehr als vier kahle Mauern standen. „Hier und an noch vielen andern Orten fing es in demselben Augenblicke zu brennen an. Das war ein Feuer! Vor Morgens fing es an, und Mittags war die ganze Stadt Ein Brand. Wir haben's von Weitem angesehen. Meilenweit ging der Rauch!"

Die wenigen Straßen, durch die ich meinem Ziele entgegenschritt, genügten, um mich das Unglück, das die blühendste und wohlhabendste Stadt

der Bačka betroffen, in seiner ganzen Größe ermessen zu lassen. Wohin das Auge blicken mag, es trifft auf nichts als auf Brandstätten, in denen die Flammen nicht etwa in oberflächlicher Eile ein Dach abgetragen, ein Stockwerk verwüstet, sondern das ganze Haus vom Giebel bis zum Grunde durchzüngelt, und was ergriffen werden konnte und was brennbar war, erfaßt und verzehrt hatten. So weit das Auge durch die langen und breiten Straßen, denen man es noch ansieht, daß man Neusatz nicht mit Unrecht die angenehmste und schönste Stadt an der untern Donau nannte, hinschweift, es begegnet nirgend einem Dache — nichts als hohle, scheibenlose Fenster, eingestürztes Mauerwerk, verkohltes Gebälk!

Vom Hauptplatze, auf dem das alte, baufällige Stadthaus allein von den Flammen verschont geblieben war, lenkten wir in eine Seitengasse ein, wenn man zwei nebeneinander hinlaufende Schutthaufen eine Gasse nennen kann. Wie durch Zufall erhalten, erhebt sich mitten unter dem Schutte ein einstöckiges Haus, ein Dach. Ein kleines blaues Schild lehrt, daß es das bezeichnete Gasthaus sei, das „weiße Schiff“ im Augenblicke das

beste, weil einzige Hôtel von Neusatz, das früher durchaus nicht bestimmt gewesen sein mochte, Gäste zu empfangen. Nur der Zufall, der es gerettet, erhob es aus der Dunkelheit einer armseligen, entlegenen Kneipe, in der arme Bauernkutscher ein Strohlager für sich und ihre Pferde zu suchen pflegten, zu Würde und Werth. Ich verlangte ein Zimmer, und es wurde mir, nachdem ich vorerst von einigen Personen hin- und hergeschickt worden war, eine feuchte Kammer neben dem Pferdestalle angewiesen, die eben groß genug war, um zwei Brettergerüste, die die Rolle von Betten spielten, und eben so viel Strohsessel in sich zu fassen, und doch noch einigen Raum zum Stehen zu gönnen. Jedoch wurde mir erst gestattet, davon Besitz zu nehmen, nachdem ich mich mit dem Preise, der dem in den besten Hôtels Wiens nicht im geringsten nachstand, so wie damit einverstanden erklärt hatte, den ohnehin sehr beengten Aufenthalt mit einem Türken, der sich einen Tag früher darin eingewohnt hatte, theilen zu wollen.

Ich entließ meinen Führer und begann meine Wanderung durch die wüste Stadt.

Meine Wanderung! Es ist ein trauriges Wandern hinter dem Kriege und zwischen Trümmern!

Ich wandte mich wieder nach dem Hauptplatze. In der Mitte desselben steht ein altes mit Laubwerk umgebenes Heiligenbild, einige Schritte von diesem ein einstöckiges, halbverfallenes Haus. — Eine Menge alten Eisens, Reife, Stangen, Fenstergitter, Glocken, lag vor demselben aufgehäuft und ein Paar Hajduken saßen müßig auf halbverkohltem Gebälke. Es ist dieß das alte Stadthaus. Seit Jahren wegen seines baufälligen Zustandes verlassen, wurde es vom Magistrate wieder bezogen, da das in der Nähe gelegene Gebäude, in welchem derselbe bis zur projektirten Erbauung eines neuen prachtvollen Stadthauses seine Bureaux aufgeschlagen hatte, abbrannte. Ich trat durchs Thor, rechts und links blickten aus eisenvergitterten Fenstern abgerissene, verwahrloste Gestalten. Es waren die Gefängnisse der Stadtbehörde, an denen ich vorüber kam, denn immer noch übte diese, wie vor dem März, die Justiz über alle Verbrechen. Die Sonderung der Verwaltung von der Gerechtigkeitspflege war hier noch nicht

zur Wahrheit geworden. Hier, wie in ganz Ungarn herrschte noch das Gesetz und die Institution des Vormärz. Was der König für Ungarn im Jahre 1848 sanctionirt, hatte durch die Besiegung des Landes seine Geltung verloren; was der Kaiser für das übrige Oesterreich im Jahre 1849 zum Gesetze erhoben, hatte für Ungarn noch keine Geltung gewonnen. So siechten die Verhältnisse in einem jammervollen Zwitterzustande hin, der sich von der Anarchie blos dadurch unterschied, daß er nicht von Emeuten begleitet, daß ihm der Stempel des Provisoriums aufgedrückt und der Trost belassen war, daß es einst besser werden solle.

Die Thüre eines der Gefängnisse ging auf und ein Hajduk führte einen bleichen, blonden Knaben von etwa zwölf Jahren hervor. Der Knabe, barfuß, ohne Kopfbedeckung, blos in ein Hemd und ein Paar weite Gattyen gekleidet, schien sich daraus wenig zu machen, daß er von einem Hajduken aus dem Gefängnisse geführt werde. Er sah trotzig umher und folgte seinem Führer kecken Schrittes über den Hof und die Treppen hinauf nach der Stube, wo der Magistrat eben Sitzung über kriminelle Vorfälle hielt. Man erzählte mir,

der Knabe sei ein Magyarenkind und habe vor vierzehn Tagen bei einem Streite einen serbischen Knaben mit einem Taschenmesser in den Rücken gestochen. Er sei darauf ins Gefängniß gebracht worden, und gehe nun seiner Strafe entgegen. An solchen Erstlingsfrüchten der Saaten der letzten zwei Jahre fehle es hier gar nicht; dem Hasse zwischen Magyaren und Serben sei zwar das Schwert entwunden, aber darum habe er noch nicht aufgehört, er glühe um so heißer unter der Asche der niedergebrannten Wohnsitze. Während die Väter ihren Haß zu bezwingen wüßten, gäben ihm die Kinder um so freiern Lauf; wo serbische und magyarische Kinder zusammenkämen, da laufe es ohne Blut selten ab.

Vom Stadthause ging ich die Hauptstraße entlang gegen die Donau. Diese Straße, sonst der stets menschengefüllte Bazar der Bačka und des Banates, lag öde und verlassen. Kümmerlich hatten sich in den Parterreräumen einige Kaufleute und Handwerker eingerichtet, kaum daß hie und da ein Versuch gemacht war, die Spuren des Brandes zu beseitigen und ein oder das andere Haus wieder wohnbar zu machen. Fanden sich in dieser

Gegend Spuren des Wiederauflebens, so herrschte dafür in den abgelegenen Theilen der Stadt um so tiefere Todtenstille. Die Trümmer von zwei tausend Häusern lagen da wie ein weiter Friedhof ausgeschüttet. In den Höfen wucherten Farrenkräuter und Nesseln, auf den Straßen sprießte Gras, an den Wänden hing Moos und um die Thüren und Fenster schlang sich Ephen. — Manche Stellen waren völlig zu Wiesen umgewandelt, auf denen sich nur hie und da ein begraster Hügel erhob. Es waren dies die Höfe größerer Gebäude, vor dem Brande reichgefüllte Waarenmagazine, Getreidespeicher oder Stadtplätze, einst von den Häusern wohlhabender Bürger umgeben. Magazine, Häuser und Speicher waren völlig verschwunden und die Eigner entweder fortgezogen in die weite Welt, oder im Kriege gefallen.

Kaum sechstausend Einwohner hatte Neusatz von den zwanzigtausend behalten, die es einst gehabt. Einige hundert kleine, meist an dem nördlichen Ende der Stadt gelegene, Bauerhäuser und Hütten gaben ihnen Obdach. In diesen lebten sie bis zur Ueberfüllung zusammengedrängt, allen Leiden der Entbehrung, allen Krankheiten des fie-

berreichen Klima's ausgesetzt, dessen Bösartigkeit durch das gedrängte Zusammenleben verdoppelt wird.

Es war ein schrecklicher Tag, der des 12. Juni 1849, schrecklich in seinen Wirkungen, jammervoll in seinen Folgen, allen kriegerischen Vortheiles völlig bar! Als der Banus mit seinem Heere Peterwardein und Neusatz immer enger umschloß, war die serbisch gesinnte Bevölkerung von Neusatz darauf gefaßt, die Stadt zu verlassen und sie den Absichten des Banus zu opfern. Die Bürger von Neusatz fühlten sich reich genug, um den Verlust der Häuser zu verschmerzen, wenn es sein mußte, und sie nur ihr bewegliches Vermögen, ihr Silber, ihr Gold, ihre Gelder, ihre Waaren vorerst in Sicherheit bringen konnten. Der Banus erschien vor Neusatz, um die ungarische Besatzung daraus zu vertreiben und nach Peterwardein zurückzudrängen. Noch ehe die serbisch gesinnten Einwohner Zeit gewinnen konnten, sich für alle Fälle vorzusehen, rückten die Vorposten des Banus in der Nacht ein, alsbald von größeren Truppenmassen gefolgt. Den serbischen Einwohnern wurde bedeutet, daß es unnöthig sei, die Stadt zu ver-

lassen, da sie in wenigen Stunden ganz in der Gewalt der Kaiserlichen sein werde. Wie man im Hauptquartier des Banus nicht darauf bedacht sein konnte, daß die Besetzung von Neusatz nur ein sehr precärer Gewinn sei, da die Stadt in ihrem ganzen Umfange den Granaten von Peterwardein bloßgestellt war, und nicht gezweifelt werden durfte, daß die magyarische Besatzung der Festung alles versuchen werde, den Rückzug der Kroaten zu erzwingen, bleibt unerklärlich. So wie die Truppen des Banus einrückten, verließen die magyarisch gesinnten Einwohner von Neusatz die Stadt, und zogen sich mit der ungarischen Besatzung in die Brückenschanze — wie der Brückenkopf auf der Neusatzer Seite genannt wird. Schon der fast kampflose Rückzug der ungarischen Truppenabtheilung, so wie die Auswanderung der magyarischen Bevölkerung mußte darauf schließen lassen, daß etwas Außerordentliches vorbereitet werde. Wirklich begannen um drei Uhr Morgens die Geschütze von Peterwardein die Stadt nach allen Seiten hin mit Brandprojectilen zu bewerfen, die augenblicklich an mehren Stellen zündeten. Ein Wind, der sich erhob, trug die Flamme von

Dach zu Dach und in einer Stunde wogte durch die Straßen ein Meer von rother Gluth. Habseligkeiten zu retten hatte Niemand Zeit. Nur für eine Sorge war Raum, für die Rettung des nackten Lebens. Jammernd drängte sich die unglückliche Bevölkerung zu den Thoren hinaus, Mancher fand dabei unter zusammenkrachendem Gebälke den Tod. In demselben Augenblicke brach die ungarische Besatzung wieder aus dem Brückenkopfe hervor und drang in die brennende Stadt, in der sich nur noch die Nachhut der Kroaten befand. Ungarn und Kroaten brachen in die verlassenen Häuser, durchwühlten und plünderten so lange und so viel, als der immer gewaltiger um sich greifende Brand zuließ. Gegen Mittag glich die Stadt einem Flammenmeere, das seine Funken bis nach Peterwardein aussprühte und den dortigen Commandanten Kiß selbst um die Festung besorgt machte. Neusatz war nicht nur niedergebrannt, es war auch ausgeplündert. Wo die verscheuchten Einwohner alle weilen, wer weiß es? Viele haben neue Heimaten in Kroatien, Slavonien, Syrmien, in den Städten der Wojwodina, ja selbst in Belgrad und im übrigen Serbien gesucht. —

In Neusatz wurde seiner Zeit der erste und kräftigste Impuls zur Wahrung der serbischen Nationalität gegeben, von hier aus wurde an den ungarischen Landtag jene Bürgerdeputation gesandt, in deren Mitte sich Kostić und Stratimirović befanden, und welche von den Gesetzgebern Ungarns die Aussprache des Wortes Gleichberechtigung verlangte. Am 8. April (1848) wurde diese Deputation in den Räumen des Repräsentantenhauses mit Eljen begrüßt und erklärte, ihr Gut und Blut für das ungarische Vaterland opfern zu wollen. An demselben Tage erklärte Ludwig Kossuth in Ungarn nur Eine Nation, und zwar die der Magyaren zu kennen, die Serben wie alle Uebrigen seien nur „fajta," Raçe, und müssen sich im Interesse des Staates jenen fügen, wenn nicht das Schwert entscheiden solle — und die Würfel waren gefallen, in deren blutigem Spiel Neusatz den größten der verlorenen Einsätze bilden sollte! —

Ueber meiner Wanderung war der Abend hereingebrochen. Rothe Wolken lagerten sich im Westen, und dunkel ragten die eckigen, brüchigen, ruinenhaften Formen der Trümmer in die däm-

mernde Luft hinein. In den Sümpfen, die sich an den Stellen, wo vor Kurzem noch wohnliche Häuser standen, hie und da gebildet hatten, sangen die Unken ihr traurig eintönendes Nachtlied, ein kühler Windzug strich durch das wuchernde Unkraut über die Gräber gewesenen Wohlstandes. Ja wohl, ein Wandern hinter dem Kriege ist ein Wandern durch Friedhöfe; nur daß die Leichen der Kämpfer in kühler Erde liegen oder in tiefen Strömen, und daß sie von Blüthen des Lenzes überdeckt sind und von murmelnden Gewässern. Die Trümmer der Städte und Dörfer aber, die der Krieg mit sengender Ferse niedergetreten, werden wohl umwuchert aber nicht überwachsen von den Gräsern, sie werden zu Sümpfen, aber nicht überrauscht von den Wellen. Wie unbegrabene Leichen von meuchlings Erschlagenen liegen sie am Wege und hören nicht auf, ihre gebrochenen Glieder zum Himmel aufzustrecken. Eine der traurigsten Städteleichen aber ist die von Neusatz! —

Ich wollte den Rückweg nach meiner Herberge antreten, um nicht mitten unter Schutt von der Nacht überrascht zu werden. Da ich jedoch fremd war, konnte ich mich in dem steinigen Labyrinthe

nicht zurecht finden, und es kam mir vor, als entfernte ich mich von meinem Ziele immer mehr, anstatt mich demselben zu nähern. Da gewahrte ich die Gestalt eines Weibes, das in elende Lumpen gehüllt und mit in den Lüften fliegendem Haare auf einem Mauerstücke saß und den Kopf in beide Hände gestützt, gedankenlos in's Abendroth hineinstarrte. Ich dachte an die Klageweiber in den alten Tagen und an die Wittwen, die an den Gräbern ihrer Gatten hinsaßen, und hier in stummer Klage den Tod erwarteten.

„Was machst du hier?“ redete ich sie an.

„Ich bin eben nach Hause gekommen und sitze noch da eine Weile, eh' ich mich schlafen lege.“

„Wohnst du denn hier?“ fragte ich weiter.

„Das ist mein Haus; und ist auch nichts mehr davon da als diese paar Steine, so ist es dennoch mein Haus, und dort unter dem Attichbusch ist mein Lager. Freilich hab' ich hier einmal bessere Zeiten erlebt und hab' nicht gedacht, daß ich einst taglöhnen werde müssen für einen Bissen Brod. Nun es aber so gekommen ist, will ich's ertragen. Von meinem Hause aber gehe ich nicht weg; das muß ich mir hüten vor den Magyaren.

Habt Ihr gehört, Herr, daß die Magyaren heute Nacht Neusatz wieder anzünden wollen?"

Ich merkte, daß es in der Seele des armen Weibes den natürlichen Zusammenhang verloren habe, und fragte sie nur noch, ob sie mir nicht den Weg nach dem „weißen Schiffe" zeigen könne.

„Bei Tag gerne, Herr, bei Nacht aber nicht. Ich hab' Euch ja gesagt, daß ich mein Haus nicht verlasse. Dann könnte ja auch mein Mann nach Hause kommen. Wir haben uns lange gerne gehabt, und erst vor acht Tagen geheirathet. Er ist hinausmarschirt ins Lager von St. Thomas, und kann jeden Augenblick zurückkommen. Das „weiße Schiff" ist dort unten!"

Ich verfolgte, nicht ohne Schaudern über die traurige Erscheinung, mit der ich meine Wanderung beschließen sollte, die Richtung, welche mir die Irrsinnige mit erhobener Hand angezeigt und gelangte nach vielem Umherirren endlich bei meiner Kammer an.

An der Schwelle der Thüre erwartete mein Kammergenosse, der Türke, meine Rückkunft.

„Nun, wie gefällt dir Neusatz?" versuchte der Türke ein Gespräch einzuleiten, nachdem er es sich

in der Kammer auf einem der Betten bequem gemacht, sich mir als den Lüledschia Usta-Hassan vorgestellt, und mich versichert hatte, mir die Unbequemlichkeiten, die er mir heute verursache, durch die gastlichste Aufnahme vergelten zu wollen, wenn ich einst nach Belgrad kommen sollte, wo er in der Nähe der Dschindschirli Dschamia von jedem Kinde zu erfragen sei.

So wenig ich, von dem eben Erlebten zu sehr ergriffen, anfangs geneigt war, auf ein Gespräch mit dem unbekannten Meister Hassan einzugehen, so wußte der Türke mich doch bald durch sein offenes Wesen und durch die gutmüthige Erzählung all' der Abenteuer, die er seit drei Wochen hier im Christenlande auf seiner Wanderung nach einer brauchbaren Thonerde zu Pfeifenköpfen, erlebt hatte, in etwas dem unangenehmen Eindrucke, den seine Erscheinung auf mich gemacht, und der trüben Stimmung, in die mich meine Ruinenwanderung versetzt hatte, zu entrücken.

Ich versprach endlich, wenn ich nach Belgrad kommen sollte, ihn aufzusuchen.

Carlowitz.

Neusatz gegenüber erhebt sich die Festung Peterwardein, von ersterer Stadt durch die ganze Breite der Donau geschieden. Eine Schiffbrücke unterhält die Verbindung zwischen beiden Städten. Auffallend ist es, daß die Festung auch nicht das geringste Zeichen an sich trägt, daß hier ehemals die Tricolore geherrscht. Während man selbst in Komorn noch hie und da die drei ungarischen Farben findet, blieben in Peterwardein selbst unter der Herrschaft der Revolution die beiden kaiserlichen überall belassen. An den Kasematten, Thoren, Geländern, man findet sie überall von den alten Zeiten her unversehrt.

Auf dem Platze zwischen den letzten Werken von Peterwardein und den „Meierhöfen“ sind den

ganzen Tag über leichte Bauernwagen aufgestellt, mit denen man für eine Kleinigkeit nach dem, nur eine Fahrstunde entfernten Carlowitz fährt.

Diese kleinen Korbwagen, in denen außer dem Kutscher nicht mehr als noch drei Personen Platz finden können, haben in den Unternehmungen der Serben eine wichtige Rolle gespielt. Sie ersetzten dem ziemlich schlecht ausgerüsteten Heere die Cavallerie, wurden zur raschen Beförderung der Truppen, zur Ausführung schneller Bewegungen, zur Verfolgung, zum Rückzuge benutzt. Oft waren sie zu Hunderten bei den Lagern aufgestellt. Sollte ein Angriff geschehen, so warf sich die beauftragte Abtheilung in die kleinen, einspännigen Karren, fuhr in der Nacht aus dem Lager, und erschien des Morgens plötzlich und unerwartet der feindlichen Position gegenüber. Hier wurde abgesetzt, die Karren wurden in einem Walde, hinter einem Gebüsche, in einem Kukuruzfelde zurückgelassen, man machte Schlachtordnung und griff an. Oft waren diese Karren entscheidend, theils durch das unvorgesehene Erscheinen der Serben, theils dadurch, daß sie den Gegner über die Stärke derselben in Ungewißheit ließen, wie z. B. bei

Werschetz, wo sie in Kukuruzfeldern versteckt von den Ungarn für eine zweite serbische Colonne gehalten wurden, und diese von dem Verfolgen der Serben abhielten. — Ich bestieg einen solchen Wagen, um Carlowitz zu erreichen. Der Weg dahin führt in einiger Entfernung vom rechten Donauufer an der östlichen Abdachung der syrmischen Gebirge hin. Zwischen dem Gebirge und dem Strome, den man nur von einigen höher gelegenen Stellen erblicken kann, dehnen sich weitläufige, grünbewachsene Sümpfe aus, welche oft Monate lang überschwemmt sind.

Die „Meierhöfe" nehmen einige hundert Schritte außerhalb Peterwardein ihren Anfang. Der Ort, ursprünglich aus einigen Meierhöfen bestehend, aus welchen die Festung mit Lebensmitteln versehen wurde, umfaßt einige hundert Häuser, die zwischen Gärten und Gebüschen sich zu beiden Seiten der Straße fast bis in die Hälfte des Weges nach Carlowitz erstrecken. Die Einwohner des Ortes waren der ungarischen Sache zugethan, und so wurde er denn bis auf einige wenige Häuser ein Raub der Flammen, die vom Carlowitzer Lager aus in denselben getragen wurden.

Links an der Straße, etwas über die Hälfte des Weges hinaus, erhebt sich im Schatten alter Nußbäume ein kleines, weißes Kirchlein. Es ist dies die Kapelle zu „Maria Schnee,“ bekannt durch die Zusammenkunft des Banus mit dem der ungarischen Regierung gehorchenden, und in ihrem Interesse die Festung Peterwardein kommandirenden General Hrabowski. Der Banus beabsichtigte damals, den General zu bestimmen, daß er dem Pesther Ministerium den Gehorsam kündige, und sich dem Kampfe für die Restauration anschließe. Hrabowski bestand darauf, von dem Könige auf seinen Posten beordert, und der ungarischen Regierung untergeordnet zu sein. Der Banus sowohl als der General hatten Handbillets vom Hofe, auf die sie sich beriefen, und so blieb die Zusammenkunft ohne Erfolg. Hrabowski wurde nachmals bekanntlich verurtheilt.

Carlowitz liegt am Fuße der syrmischen Gebirge ziemlich eben zwischen den Bergen und dem rechten Ufer der Donau. Die Ansicht, mit der es sich von der Höhe der Peterwardeiner Straße darbietet, macht einen angehmen Eindruck. Zwischen Gebüschen und Bäumen tauchen da unten die grauen

Schindeldächer und ragen die blendenden Thürme dreier Kirchen hervor. Bis zu dieser Höhe rückten die Truppen Hrabowski's am 12. Juni 1848 vor, um von hier aus das unter Stratimirović seit dem 15. Mai tagende Carlowitzer Nationalcomité auseinanderzusprengen. Man war in Carlowitz hierauf um so weniger gefaßt, als der General Tags zuvor dem Comité einige beruhigende Versicherungen gegeben hatte. Die wenigen Häuser auf dieser Anhöhe, von welcher aus Carlowitz vollkommen beherrscht werden kann, sind, das Bräuhaus ausgenommen, bei diesem Anlasse niedergebrannt worden. Viel Uebertriebenes wurde damals über diese weniger schreckliche als folgenreiche Thatsache von den Blättern der Parteien verkündigt. Die ungarischen Blätter sahen die serbische Erhebung in ihrem Keime erstickt, die serbischen und österreichischen sprachen von einem gräuelvollen Bombardement. Noch andere suchten aus der Gleichzeitigkeit mit dem Bombardement Prag's, einen Zusammenhang zwischen beiden herauszufinden, der nie vorhanden gewesen. Thatsache ist, daß Hrabowski ein Detachement von Miguel-Infanterie mit Kanonen nach Carlowitz sandte, und

dem Comité die Aufforderung zukommen ließ, auseinander zu gehen. Die Besatzung von Carlowitz bestand damals aus zwei Bataillonen erst unlängst gesammelter Landstürmler und aus einigen Zügen von Grenzern aus den Broder und Peterwardeiner Regimentern. Das eine Landstürmler-Bataillon war vorsichtshalber auf der Straße nach Peterwardein aufgestellt worden. Noch vor dem Anrücken des Detachements Hrabowski's wurde diesem Bataillon von einem Officier im Namen des Comités der Befehl gebracht, die Straße zu verlassen und das Kamenitzer Lager zu beziehen, ein Befehl, der nie vom Comité ausgegangen. Das Bataillon gehorchte, und das Detachement rückte unangefochten vor Carlowitz. Das Comité war nicht gesonnen, der Aufforderung zum Auseinandergehen nachzukommen und entschloß sich, trotz der geringen Kräfte, die ihm zu Gebote standen, zur Gegenwehr. Stratimirović, damals Präsident des Comité, beorderte dreißig bis vierzig aus dem jenseitigen Serbien herübergekommene Schützen an die steinerne Brücke, über welche allein die Truppen Hrabowski's in die Stadt dringen konnten, um Zeit zu Zuzügen zu gewinnen,

Die Serbianer vertheidigten die Brücke mit Ausdauer und Erfolg. Besonders that sich unter dem kleinen Haufen ein Montenegriner Namens Vule hervor, der fünf Mann von der Infanterie Don Miguels niederschoß, worüber er förmlich den Verstand verlor und sich für den Helden Milosch Obilitsch hielt. Mittlerweile entsandte Stratimirović eine Abtheilung Landstürmler, daß sie Carlowitz umgehen, über die Gebirge hinauseilen, und das Detachement Hrabowski's auf seinem rechten Flügel bedrohen, wo möglich ihm in den Rücken gelangen und den Rückzug hindern. Eine andere Abtheilung wurde an der Brücke beordert. Inzwischen begannen die Kanonen des Generals zu spielen. Sie hatten jedoch kaum zwanzig Schüsse gethan, als ein Haufe von Broder Freiwilligen mit Knitteln bewaffnet auf die Kanonen losstürmten, um sie zu nehmen. Eine Kartätschensalve streckte die tollkühnen Entschlossenen vor der Mündung der Geschütze nieder. Zwei Züge Peterwardeiner stürzten in dem Augenblicke über die Leichen ihrer Brüder mit dem Bajonette auf die Batterie und nöthigten sie zum Rückzug. Gleichzeitig erschien die ins Gebirg entsendete Abthei-

lung im Rücken der Colonne Hrabowſki's, und dieſe trat ihren Rückzug gegen Peterwardein an. Die Stadt ſelbſt hat unter dem „Bombardement" keinen Schaden genommen. Die Anzahl der Todten betrug beiderſeits zwiſchen vierzig und fünfzig. Die Folge dieſes Verſuches von Seiten Hrabowſki's war zwar die momentane Zerſtreuung des Comité, deſſen meiſte Mitglieder, ſo wie ein großer Theil der Einwohner die Stadt verließen, dafür aber auch die Alarmirung der Grenzer, die ſich nun maſſenhaft der Sache des Comité anzuſchließen begannen, und frühzeitig jenen großen Kampf eröffneten, in deſſen Verlaufe es die Häupter der magyariſchen Revolution mehrmal zu bereuen Gelegenheit hatten, daß ſie durch ihre Ausſchließlichlichkeit einen Carlowitzer erſten Mai möglich gemacht.

Carlowitz iſt eine Militärcommunität des Peterwardeiner Regimentsbezirkes. In dieſer Bezeichnung allein liegt die Erklärung ſeiner Phyſiognomie. Wie alle Militärcommunitäten iſt es bei weitem nicht das, was es ſeiner vortheilhaften geographiſchen Lage nach, was es als Sammelpunkt der geſammten griechiſch nicht unirten Geiſt-

lichkeit, was es als Sitz der höchsten geistlichen Autorität der genannten Kirche hätte werden können. Die exclusiv militärische Ordnung der Dinge hat die Stadt niedergehalten und nicht zur Entwicklung kommen lassen. Das Carlowitz, das zwei Jahre lang von sich so viel sprechen gemacht, ist eine kleine, ziemlich zusammengedrängte Stadt von meist niedrigen ältern Häusern, deren größtes das Stadthaus ist. Es erfreut sich nicht wie einige andere Städte an der Donau, selbst Militärcommunitäten, schöner Kaufläden und Kaffeehäuser. Handel und geselliges Leben beschränken sich hier auf das Nothdürftigste. Um den Produkten luxuriöser Industrie Absatz zu verschaffen, ist der Grenzer zu arm und der Bürger von Carlowitz zu wenig wohlhabend. Dem geselligen Tone scheint die kirchliche Bedeutung des Ortes den Stempel aufzudrücken.

Der Platz, in dessen Mitte sich ein Brunnen aus rothem Marmor erhebt, den eine Menge von Landleuten in weißen Röcken und in Pelzen, in rothen Kappen und in krämpigen Hüten umlagert, ist der Hauptplatz. Die Häuser, die ihn umschließen, sind schlecht gebaut und unbedeutend. Die

ganze, gegen die Donau hin gelegene Seite dieses Platzes nehmen die wichtigsten Gebäude von Carlowitz, die griechisch nicht unirte Metropolitankirche, die Schulen und die Residenz des Patriarchen ein. Ein langes, zwischen etlichen und zwanzig gemauerten Pfeilern hingezogenes Geländer trennt diese Gebäude von dem Platze und gewissermaßen von der übrigen Stadt. Ein Hauptportal aus Eisenstäben führt durch dasselbe in eine Art Vorhof und zu den Gebäuden. Ich trat durch einen rechts vor der Kirche befindlichen Seiteneingang ein. Zwischen der Kirche und einer einfachen Mauer gelangt man in den Hinterhof, einen geräumigen, einige Fußpfade ausgenommen, mit Gras bewachsenen Raum, der in der Geschichte der letzten serbischen Erhebung eine große Rolle gespielt hat. Rechts grenzen ihn einige Nebenbauten ab, nach links eine Mauer und Schuppen, die den Marstall des Patriarchen bergen. Vor denselben stehen einige mehr als bescheidene Kalessen und leichte Wagen, ein Theil der nicht sehr prunkvollen Equipage Seiner Heiligkeit. Jene Seite des Hofes, von welcher her man eintritt, enthält das Wohnhaus des Patriarchen, die gegenüber gelegene Seite

in ihrer ganzen Breite wird von einem ebenerdigen mit einem Laubengange versehenen Gebäude eingenommen, in welchem sich die Stuben für den Hofstaat und für die Archimandriten befinden, die von Zeit zu Zeit aus ihren Klöstern nach Carlowitz kommen, um dem Haupte der Kirche Berichte zu erstatten und von ihm Weisungen entgegenzunehmen.

Im Laubengange gehen drei Männer in lebhaftem Gespräche begriffen auf und ab. Zwei von ihnen, Männer in den Dreißigen, tragen über den schwarzen Kutten schwarze bis zu den Fersen reichende, violett gefütterte Ueberröcke von Brünnel. Um den Leib haben sie hochrothseidene, mehr als handbreite Binden gebunden, an goldenen Ketten hängen ihnen goldene Kreuze auf der Brust, unter den breitgekrämpten Hüten wallt ihnen das dunkle, abwärts gestrichene lange Haar bis zu den Schultern hinab. Der dritte, ein kleiner, feister Mann von grauen Haaren und grauem Barte, dem das Gehen ziemlich beschwerlich zu fallen scheint, trägt Kutte und Ueberrock von blauer Farbe, und gleichfalls eine rothe Leibbinde. Einer der beiden Aebte, denn dies sind die beiden jün-

gern Männer, ist eine stämmige kräftige Gestalt. Ein starker brauner Vollbart umschattet die männlich derben Züge, die von einer ungemeinen Frische, Heiterkeit, von Gesundheit des Geistes und des Leibes so zu sagen überglänzt erscheinen. Die Augen funkeln, immerwährendes Lachen umzieht den Mund. Er spricht laut und kräftig, Wort, Schritt, Haltung trägt den Ausdruck von Entschiedenheit. — Der andere ist eine größere, schmächtige, des Haupt etwas gebückt tragende Erscheinung von blassem, mehr sinnenden und sanften Aussehen. Ein schwacher Bart nur ziert das Kinn. Diese drei Männer, die, ich weiß nicht welches Geschäft in der Residenz des Patriarchen zusammengeführt, sind die Träger von Namen, die in der jüngsten Geschichte der Serben in Oesterreich ihren Platz bereits gefunden haben. Der eine ist der lebensfrische und entschlossene Archimandrit Gruić, der gleich thätig durch das gesprochene wie durch das geschriebene Wort gewesen. Der zweite ist der denkende und gelehrte Vorsteher des Klosters Bročin, Abt Katjanski. Der dritte ist der alte Erzpriester Stamatović, einer von jenen wenigen Naturmenschen, denen eine angeborne Rednergabe,

verbunden mit einem unversiegbaren Humor, eine hinreißende Gewalt über die Massen verleiht. Wie er Ort und Augenblick zu benutzen weiß, um auf große Mengen große Wirkungen hervorzubringen, hat er am besten bewiesen, als er unter der Wenzelstatue auf dem Roßmarkt zu Prag die große slavische Messe las und durch sein Gospodine pomiluj auf die Lippen von tausenden und tausenden Anwesenden die begeistertsten Ausrufungen hervorrief. Er, der griechisch nicht unirte Priester, nannte in seinem Gebete damals die Namen eines Huß, Zizka, jene eines Dobrowsky und Jungmann, Namen, von denen er wußte, daß sie wie Funken in die Pulverkammern jungczechischer Gemüther fallen mußten!

In diesem Hofe nun, unter dem zweiten Bogen des Laubenganges war am 1/13. Mai 1848 die Erhebung der Serben zur Thatsache geworden. Der Patriarch, seinem Temperamente sowohl als seinem Alter nach zu Demonstrationen wenig geneigt, konnte lange nicht bestimmt werden, sich der längst verbreiteten, nunmehr unausbleiblichen nationalen Bewegung anzuschließen. Eine Deputation aus Neusatz sollte sich deshalb zu ihm be-

geben. Stamatović, der beredte Erzpriester, befand sich in ihrer Mitte. Auf dem Wege nach Carlowitz schloßen sich der Deputation von allen Seiten herbeigeströmte Bewohner der Bačka und des Banates, Greise und Kinder, Männer und Weiber an, und als die Deputation in Carlowitz ankam, war sie zu einer Menschenmasse angeschwollen, die der Hof der erzbischöflichen Residenz nicht zu fassen vermochte. Nochmals versuchte der Erzbischof, sein Bedenken zur Geltung zu bringen. Dem Drängen war jedoch kein Widerstand entgegenzusetzen. Ein Pope reichte dem Erzbischof von Carlowitz einen Kalender hin, und dieser bestimmte den 1/13. Mai als den Tag des allgemeinen serbischen Congresses. Die Gemeinden sollten zu demselben je zwei und auch nach Maßgabe ihrer Bevölkerung mehrere Abgeordnete wählen.

Am Morgen des 1. Mai waren in Carlowitz außer den Abgeordneten noch Tausende von freiwillig Herbeigeströmten versammelt. Grenzsoldaten, Officiere, Bauern, Kaufleute, Popen, wogten durch einander. Ja selbst aus dem jenseitigen Serbien waren zahlreiche Serbianer herbeigeströmt. Der Erzbischof erschien und sprach von einem Sand-

hügel, der sich seitwärts im Hofe erhebt, zur versammelten Menge. Von hier begab er sich unter den Laubengang, bestieg hier einen erhöhten Punkt, und Abt Gruić verlas mit lauter Stimme die Privilegien, welche von den frühern Kaisern und Königen, namentlich Leopold dem Ersten verliehen (1690. 1691) worden waren. Durch diese Pergamente war den Serben in Oesterreich nach ihrer Uebersiedlung und theilweise Wiederansiedlung unter dem Patriarchen von Ipek, Arsenius III. das Recht, ihren Patriarchen, ihren Wojwoden zu wählen, zuerkannt, und eine gewisse selbstständige nationale Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten zugesichert worden. Nach Brankowić, ihres ersten Wojwoden Ende jedoch, der gleich ein Jahr nach seiner Erwählung auf Befehl des Hofes gefangen genommen und nach der Festung Eger gebracht wurde, wo er nach 21jähriger Haft starb, und nach dem Tode des Patriarchen Arsenius wurde ihnen die Ausübung dieser Rechte nicht wieder gestattet. In der Versammlung vom 1. Mai wurden sie nun neuerdings thatsächlich in Besitz genommen. Der Erzbischof Joseph wurde zum Patriarch ausgerufen, und dem enthusiasmirten

Volke eine Reihe von national-gesinnten Officieren der Grenze zur Wahl des Wojwoden vorgeschlagen. Theodorović, Rukavina, Zivković, und mehrere Andere wurden genannt. Die Menge rief ihre „Zivio Wojwoda!" dem Obersten Stefan Suplikać zu, der, den Meisten persönlich bekannt, von Allen seiner oft kundgewordenen nationalen Gesinnung wegen geachtet war. Die weitern Forderungen der Serben wurden hierauf im Allgemeinen entworfen und durch Acclamation einem Comité zur Ausarbeitung übertragen. Eine Deputation sollte die Erfüllung derselben vom Monarchen verlangen. Ein junger serbischer Maler, Simić, hat diesen Moment in der Geschichte der Serben in einem gelungenen Bilde dargestellt, dessen Interesse durch die Potraitähnlichkeit sämmtlicher Gestalten erhöht wird. Der neue Patriarch, Gruić, Kačanski, Stamatović, der damalige Grenzoberlieutnant Bigga, der tapfere Feldwebel Bosnić, Stratimirović, erscheinen in der lebensvollen Gruppe.

Wenden wir uns der eigentlichen Residenz, dem Hause zu, welches der Patriarch bewohnt. Wer mit dem Begriffe einer Residenz die Merk-

male von Pracht und Großartigkeit zu verbinden gewohnt ist, der würde Anstand nehmen, das sehr schlichte, im vorigen Jahrhundert erbaute Haus mit diesem Namen zu bezeichnen. Von Außen übertrifft die Residenz des Patriarchen der österreichischen Serben das schlichteste Haus des einfachen Bürgers einer kleinen Stadt in nichts. In mancher böhmischen, mährischen oder ungarischen Landstadt würde es sogar zu den unansehnlichen gezählt werden. Der Mauerüberwurf ist hie und da im Verlaufe der Jahre abgesprungen, die grünen Jalousien sind gealtert, das Schindeldach stellenweise schadhaft. Wir treten durch eine kleine Thüre, die auf den Hof führt, ein. Zu ebener Erde wohnen die wenigen Diener des Patriarchen, und befinden sich die Kanzleien. Eine hölzerne Treppe führt in's obere Stockwerk. In einem mit Landschaften bemalten Vorhause gehen Popen und Laien auf und ab. Der Patriarch hat den Besuch eines Generals erhalten. Die Popen, die den geistlichen Hofstaat des Patriarchen bilden, harren ihrer Vorstellung. Der General tritt aus dem Zimmer des Patriarchen, der Patriarch begleitet ihn bis an die Treppe, und geht dann in seine

Stube zurück, wohin ihm einige der wartenden Personen folgen, indeß sich die andern in den Speisesaal begeben.

Der Speisesaal ist die größte Stube des Hauses. Ein langer Tisch, einige alte, ledergepolsterte Stühle, ein alter Credenztisch bilden die gesammte Einrichtung desselben. An den Wänden ringsherum sind die Bildnisse sämmtlicher Erzbischöfe der nicht unirten Griechen in Oesterreich aufgehängt. Ein Patriarch, Arsenius der Dritte, Czernojewić, eröffnet die Reihe, ein Patriarch, Joseph Rajačić, beschließt sie. Alle andern waren nur Erzbischöfe. Rajačić selbst ist eine Erscheinung von weniger Ehrfurcht gebietendem als Vertrauen einflößendem Aeußeren. Hoch in den Jahren, mager, von mittlerer Größe, geht er vollkommen aufrecht und entwickelt in allen seinen Bewegungen mehr Lebhaftigkeit, oft Raschheit, als mit seinem Alter sich sonst vereint zu finden pflegt. Ein schneeweißer, nicht sehr dichter Bart wallt ihm zur Brust herab, schneeweißes Haar fällt unter der hochrothsammtnen Mütze von den Schläfen über den Nacken. Der Ausdruck des hagern, lebhaft gerötheten Gesichtes ist ein freundlicher,

mittheilsamer, die Augen blicken lebhaft, oft unstät umher. Er ist am 20. Juli (alten Styls) 1785 in Lutschan, einem Dorfe in der Oguliner Militärgrenze geboren, wo sein Vater Protopope war, studirte an dem Gymnasium zu Carlstadt, an dem Lyceum zu Szegedin, und endlich Jus an der Universität zu Wien. Die Besetzung dieser Stadt durch die Franzosen im Jahre 1805 bestimmte ihn zur Rückkehr nach Croatien, wo ihn Bischof Moises Miokovic von Carlstadt zum Eintritte in die Reihen der griechisch nicht unirten Klostergeistlichen bestimmte, und nach zurückgelegten kirchlichen Studien zum Archimandriten des Klosters Gomirje ernannte. Als Bischof Miokovic im Jahre 1813 nach Wien berufen wurde, übernahm Rajačić die Verwaltung der Diöcese, die er sodann auch nach der Rückkehr des Bischofs mit weniger Unterbrechung bis 1822 leitete. Von da ab verwaltete er, vom Bischof Putnik von Temeswar berufen, die Diöcese von Pokraz, bis er im Jahre 1829 von Franz I., in dessen besonderer Gunst er stand, zum Bischof von Dalmatien ernannt wurde. Im Jahre 1834 wurde ihm auf Verwendung des Erzbischofs Stra=

timirović das Episkopat von Werschetz übertragen. Nach dem Tode des Erzbischofs Stefan Stratimirović, der dem im Jahre 1836 verstorbenen Erzbischof Stratimirović gefolgt war, wurde Rajačić im Jahre 1842 von der Kirchenversammlung zu Carlowitz zum Erzbischof erwählt.

Wie die Einrichtung des ganzen Hauses, entbehrt auch jene der Zimmer des Patriarchen aller Pracht. Sie ist um nichts besser als jene eines mittleren Kaufmannes im Banate. Mehr scheint das Oberhaupt der nicht unirten Kirche auf seine Kleidung Acht zu haben. Unterkleid und Ueberrock sind von kostbarem violetten Brokate und mit rother Seide gefüttert. Um den Hals trägt er das breite gelbe, blaugerandete Band des eisernen Kronenordens, an der Brust den Stern desselben.

Im Gespräche ist der Patriarch sehr lebhaft, zuweilen mittheilend, zuweilen forschend. Er spricht mit den meisten Aebten und Priestern, auch mit sehr vielen Laien, weß Standes sie auch immer seien, „du", da er sie meist von Kindheit auf kennt. Beim Abschiede küssen ihm die Aebte die Hand, eine Ehrerbietigkeitsbezeugung, die er auch von Laien höherer Classen entgegennimmt.

Weniger mit dem Beginne als mit dem Resultate der jüngsten serbischen Bewegung ist der Name Rajačić innig verwachsen. Wie der Banus im Westen, so gab der Patriarch im Osten des ungarischen Südens derselben ihre Richtung. Wie Jener, so suchte Dieser die Interessen der Dynastie mit jenen der Nation zu vereinigen und zu verhüten, daß um der Letztern willen die Erstern nicht hintangesetzt werden. Daß sich der Patriarch gegründete Ansprüche auf den Dank des Herrscherhauses erworben, liegt außer allem Zweifel.

S e m l i n.

———

— — — —

Die Wasserfahrt von Carlowitz bis Semlin bietet nichts Bemerkenswerthes dar, als daß bald hinter Carlowitz auch das rechte Donauufer den Hügelschmuck der syrmischen Berge verliert. Bei Slankamen (Salzstein), einem kleinen, malerisch am letzten Ausläufer dieser Berge gelegenen Orte, welchem gegenüber die Theiß an dem, in dem letzten Kriege so vielgenannten Tschaikisten-hauptorte Titel vorbei in die Donau mündet, tritt man aus dem Bereiche des historisch denkwürdig gewordenen Tschaikistenbataillons in jenes des illyrisch banater Grenzregimentes. Eintönig und wenig erquicklich dehnen sich von nun an zu beiden Seiten die flachen Ufer hin, hier von Süm-

pfen durchschnitten, dort schroff abgebrochen und großentheils überschwemmt. Des Nachmittags erreichten wir Semlin.

Semlin ist eine jener wenigen Städte der Militärgrenze, in welcher die eherne Herrschaft des Theresianischen Gesetzes und die entwicklungsfeindliche Grenzverfassung das Aufkeimen eines gewissen Grades regern, commerziellen Lebens hintanzuhalten nicht im Stande war. Seine vortheilhafte Lage gegenüber der Hauptstadt von Serbien, an der Einmündung der Save in die Donau, eines Stromes, der Slavonien, Croatien und Triest mit den Ländern an der untern Donau verbindet, hat es bis zu einem gewissen Grade über die Hemmnisse der Militärherrschaft siegen lassen, es zum Stapelplatze eines ziemlich lebhaften Handelsverkehres, namentlich mit Getreide, und zum Wohnsitze vieler sehr wohlhabender Kaufleute gemacht. Ueber diesen Grad hinaus vermag keine menschliche Gewalt auf Erden etwas gegen Institutionen, durch welche das Aufleben einer industriellen Thätigkeit, eines höheren, umfassenderen commerziellen Getriebes nicht nur erschwert, sondern durchaus unmöglich gemacht wor-

den ist. Nicht fortschreiten aber in der Entwicke-
lung ist ein Rückschreiten. Und so sehen wir Sem-
lin, das, wenn es von der Staatsverwaltung ge-
pflegt, oder doch nicht verhindert worden wäre,
in diesem Augenblicke einer der reichsten Stapel-
plätze für die Erzeugnisse österreichischen Gewerb-
fleißes, eine unversiegbare Quelle wäre, aus wel-
cher die Reichthümer der Donauländer nach Oester-
reich strömen würden, zu einem verkümmerten
Scheinbild dessen zusammengeschrumpft, was es
wirklich sein könnte, sehen in ihm einen lebendigen
Beweis, wie wenig Oesterreich seine Interessen
an der südlichen Donau verstanden, wie weit es
einer verrosteten Institution, wie es die des Grenz-
systems ist, selbst seine materiellen Vortheile
hintan setzen konnte. Semlin ist eine kleine, wohn-
lich gebaute Stadt. Die breite Hauptstraße mit
dem Markte scheint ihren Mittelpunkt zu bilden.
Hier bemerkt man zu beiden Seiten die Häuser
der „reichen" Kaufleute, und liest die mit serbi-
schen Buchstaben geschriebenen Firmen jener Häu-
ser, die in der Handelswelt einen guten Klang
haben. Türkische Juden, die seit Jahrzehenden,
jedoch immer nur mit Pässen ihrer Regierung

versehen, hier als Fremdlinge, wenn auch Eingeborne, wohnen, einzelne Serbianer und Türken, die, ihre langen Pfeifen in der Hand, zu den Kaufläden wandeln, um allerhand Einkäufe zu machen, mahnen an die Nähe des türkischen Gebietes und an die ununterbrochene Verbindung mit demselben.

In der Geschichte der beiden Revolutionsjahre spielte Semlin eine zwar wenig thätige, doch seiner Lage wegen nicht unwichtige Rolle. Hier wie in Neusatz war der unausbleibliche Ausbruch einer nationalen Erhebung seit Jahren vorbereitet. Daß dies weniger zum Vorschein kam, lag eben in dem eigenthümlichen Verhältnisse der Stadt als Militärcommunität, durch welches sie von aller Theilnahme an dem regen politischen Leben der andern ungarischen Städte streng ausgeschlossen war.

Neben der nationalen, war hier noch eine andere Bewegung vorbereitet, die gegen die durchaus militärische Verwaltung der Stadt. Semlin hatte es längst angestrebt, aus der beschränkten, alle materielle sowohl, als geistige Weiterentwicklung hemmenden, alle Bestrebungen paralysirenden Stellung einer Militärcommunität, in jene einer

ordentlichen sich selbst verwaltenden frei-städtischen Gemeinde überzugehen. Mühe jedoch, alle Vorstellungen blieben erfolglos. Von dem Grundsatze, in der Militärgrenze keinen Krystallisationspunkt für Industrie und höheres, geistiges, politisches Leben entstehen zu lassen, wurde nicht abgewichen. So führten denn die Märztage auch in Semlin zur Selbsthülfe, und die Stadt bemächtigte sich thatsächlich der Rechte einer Gemeinde, die sie des militärischen Obereinflusses enthoben. Wichtig wurde Semlin für die serbische Bewegung durch seine Lage gegenüber von Belgrad, in welcher es bestimmt war, die Verbindung und das Einverständniß der diesseitigen mit den jenseitigen Serben zu unterhalten, und dem Patriarchen und den Seinen zum Rückzuge für den Fall eines unaufhaltbaren Andrängens der ungarischen Streitkräfte zu dienen. Dies war auch der Fall, als Perczel seine Bajonette über die Römerschanzen trug und der ungarischen Sache ein Sieg erfochten schien, von dem man wußte, daß ihn die österreichischen Heerführer nicht ungerne sahen, vielleicht theilweise möglich machten, um den immer mächtiger werdenden Serben allen Grund zu künftigen Ansprü-

chen zu benehmen. Die Lage Semlins an der bequemsten Uebergangsstelle auf türkischen Boden lenkte aber auch die Aufmerksamkeit der Heerführer der ungarischen Armee darauf. Dem damaligen österreichischen Consul zu Belgrad war diese vielseitige Bedeutung Semlins nicht entgangen, und beinahe volle zwei Jahre ging die Communication zwischen Semlin und Belgrad fast völlig ungestört, zuweilen fast ohne alle Dazwischenkunft der Behörden von Statten.

„Sie wollen nach Belgrad und haben keinen Regierungspaß dahin?“ bemerkte mir ein Freund, den ich in der Hauptstraße von Semlin nach langer Trennung wieder gefunden. „Die Zeiten von 48 und 49 sind vorüber und es wird die strengste Aufsicht gehandhabt. Ohne Paß ist von einem Uebertritt nach Serbien durchaus keine Rede und selbst, wenn Sie Gott protegirte; den genauesten Nachforschungen entzieht denjenigen, der hinüber will, selbst ein Paß nicht, am allerwenigsten ein englischer oder französischer.“

„Und wodurch ist diese Strenge veranlaßt worden?“ fragte ich meinen Freund.

„Oesterreich und Serbien begegnen sich in den

Gründen. Seit der Beendigung der ungarischen Revolution ist Serbien das Land und Belgrad die Stadt, durch welche zahlreiche ungarische Compromittirte ihren Weg unter den wohlwollenden Schutz der Pforte suchen. Personen von Wichtigkeit sind unter den Augen der kaiserlichen Wachen, unter den Augen des Cordons in Semlin angelangt und reisten von hier ungestört nach Belgrad und Constantinopel. Der englische Consul, der hier in Semlin seinen zeitweiligen Aufenthalt genommen, empfing sie hier und versah sie mit englischen Pässen. Nun ist wohl der englische Consul nach Belgrad zurückgesiedelt, Leute aber, welche seine Pässe herüberbringen oder herüberholen, finden sich immer, und die kaiserlichen Behörden finden sich zu verdoppelter Aufmerksamkeit verpflichtet. Zu dem kommt noch die Vermuthung, daß eine Anzahl ungarischer Emigranten ihren Aufenthalt in Belgrad genommen hat, und die Befürchtung, daß sie beunruhigende Verbindungen in dem diesseitigen Staate anknüpfen und unterhalten. Serbischerseits sieht man einen allzulebhaften, namentlich geistigen Verkehr zwischen den Serben beider Nachbarstaaten ebenfalls nicht gerne,

weil man die Propaganda einer Partei fürchtet, die ihren Sammelpunkt außerhalb Serbiens hat, und in den Erfolgen der Revolution von 1842 nicht die für Serbien endgiltigen sieht. Alles dieses wird Sie einsehen lassen, daß Sie die Hoffnung, Belgrad zu sehen, besser aufgeben. Selbst Einheimischen, wenn man ihrer Gesinnung nicht vollkommen gewiß ist, wird die Erlaubniß zur Ueberfahrt nicht gestattet, vielweniger Fremden."

Ich erwog sehr wohl, was mir mein diplomatischer Freund mittheilte, und so sehr ich nicht umhin konnte, seinen und der beiden Regierungen Besorgnissen meine bewundernde Anerkennung zu zollen, so wenig mochte ich es unterlassen, denselben meine Versuche, Belgrad zu sehen, entgegenzusetzen. Zwei Wege standen mir offen: Semlin zu verlassen und am Ufer der Save hinaufzuwandern, um mich daselbst einem türkischen Kahne anzuvertrauen, und im Schutze der dunkeln Nacht, unbemerkt von den Cordonwachen die Ufer Serbiens zu suchen, ein Weg, der in letzter Zejt viel versucht worden, der jedoch im Entdeckungsfalle keineswegs von angenehmen Folgen begleitet ist, und statt nach Serbien direct in die Gefängnisse

von Temeswar führt; oder dies Experiment für den äußersten Nothfall aufzusparen, und auf geradem Wege die ausnahmsweise Erlaubniß nachzusuchen. Die Erfahrung, daß bei den untergeordneten Organen in der Regel weniger zu erlangen sei, als bei den Höhergestellten, und daß Niemand weniger zugänglich sei, als eben die Untergeordneten, hieß mich direct die höchste militärische Autorität von Semlin, den commandirenden General aufsuchen. Der General hatte eben Besuch, als ich mich melden ließ. Nichtsdestoweniger und trotzdem es bereits spät am Abend war, trat er mir in seinem Arbeitszimmer, meine Karte in der Hand, entgegen. General K... einer von jenen Männern in der Armee, deren Laufbahn und Verdienste in dem einfachen Kanonenkreuze, das sie an der Brust tragen, zu lesen sind, ist ein Mann in vorgerückten Jahren und von einer Leutseligkeit des Begegnens, wie es nur jene in höhere Stellungen mitnahmen, die die Schule des Lebens nicht auf Rosenwegen durchgemacht haben. Ich theilte ihm mein Anliegen mit. Ohne Rückhalt eröffnete mir der General die

Gründe, welche ihm die strengste Beobachtung der Verkehrsvorschriften zur Pflicht machen.

„Belgrad ist eine interessante Stadt, und es dürfte Ihnen leid thun, an der untern Donau zu reisen, und es nicht gesehen zu haben; denn wenn Sie Belgrad gesehen haben, dann haben sie auch den Orient im Kleinen gesehen. Es hat auch auf mich einen höchst belehrenden Eindruck gemacht, und ich kann es mir nicht versagen, jedem gebildeten Reisenden den gleichen Genuß möglich zu machen. Meine Stellung jedoch gebietet mir die strengste Vorsicht. Haben Sie Jemanden in Semlin, der Sie kennt?

„Ich habe Niemanden.“

„Das ist mir unangenehm. Ich habe Grund, in Ihre Person alles Vertrauen zu setzen, doch muß ich auch meiner Verantwortlichkeit eingedenk sein.“

Ich erinnerte mich eines offenen Empfehlungsschreibens an den jenseitigen General Kničanin, das ich bei mir hatte.

Der General nahm den Brief.

„Ich bedaure,“ sprach er, „daß ich nicht serbisch lesen kann. Kničanin ist ein guter Name

und eine Bürgschaft, die geachtet werden darf. Wollen Sie mir den Brief in Händen lassen und erlauben, daß ich mir ihn heute Abend lesen lasse? Wenn Sie wirklich, wie ich auch glauben will, keinen andern Zweck haben, als den, Belgrad zu sehen, so wollen Sie sich morgen früh um sieben Uhr wieder zu mir bemühen." —

Mit dem Schlage sieben stand ich in dem Arbeitszimmer des Generals.

„Haben Sie einen guten Magen?" war die sonderbare Ansprache, mit der er mich empfing.

Ich wußte nicht, wie die Sache nehmen, und trat in Erwartung eines unangenehmen Rencontres einen Schritt zurück.

„Erschrecken Sie nicht! Ich meine nicht den moralischen, sondern ganz schlechtweg den physischen Magen."

Noch immer wußte ich nicht, was der General sagen wollte. Da wies er nach dem Fenster, durch welches sich die Aussicht über die Donau eröffnete. Der Strom schlug ungewöhnlich hohe Wellen, ein türkischer Kahn wankte darauf hin und her, als ging er auf hoher See. Ich ver=

sicherte, die Ueberfahrt selbst bei größerem Sturme nicht zu scheuen, und hatte in wenigen Augenblicken ein Certificat in Händen, das mir den Uebertritt nach Belgrad „auf vierundzwanzig Stunden" gestattete.

Ueber die Donau.

— — — —

Die Donau ging in der That sehr hoch, und war seit Beginn des Frühjahrs in ungewöhnlicher Ausdehnung über die beiderseitigen Ufer ausgetreten. Von einem Zurücktreten in die natürlichen Grenzen war noch nirgends eine Spur. Bei Semlin umspülte das Wasser nicht nur das hölzerne Haus, in welchem das Tschaikistencommando seine Station hatte, sondern war auch durch die Uferpallisaden gedrungen, und hatte sogar den Damm, der die Stadt vor Ueberschwemmungen schützen, und den Weg zum Landungsplatze der Dampfschiffe sichern soll, theilweise zerstört. Die Tschardaken, Wachthäuser der Grenzsoldaten, die von Strecke zu Strecke längs des linken

Ufers der Donau und Save auf hölzernen Pfeilern errichtet sind, und den Cordon bilden, und sonst auf dem Festlande stehn, schienen bis in die Mitte des Stromes hinausgerückt. Zudem pfiff der Sturmwind, der sich in der Nacht erhoben, mit solcher Heftigkeit und so anhaltend stromabwärts, daß der sonst ruhige Fluß wirklich einem aufgewühlten kleinen See glich, in welchem sich die sturmgepeitschten Wellen in wilder Hast schäumend überstürzen.

Die Glocken von Semlin läuteten zum Mittag, ohne daß sich der Sturm im mindesten gelegt hätte. Die Tschaikisten, die bisher immer noch auf gutes Wetter harrend, in ihren Kähnen ruderfertig gesessen waren, stiegen nun aus und verließen mit der Versicherung das Ufer, daß, so lange der Wind sich nicht ganz gelegt haben würde, von einer Fahrt nach Belgrad keine Rede sein könne. Eine Anzahl serbischer Kaufleute, welche, wie ich, hinüber wollten, hatten den Abfahrtplatz schon früher verlassen, und sich entschlossen, günstigeres Wetter abzuwarten. Nur fünf bis sechs Personen waren zurückgeblieben, unter ihnen zwei schwarzgekleidete Damen von verschiedenem

Alter, anscheinend Mutter und Tochter, welche bisher in Begleitung eines jungen Serben ziemlich abseits am Ufer auf und abgegangen waren, und jetzt mein Interesse anregten. Ich hatte auf der Commandatur zufällig ihre Pässe gesehen. Sie waren von General Haynau untergefertigt und enthielten die Angabe „Auswanderung." Die Damen schienen mit besonderer Ungeduld der Ueberfahrt entgegenzusehen. Von Zeit zu Zeit sandten sie ihren Begleiter zu den vor einer nahen Schenke rastenden Tschaikisten und ließen fragen, ob es nicht doch noch möglich sein werde, die Fahrt anzutreten. Indeß der Sturm nicht nur nicht im geringsten Miene machte, nachzulassen, sondern vielmehr anhaltend zunahm, waren sie die Einzigen, die in jeder Pause eine günstige Wendung des Wetters, ein Abnehmen, ein Aufhören des Sturmes erkannten. Unverwandten Auges blickten sie nach Belgrad hinüber. Ihre Gedanken waren schon drüben, während sie selbst vielleicht die letzten Augenblicke auf einem Boden weilten, den sie Vaterland nannten. Da näherte sich ihnen ein junger, bartloser Mensch, den sein Anzug und der Turban als vom jenseitigen Ufer herübergekommen erkennen ließ. Er sprach mit

ihnen leise und überreichte ihnen nach einigen gewechselten Worten ein zusammen gefaltetes Blatt Papier.

Die Damen durchflogen das Blatt mit sichtlich freudiger Aufregung, küßten es zu wiederholtenmalen und entfernten sich dann mit dem Türken raschen Schrittes. Eine halbe Stunde darauf ward ein Kahn auf der Höhe des Stromes sichtbar. Die Wellen hoben und senkten ihn, als wollten sie ihn verschlingen. Der Schaum schlug über ihm an beiden Seiten zusammen. Vier Türken schwenkten mit kräftigen Armen die Ruder, und die darin saßen, waren die beiden schwarzgekleideten Damen.

Einer der serbischen Kaufleute neben mir bemerkte: „Ich wette, daß das Magyarinnen sind! Denn man muß den Magyaren lassen, daß sie nicht wissen, was Furcht ist.“

Ein junger katholischer Geistlicher aus Croatien, der entfernte Verwandte in Belgrad zu besuchen gekommen war, und von dem Niemand, der ihn seit seinem Erscheinen auf dem Abfahrtsplatze beobachtet hatte, ein Gleiches betreffs der Furcht zu behaupten im Stande war, brachte jetzt die

Versicherung, daß alles weitere Warten vergebens sei, da die Tschaikisten heute durchaus nicht mehr zu fahren erklärt hätten. Der Belgrader Kaufmann meinte hierauf, dann bleibe nichts übrig, als sich von den Magyarenfrauen nicht beschämen zu lassen, und einen türkischen Dschamatz (Kahn) aufzusuchen. Ein solcher sei zwar viel schwächer und kleiner, als die österreichischen Tschaiken, die Türken jedoch mit der Donau um so viel vertrauter und bessere Schiffer.

Der Landungsplatz für die türkischen Kähne befindet sich einige hundert Schritte stromaufwärts bei dem sogenannten Reiterpiquet. Hier werden den Herüberkommenden und Hinübergehenden die Pässe abgefordert und darüber gewacht, daß kein Schmuggel getrieben werde. Einige Kähne lagen am Ufer, und einige türkische Schiffer saßen mit gekreuzten Beinen im Sande umher, oder schritten, die Hände über den Rücken gekreuzt und den Tschibuk (langröhrige Pfeife) haltend, ruhig und langsam auf und ab.

„Wollt Ihr uns hinüberführen?“ sprach ich den ältesten von ihnen an, einen Greis mit gebräuntem arabischen Gesichte, silberweißem Barte

und weißem Turban, der eben sehr würdevoll eine dicke blaue Wolke vor sich hin hauchte.

Ohne sich im geringsten stören zu lassen, oder uns nur eines Blickes zu würdigen, machte der Greis mit dem Haupte eine verneinende Bewegung.

„Du glaubst wohl, daß sich der Sturm heute nicht mehr legen werde," frug ich weiter.

Der Greis nahm die Bernsteinspitze seines Tschibuk vom Munde, rief: „Jok, Jok!" nickte mit dem Kopfe, als wollte er bejahen, und schnalzte dabei mit der Zunge, als wollte er seiner Bejahung noch den Nachdruck der Unfehlbarkeit geben.

Wenig erbaut, wandte ich mich zu den Kaufleuten und frug, was zu thun sei, da selbst die Türken nicht fahren wollten.

„Das ist nicht möglich," erwiederte einer derselben, „ein Türke fährt, und wenn die Wellen über Belgrad gehen!"

Nun richtete der Belgrader Kaufmann die gleiche Frage an den alten Türken. Dieser aber erwiederte, er habe ja bereits erklärt, daß er fahren wolle, nur möge man ihn seinen Tschibuk zu Ende rauchen lassen, indessen würden auch seine

Momzen (Leute) aus dem Varosch (Stadt) zurückkommen, die allerhand Posla (Geschäfte) darin hätten. —

Erst später wurde mir klar, daß die Kopfbewegung, die bei uns verneint, bei den Türken bejahe, und daß ein Schnalzen mit der Zunge, wobei mit dem Kopfe genickt wird, die Augen geschlossen werden, die Verneinung bedeute.

Einige Minuten darauf kamen die Momzen aus dem Varosch, wir bestiegen zwei Kähne und stießen hinaus in die tosende Donau. Ein walachischer Bojare mit seinem Söhnlein, ein junger Serbe, der eben aus Heidelberg zurückkehrte, wo er einige Jahre hindurch auf Kosten seiner Regierung allerhand Studien betrieben, und der Geistliche waren meine Reisegefährten. Der Strom riß wirklich mit ungeheurer Gewalt abwärts. Rechts und links schlugen die Wogen an das leichte Fahrzeug, als wollten sie es zerschmettern, und schleuderten uns, wie empört über den Widerstand des halben Dutzends elender Bretter ganze Regengüsse ins Gesicht. Die vier Momzen, unter ihnen ein Mohr von glänzend schwarzer Hautfarbe, saßen wie angefesselt auf ihren Bänken und

zähmten, die Aermel bis an die Schultern aufgeschürzt, mit den schlanken Rudern im gleichmäßigen Tacte die Fluthen. Der alte Türke saß auf einem ausgebreiteten Teppich am hintern Ende des Schiffes, in der einen Hand das Steuerruder, in der andern den Tschibuk, und dampfte majestätisch seine Wolken in den Sturm hinein. Der junge Geistliche konnte sich einer gleichen Ruhe des Gemüthes nicht erfreuen. Gleich bei Beginn der Fahrt, noch ehe wir einige Klafter weit das Ufer hinter uns hatten, erwachte in seinem Herzen der bittere Scorpion der Reue.

„O Gott, o Gott!" seufzte er vor sich hin, „was hab' ich mich auch leichtsinnig in eine solche Gefahr begeben? Der Mensch ist ein sündhaftes Geschöpf, das Gutes nicht eher schätzen lernt, als bis es in Gefahr ist, es zu verlieren!"

Ich versuchte, einige tröstende Worte an den zagenden Hirten zu richten.

„Versündigen Sie sich nicht, mein unbekannter Herr, und bringen Sie nicht Unglück über uns durch Ihre Reden! Bedenken Sie nur, daß wir auf dem Wasser sind und der Teufel nicht müde wird, mit dem Menschen um seine Seele zu spielen!"

Eine Welle schlug dem jungen „Seelsorger," der diesen Namen wenigstens in Bezug auf sich selbst vollkommen verdiente, ins Gesicht.

„Heilige Maria!" rief er aus, „da haben Sie, was Sie mit Ihren Reden herbeiführen!"

Am allerwenigsten waren dem gesalbten Diener des Herrn die Schwankungen von einer Seite zur andern erträglich. In solchen Augenblicken erstieg sein Jammer den höchsten Gipfel. Da jedoch diese Schwankungen auf die Zerknirschtheit des neuen Jonas, der jeden Augenblick dem Rachen eines Donauhaifisches entgegensah, durchaus keine Rücksicht nahmen, verstummten endlich seine Klagen. Er ergab sich in lautloser Verzweiflung in das Geschick, in das er sich sündhaft muthwillig selbst gestürzt.

Nach anderthalbstündiger Fahrt hatten wir endlich zu nicht geringem Troste für den sterbensbereiten Geistlichen den Fuß des Felsens erreicht, auf dem Belgrad, die alte geschichtenreiche Veste, erbaut ist. Das Wasser hatte hier eine solche Höhe erreicht, daß es längs der ganzen untersten Festungsmauer durch die Schießscharten ins Innere der Werke drang, und an manchen Stellen

fehlte wenig, daß es die Mauern selbst überströmte. Die Momzen richteten im Kahne einen kleinen Mast auf, zogen einen Strick über dessen Spitze und sprangen ans Land, um die Festungsmauer zu erklimmen, und auf derselben hinlaufend das Schiff um die Festung herum zu ziehen. Hie und da stießen wir während dieser Fahrt auf Gruppen von türkischen Soldaten, welche in halbnacktem Zustande mit der längst nothwendig gewordenen Reinigung ihrer Wäsche sich beschäftigten, oder auf einem Steinhaufen sitzend rauchten. Von Zwischenraum zu Zwischenraum gingen auf den Wellen einzelne Wachtposten vor halbverwitterten Schilderhäusern auf und ab.

Der äußere Anblick der Festung ist nicht im Stande, einen günstigen Vorbegriff von deren innerem Zustande zu erwecken. Allenthalben sind die Mauern von der Gewalt des Stromes unterwühlt, lückig, stellenweise versunken und zusammengebrochen, durchgehends morsch und verwahrlost. Die Wälle sind hier von wucherndem Unkraut überwachsen, hier von Regengüssen abgespült, dort überschüttet.

Einige Schritte von der Festung stromaufwärts ist der Landungsplatz für die herüberkommenden Schiffe. Ein serbischer Haiduk, im Anzuge von andern Serbianern durch nichts unterschieden und blos an dem Stocke, den er trägt, als polizeiliche Autorität kenntlich, nahm uns die Legitimationen ab, und wir befanden uns auf fürstlich serbischem Boden.

Belgrad.

1. Erster Eindruck. Begegnungen.

Der Eindruck, den der erste Anblick von Belgrad auf mich ausübte, bleibt mir ein unvergeßlicher, bedeutungsvoller. Zuerst sieht man einen breiten, nicht eben hohen Felsen, der aus den Fluthen emporsteigt. Braune Schanzmauern und grasige Wälle umgeben ihn in mehrfachen Reihen; halbversunkene Zinnen, auf denen hie und da ein türkischer Soldat, das blitzende Gewehr im Arm, vor einem Schilderhause lässig auf und abgeht, krönen seine Höhe. Ein schlankes Minaret streckt hier seine schimmernde Spitze in die jagenden Wolken hinein, und hundert Schritte davon schimmert das weiße Zinndach einer christlichen Kirche. Zur einen Seite dieses Felsens, den hinan die stürmenden Heere bald des Kreuzes, bald des

Halbmondes mit begeistertem Schlachtruf ihre Fahnen trugen, dehnen sich Gärten und Büsche am Ufer des Stromes hin, aus deren grünen Gruppen hie und da zerstreute Dächer hervorlugen und schlanke Minarete ihre weißen Schäfte in den blauen Himmel hinein erheben; zur andern Seite erstreckt sich bergab und über die Ebene hin eine neue, im Werden begriffene Stadt, rothgedeckte, zerstreute, durch Gärten und Brachfeld von einander geschiedene Häuser: dies die Ansicht von Belgrad, wie sie sich dem von Semlin Hinüberschiffenden darbietet. Eine Geschichte, die ihre letzten Kapitel abzuspielen im Begriffe ist — die Geschichte des welterobernden Stammes der Osmanen — und eine Geschichte, die eben erst anfängt in den Kreis der Weltereignisse zu treten, berühren hier einander. Man sieht es Belgrad an, daß man eine Stadt vor sich habe, in der sich Absterben und Neuaufleben, Niedergang und Aufgang, Vergangenheit und Zukunft berühren. Man sieht die Herrschaft des Halbmondes aufhören und die des Christenthums wieder beginnen. An den alten Stillstand schließt sich hier der junge Fortschritt, an den starren, entwicklungsfeindlichen Islam

die regsame bildungsfähige Idee europäischer Gesittung, an die Thatenlosigkeit ein kräftiges Aufleben, an die Versunkenheit ein regsames Aufstreben, an die tödtende Knechtschaft die belebende Freiheit. Es ist Einem, als sähe man die Hand des gefesselten Sklaven, wie sie unablässig an der ermattenden Faust des stolzen Gebieters arbeitet, um ihr auch noch die letzte Kette zu entwinden, an die er angeschmiedet ist. Dies der erste Eindruck, den man erfährt, wenn man sich Belgrad nähert. —

Der Sturm hatte sich kurz nachdem wir gelandet waren, gelegt. Der katholische Geistliche pries Gott für seine glückliche Errettung aus so augenscheinlicher Gefahr und eilte, seine Verwandten aufzusuchen, und ich stand mit meinem Gepäcke am Ufer, zum ersten Male, seit ich den Wonnen des Reisens obliege, von dienstfertigen Händen nicht umrungen. Wenige Schritte seitwärts saßen wohl einige türkische Träger vor einer Schänke und schmauchten aus langen Pfeifen. Aber keiner von ihnen erhob sich, um mir seine Dienste anzubieten, wiewohl sie merken konnten, daß ich ihrer bedurfte. Die Genügsamkeit und die Neidlosigkeit

des Orients schienen ihnen jedes Aufdrängen seiner selbst, jedes Vordrängen unter einander zu verbieten.

„Will sich denn Niemand ein Geldstück verdienen?“ rief ich den Rauchenden zu, da ich merkte, daß mein Abwarten zu keinem andern Ziele führen dürfte, als daß ich bei meinem Gepäcke selbst Trägerstelle vertreten müßte.

„Jeder gerne!“ erwiederten die Träger fast alle einstimmig, jedoch ohne sich aus ihrer bequemen Lage bringen zu lassen. „Wer aber von uns soll dir dienen? Wen willst du?“

„Komme wer will!“ war meine Antwort.

Die Träger dampften unter einander ein Paar dicke Wolken und sahen einander stillschweigend an. Endlich fragte Einer, dem Anscheine nach der Aelteste unter ihnen: „Allil, hast du heute schon einen Verdienst gehabt?“

„Nein!“ antwortete ein junger, schlanker Mohr mit weißem Turban, weißem Leibchen und rothen weiten Beinkleidern.

„Nun, so trage dem Herrn die Sachen!“ bedeutete ihn der Fragende, und der Mohr erhob

sich von seinem steinernen Sitze, um sich meines Gepäckes zu bemächtigen.

„Wohin willst du, daß ich dich führe?" fragte Allil, nachdem er mein Felleisen auf seine Schultern geladen, in wohlklingender serbischer Sprache.

„In eine Mehana!"

„In eine, wo man auf türkisch oder wo man auf schwäbisch beherbergt wird?"

„Bring mich in die beste Mehana von Belgrad, wo die Fremden meines Gleichen einzukehren pflegen!"

„Nun gut, da mußt du in die Zdania!" erwiederte der Mohr, und setzte sich mir voran in Bewegung.

So gemächlich Allil auf seinem Steine gesessen war, so schnell lief er nun vor mir her, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob ich ihm in der gluthhaften Hitze des Tages nachzukommen im Stande sei oder nicht. Man sah es seinen schwarzen Sohlen an, daß sie gewohnt seien, über den heißen Kies der Wüste hinzufliegen.

Da aber meine Sohlen weder an den Sand der Wüste, noch an die holperigen Straßen Belgrads gewohnt waren, so mußte ich meinen schwar=

zen Träger jedenfalls in den Kappzaum zu nehmen suchen. „Allil!“ rief ich ihm nach.

„Was willst du, Komschiah? (Nachbar)“

„Hör' einmal! wo hast du so laufen gelernt?“

„Komschiah, wahrlich nicht im Krieg; aber desto besser auf dem Wege von Stambol hieher.“

„Wie meinst du das?“

„Nun Komschiah, ich war ein Sklave; und als das Schiff, auf dem ich ruderte, vor zwei Jahren nach Stambol kam, da machte ich mich in einer Nacht von der Ruderbank los, und lief unaufgehalten hieher nach Belgrad — und nun bin ich frei!“

„Bist du auch Christ geworden?“

„Das nicht, Komschiah. Ich bin ein Moslim, und bleib' ein Moslim. Ein Moslim, der ein Christ wird, gleicht einer Rose im Trebertrog der Säue. Aber ein Christ, der Moslim wird, gleicht einem Kieselstein, den der Sultan vom Boden hebt und in Gold gefaßt an seinen Turban heftet. Mein Weib aber war eine Christin.“

„Wie, du bist verheirathet?“

„Ich habe eine Christin zum Weibe genommen, eine Weiße, weiß wie der Schnee hier zu

Lande, und habe auch schon ein Töchterlein, braun, wie das schönste Kind eines Dschindschirli (Zigeuners)."

„Und wie ernährst du dich?"

„Bis jetzt mit Lasttragen und allerlei anderm Dienst. Hab ich's erst dahin gebracht, daß ich mir einen Dschamatz (kleines Fahrzeug) kaufen kann, so bin ich mit meinem Weib und meiner kleinen Dschindschirli geborgen."

Unter diesem Gespräche, das seine beabsichtigten Wirkungen auf die Beine des jungen Mohren nicht verfehlte, waren wir an dem österreichischen Consulatsgebäude vorbei und zwischen einigen zerstreuten Häuschen einen sehr steilen, schlechten Weg hinangeklommen, der uns an der Wohnung des Metropoliten und an der schönen, neuen Kirche vorüber zur Zdania führte.

Die Zdania ist einer der beiden, europäischem Bedürfnisse angepaßten Gasthöfe, die Belgrad in diesem Augenblicke aufzuweisen hat. Der Besitzer desselben, Fürst Michael Obrenowitsch, schien keine Kosten gescheut zu haben, es in einem Umfange und mit einem Prachtaufwande herzustellen, der jedem Hôtel des sogenannten civilisirten Europa

Ehre machen würde, und so dürfte die „Zdania“ vorzugsweise also, d. i. „das Gebäude“ genannt, leicht das größte und schönste Haus von Belgrad sein, und mit den schönsten Hôtels von Pest und Wien rivalisiren können, wenn nicht auch hier morgenländische Verwahrlosung ihre Rechte geltend zu machen begonnen hätte. Viel Grund an dieser Verwahrlosung ist wohl auch der Umstand, daß die hier zu Lande noch heilig geachtete Sitte der Gastfreundschaft das Bedürfniß nach besser verwalteten Gasthöfen noch nicht hat fühlbar werden lassen. Daher es auch kommen mag, daß der größte Theil des munificent erbauten Hôtels an Privatparteien, meist Beamte, vermiethet ist, während zur Aufnahme von Fremden nur sehr wenige, und man kann nicht sagen, zum besten bestellte Zimmer bereit sind.

Mein Erscheinen in der Zdania schien auf die dienstbaren Genius̃e derselben durchaus keine heraufbeschwörende Wirkung ausüben zu wollen, und hätten nicht zwei riesige Hunde in einer Weise von meinem Träger Notiz genommen, daß er nicht umhin konnte, mein Gepäcke wegzuwerfen, und sich mit ihnen in einen Raufhandel einzulassen;

ich stände vielleicht noch heute in der Durchfahrt und riefe vergeblich nach Jemandem, der mir eine Ruhestätte für mein müdes Haupt anweise. Was meinem Rufen nicht gelang, das gelang dem Bellen der beiden Hunde, denen der Mohr mit seinem Tschibuk auf sehr empfindliche Weise zusetzte. Ein fluchender Hausknecht von mehr als kleiner Statur und eine ergrimmte Stubennymphe von mehr als schlankem Wuchse kamen zum Vorschein und machten Miene, die Partei der beiden Hunde zu nehmen. Eine für den Mohren tragische Wendung der Dinge war unausbleiblich, wenn ich nicht zur rechten Zeit mein Begehren nach einem Obdach erneuerte, und den Mohren als unter meinem allerhöchsten Schutze stehend erklärte.

Ich muß anerkennen, daß der Knecht dieses Hauses jedenfalls mehr Achtung vor dem Völkerrechte bewies, als zum größten Leidwesen der Geschichte der Menschheit in den letzten Sonnenjahren die „Knechte" eines gewissen andern „Hauses." Er wandte sich sogleich mit seinen Füßen gegen die Hunde, und hieß seine lange Bundesgenossin mir eine „Soba" (Stube) aufsperren. Diese — nicht die Stube, sondern die lange Stubennymphe —

wankte auch allsogleich die breiten Treppen hinan, und öffnete mir am Ende des Corridors eine Thüre mit der Versicherung, sie weise mir die beste Stube an, die in Belgrad je ein Gast bewohnt habe. —

Die Stube war allerdings geräumig, hoch, gemalt, hatte Flügelthüren und Parquetten, litt aber um so größern Mangel an all dem, was nach den Begriffen alltäglicher Menschen zu den nothwendigsten Bequemlichkeiten eines wohnlichen Aufenthaltes gehört. Der viel umfassende Begriff einer Stubeneinrichtung war hier auf die Einheit einer Lagerstätte zurückgeführt. Selbst diese Einheit jedoch schien keineswegs geeignet, vor der zerlegenden Kraft der Kritik bestehen zu können, und drohte bei dem ersten Versuche entzwei zu brechen. Ich wollte meine Bemerkung darüber, daß ich es mit meinen Ansichten über Bequemlichkeit für unvereinbar halte, in diesem leeren Raume meine Zelte aufzuschlagen, laut werden lassen. Die lange Nymphe jedoch war gleich wieder verschwunden, und Allil harrte, bei der Thüre stehend, seiner Belohnung. —

Ich sah mich bald allein in der leeren weiten Stube und trat ans Fenster. Ein Blick aus demselben sollte mich einigermaßen für den Naturzustand, der in der Einrichtung der Stube vorherrschte, entschädigen. Vor meinen Augen lag ganz Belgrad ausgebreitet, ein weniger imposantes, als buntes, ganz eigenthümlich gruppirtes Panorama. Rings um die Zdania ist die Anhöhe, deren höchsten Punkt eben dieses Gebäude einnimmt, von Häusern theils älterer, theils neuer Bauart bedeckt. Bemooste Schindel- und rothe Ziegeldächer, grüne Jalousien und die eng vergitterten Fenster türkischer Häuser, steinerne Mauern und ganze Stockwerke aus Holz bilden hier einen bunten, von Hollundersträuchen und Nußbäumen durchflochtenen Umkreis. Eng und winklig winden sich die Straßen zwischen Häusern und Gartenmauern hin. Gegen Sonnenaufgang erheben sich die zerfallenden Werke der alten Beste, und hinter ihnen tauchen hie und da die rohen Mauern türkischer Gärten und die spitzen Thürmchen der Dschamien (Moscheen) hervor. Gegen Sonnenuntergang und gegen Süden erstreckt sich derjenige Stadttheil Belgrads, der nicht älter ist, als die Geschichte

des Befreiungskampfes des serbischen Volkes. Die Häuser, meist neu und gut gebaut, liegen zerstreut und in großen Entfernungen von einander auf den grünen Hügeln und in der grünen Ebene an der Save, die Sokaken (Strassen) sind meist regelmäßig und breit, besonders in der Nähe der Thore und Wälle, durch welche diese neue Stadt von den älteren Stadttheilen geschieden ist. Alles zeigt in dieser neuen Stadt auf Anfang und Beginn hin, Alles ist im Werden begriffen. Sie selbst kann noch für wenig mehr, als für den markirten Grundriß einer künftigen großen Stadt, einer künftigen Kapitale der Südslaven angesehen werden.

Da es noch nicht spät am Abend war, beschloß ich, von der eben gewonnenen Uebersicht Belgrads sogleich den vernünftigsten Gebrauch zu machen, das heißt, einen flüchtigen Gang durch dasselbe zu unternehmen.

Ich trat vor die Zdania und wandte mich auf gut Glück dorthin, wo ich die meisten Menschen sah. Serben und Türken in bunten, ärmlicheren und reicheren Trachten gingen da durcheinander. Fehs und Turbans wechselten in bunter Farben-

mischung mit einander ab, und nur hie und da tauchte ein weißer Hut oder eine schwarze Kappe, jene den Fremden, diese den Staatsbeamten erkennen lassend, aus der Menge heraus.

Es war eine lange, abschüssige Straße, durch die ich hinabging. Zu beiden Seiten waren die Läden der Kaufleute und Handwerker noch geöffnet, und alle Hände noch vollauf beschäftigt, wenn auch die Sonne bereits hinter die Hügel gesunken war. Da stand der serbische Trgowatz (Kaufmann) hinter dem Ladentische und markirte die aus Wien oder Leipzig bezogenen Stoffe und Tücher mit Nummern und Preisen; dort saß der Bosniake, die Füße unter sich gekreuzt, auf dem erhöhten Boden seiner Bude, und hatte Sättel und Riemzeug feil; dort hämmerte noch der bulgarische Waffenschmied an einer langen, silberbeschlagenen Puschka (Flinte). Hier zählte ein jüdischer Wechsler Goldmünzen und Silberzwanziger, und dort schnitt ein türkischer Duhandschiah die letzte Okka duftenden Tabaks bis zur Feinheit des Haares.

Ehe ich mich jedoch dessen versah, war ich mitten unter eine Masse verschiedener von Gassen durchkreuzter Kaufbuden gerathen. Der Abend begann

hereinzusinken, und ich mußte auf den Rückweg bedacht sein. Ein schmales Gäßchen, durch das ich auf gut Glück den Weg einschlug, führte mich aus der Türkenstadt, in die ich mich verloren hatte, nach einem großen grünen Platze, auf dem noch hie und da ein verspätetes Schaf weidete. Es war dies der Kalemeidan, der freie Platz, durch den Stadt und Festung von einander geschieden werden. Der Anblik dieses Platzes ist sehr unerquicklich. Uneben und felsig, wie er ist, findet kein Baum, kein Strauch da sein Fortkommen. Die Grasvegetation ist dürr, und zwischen den halbzerfallenen Steinen türkischer Grabhäuschen liegen die bleichenden Gebeine verkommener Pferde und Rinder. Desto schöner ist die Aussicht von hier aus, welche die beiden Ströme und ihre Ufer in weiter Ausdehnung umfaßt.

Die Sonne war bereits zur Hälfte in die Save hinabgetaucht. Am äußersten Rande des Kalemeidans stand die Gestalt eines Mannes, den ich dem weißen Sommerhute und dem Anzuge von leichtem Sommerzeuge nach für einen Fremden halten konnte. Er hielt die Hand über den Augen, und schien etwas auf dem Strome oder an

dem jenseitigen Ufer zu suchen. Er mochte mich jedoch kaum bemerkt haben, als er sogleich die kleine Anhöhe, auf der er gestanden war, verließ, und den Weg nach der Stadt hin einschlug, nicht ohne von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick nach dem Strome zu senden.

Ich ging auf ihn zu.

Er verdoppelte seine Schritte.

Ich grüßte.

Er dankte und lenkte von dem Wege ab, auf dem ich ihm entgegenging, blieb jedoch plötzlich stehen, wie Einer, der sich gleichgültig stellt, um minder verdächtig zu scheinen.

„Sie bewundern die prächtige Aussicht?“ redete ich den Fremden an, einen Mann nahe an den Vierzigen mit rothbraunem Vollbart und denkenden Zügen.

„Sie ist nicht übel,“ war die kurze Antwort.

„Sie scheinen in der Kenntniß der Gegend einen Vorsprung vor mir zu haben,“ fuhr ich fort, „da ich erst vor kaum zwei Stunden hier angekommen bin, und Sie, wenn die Frage erlaubt ist, wohl schon länger hier in Belgrad weilen?“

„Ich lebe hier seit — seit — ich weiß nicht

genau — kümmere mich aber um die Gegend fast gar nicht und komme sehr wenig aus," antwortete der Fremde sichtbar ausweichend.

Der eigenthümliche Klang der deutschen Sprache in seinem Munde ließ mich in ihm einen Polen vermuthen.

„Ich bin ein Ungar!" berichtigte der Fremde sehr kurz und etwas erröthend.

„Dann sind wir zum Theil Landsleute. Wenigstens ist der Strom, den wir vor uns sehen, die Grenze unserer gemeinsamen Heimath. Auch ich bin aus Oesterreich."

Der Fremde sah mich bei diesen harmlos gesprochenen Worten mit schlecht verhehlter Betroffenheit an, deren Grund zu errathen ich jedoch weit entfernt war. Er berührte den Hut, wie zum Gruße, und machte, ohne ein Wort zu sprechen, Miene, den Weg nach der Stadt einzuschlagen.

In Belgrad durchaus fremd, bat ich um die Erlaubniß, die günstige Gelegenheit zur Rückkehr in die Stadt benutzen zu dürfen.

„Mit Vergnügen," erwiederte der Fremde, offenbar im Widerspruche zu seiner Befangenheit, die ich mir nicht zu erklären wußte.

Ohne weiter ein Wort zu wechseln, erreichten wir die Stadt,

„Nun werden Sie wohl nach der Zdania gehen?“ war die Frage, zu der sich der Fremde nun ermannte.

„Ich wohne dort. Sind wir vielleicht Nachbarn?“

„Ich wohne nicht dort!“ war die rasche, scharf betonte Antwort, mit der der Sonderbare in einem der nächsten engen Gäßchen verschwand, und es mir überließ, die Zdania bei den Vorübergehenden zu erfragen.

Endlich gewahrte ich das bezeichnende rothe Dach dieses „Gebäudes“, und wollte eben darauf zugehen, als mir auf dem Platze zwischen demselben und der Kirche unter den Vorübergehenden die blassen Züge eines jungen Mannes auffielen. Sie schienen mir bekannt. Doch lag eine lange Reihe von Jahren zwischen der Zeit, da ich sie ich weiß nicht wo, und doch so oft gesehen, und zwischen dem Augenblicke des Wiederbegegnens. Es war dieselbe kleine, hagere, elastische Gestalt, der ich oft gegenübersaß; dieselben lebendigen, beweglichen, geistvollen Züge, in denen ich einmal

so oft vorausgelesen, was die Lippen erst sagen wollten; nur gealtert, offenbar mehr von Sorgen, als von Jahren. Auch meine Erscheinung war dem jungen Manne aufgefallen. Wir blieben beide stehen, sahen uns eine Weile fragend und zögernd an, und flogen einander dann in die Arme.

„Gustav . . . !“ rief ich in freudiger Ueberraschung aus. „Du hier?“

„Pst!“ war die Antwort meines Freundes aus jahrzehendfernen, glücklichen Zeiten. „Nenne den Namen nicht! Der ihn trug, der ist nicht mehr, darf nicht mehr sein, und der noch ist, heißt nun anders! Doch das sollst du in meiner Stube bei einem Glase Wein erfahren! Ich wohne — doch komme lieber gleich mit mir! Ich lass' dich nicht wieder von der Hand, nein, nein! du hast den . . . . verloren, aber den alten Gustav sollst du wiedergefunden haben!“

2. Ein Abend mit Emigranten.

Die helle Mondnacht war hereingebrochen, und am Arme des so unerwartet wiedergefundenen Freundes schritt ich durch die engen und finsteren Straßen der alten Stadt Belgrad hin, und dann zu einer der Kapien (Thore) hinaus, an welcher ein türkischer Soldat — denn nicht nur die Festungswerke, sondern auch die Thore der Stadt sind immer noch von Türken besetzt — als Wache auf und ab ging, während ein Paar seiner Kameraden auf dem lieben nackten Erdboden vor der bretternen, halbzerfallenen Wachtstube ihr Nachtlager genommen hatten.

„Das ist die Varosch-Kapia!" sprach Gustav, als wir durch das alte, aus den Zeiten türkischer Macht herrührende Thor schritten und hinaustra-

ten in die freien Strassen der Terasia, eines Stadttheils des neuern Belgrad.

Es war dies das erste Wort, das er seit unsrer Umarmung über die Lippen gebracht, es war zugleich für den ganzen Rest unserer nächtlichen Wanderung das letzte. Tiefer, dem sprudelnden Geiste und dem brodelnden Temperament sonst fremder Ernst hatte sich Gustav's bemächtigt. Er trug das lockige Haupt gesenkt, sein Arm hing festgeklammert in dem meinigen, seine Hand zitterte fieberisch, sein Schritt war langsam und wankend. Ich konnte es merken, daß gewaltige Erschütterungen das lebhafte, empfängliche Gemüth durchwühlten, meine Erscheinung mußte ihm eine Vergangenheit vor die Seele führen, gleich reich an schönen Leiden, wie an schönen Freuden; die Erlebnisse der letzten Jahre mit ihren Leidenschaften, Irrthümern, Hoffnungen und Enttäuschungen mußten zwiefach bedeutungsvoll durch seine Seele schreiten. Ich mochte den heiligen Moment nicht stören, und schwieg. Das sind Momente, die der Mensch selten, mancher in seinem Leben nur einmal, mancher niemals hat. Eine solche Stunde vermag ein ganzes Dasein zu

läutern, einen ganzen Menschen zu versöhnen und zu verklären, und wer sie stört, der stört den Gott im Menschen in seinem heiligsten, seligsten Thun. —

Die lange, breite Strasse, durch die wir, zwei stumme Wanderer, hinschritten, lag öde und leer. Hie und da nur glomm in den Fenstern der oft hundert Schritte von einander gelegenen Häuser ein Licht, und nur vor der einen und der andern Thür saß ein serbisches Mädchen und sang ein liebevolles Frauenlied.

Am Ende der Strasse bogen wir in einen Seitenweg ein. Aus einem kleinen, zwischen Hollunderbüschen gelegenen ebenerdigen Häuschen glommen uns zwei erleuchtete Fenster entgegen. Gustav entwand mir seinen Arm und ging auf das Häuschen zu.

Er pochte dreimal an die Thüre.

„Bist du's, Gustav?" fragte eine angenehme weibliche Stimme.

„Ich bin es, Line! Mach nur auf!" erwiederte Gustav, und wir traten in einen kleinen, mit duftenden Rosen bepflanzten Hof und aus die=

sem in eine geräumige, von zwei Kerzen erleuchtete Wohnstube.

„Hier bist du in meinem Hause," nahm Gustav wieder das Wort, und nannte seiner Frau, einer kleinen, man kann sagen, schönen Blondine, meinen Namen.

„Wie ich merke, ein Dutzfreund meines Mannes? Mir also doppelt willkommen!" wandte sich Freund Gustav's junge Frau gegen mich, und reichte mir die Hand hin, nicht zum Kuß, den sie als undemokratisch abwehrte, sondern zum bewillkommnenden Drucke.

„Ist Gabor Nachmittags hier gewesen? Sind seine Leute schon herübergekommen? Weißt du noch nichts Gewisses?" fragte Gustav mit einem Klange seiner Stimme, der die tiefen Bewegungen seines Gemüthes verrieth.

„Was ist dir, Gustav? du bist nicht wohl! Oder hast du etwa schlechte Nachrichten?"

„Nichts," erwiederte Gustav. „Ich bin nur, seitdem ich unserem Freunde da so unerwartet wiederbegegnet, so verstimmt; ich weiß nicht recht wie. Es geht mir so vieles durch den Kopf! Du brauchst drum nicht besorgt zu sein. Lass' Wein

bringen! Oder bewirthen wir unsern Freund lieber auf ländlich sittlich! Schaff' Tabak und Kaffee!.... Doch was ist mit Gabor? War er wirklich noch nicht hier?"

„Ich habe ihn seit heute früh nicht gesehen," sprach die Frau. „Da ging er nach dem Kalemeidan, um zu sehen, ob sie herüberschiffen. Wahrscheinlich sind sie noch nicht gekommen, sonst wäre er wohl schon da."

„Das ist wahr," gab ihr Gustav recht. „Der Sturm wird sie abgehalten haben. Oder sollte ihnen vielleicht ein Unglück widerfahren sein?"

„Das Sorgen lass' du jetzt dem Gabor!" rief die junge Frau. „Wenn man Gäste hat, muß man lustig sein, und nun setzt Euch, und macht Euch's bei mir so bequem, als ihr könnt! Tabak und Kaffee sollt Ihr auch bald haben!" —

Gustav hatte sich in seiner Stube — sie war neben einem Schlafzimmer die einzige, die er bewohnte — mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, ziemlich bequem, wenn auch nicht im europäischen Sinne, eingerichtet. An dem einen Fenster stand sein Schreibtisch mit Büchern und Schriften beladen. Längs der einen

Wand zog sich ein mit scharlachrothem Tuche bedeckter Mindeluk hin. Ein Tisch und einige Sessel vollendeten das Ameublement.

„Das ist des Morgens mein Arbeitszimmer, des Mittags mein Speisesaal, und des Abends mein Gesellschaftssalon," sprach Gustav, indem er sich auf den niedrigen, breiten, weichen Mindeluk hinstreckte, und mich einlud, das Gleiche zu thun. „Wir armen Exilirten müssen uns schon so begnügen."

„Gesteh' mir's ehrlich!" wandte ich mich an Gustav, mit dem ich mich nun in der Stube und auf dem weichen Sitzlager allein sah. „Gesteh' mirs ehrlich, ob das Wort Heimath ein leeres Wort, ein sentimentales Phantom sei, oder ob es nicht auch Stunden gibt, in denen Männer von Verstand und Geist, Leute, die nicht davor zittern, an etwas zu zweifeln, die den Muth haben, etwas schwarz zu finden, was die ganze Welt weiß findet, die ganze unaussprechlich wehmüthige Gewalt dieses Wortes empfinden?"

Gustav strich mit der Hand durch die Locken. „Es ist was dran," sprach er nach einer Weile mit gedämpfter Stimme. „Es ist was dran, das

kann ich dir sagen, und du kannst es mir glauben! Sie sollen zweifeln, sie sollen's wegleugnen! Freund, ich sage dir, die es thun, die waren nie in der Lage, der Heimath entsagen zu müssen, oder haben sich selber gefoppt. Wer jeden Augenblick zu den Seinen zurückkehren kann; wer, sobald er nur will, das Land wiedersehen kann, das ihn geboren, der kennt kein Heimweh! Dort, wo der freie Wille der Rückkehr aufhört, dort erst fängt das Heimweh an. Wem es unmöglich ist, sei es durch welchen Umstand immer, sein Vaterland wiederzusehen, wer davon geschieden leben muß, der fühlt etwas von dem, was die kosmopolitische Philosophie leugnet. Mich wenigstens faßt es manchmal mit unaussprechlicher Gewalt, und hätte ich nicht Weib und Kind bei mir — ich müßte verzweifeln!"

„Wie lange bist du aus Ungarn fort?" fragte ich Gustav, um dem Gespräch eine weniger reflective Wendung zu geben.

„Seit die Sache Ungarns verloren ist — das ist seit der Capitulation bei Vilagos. Ich schiffte damals mit Gefahr meines Lebens auf türkischen Boden herüber, hungerte in Widdin,

fror in Schumla, ging dann nach Constantinopel, und kam endlich hieher, um hier die Meinigen zu erwarten. Hier lebe ich nun, wie du siehst, still und zurückgezogen, rauche, trinke schwarzen Kaffee, betreibe allerlei Studien, und bin schon glücklich, mein schönes, liebes Ungarn nur in der Nähe zu wissen!"

„Du warst mit bei Vilagos?"

„Ich war in Görgeys unmittelbarster Nähe. Capitulirt aber habe — ich nicht! Ich roch den Brei, als er noch unterm Deckel war, und wandte mich ab, ehe der große Feldherr den Deckel abhob, daß der üble Geruch hinaufqualmen konnte gegen Gottes lichte Sonne und hinein in die Weltgeschichte für ewige Zeiten. Ich hab' kein Theil daran!"

„Du hälst also Görgey wirklich für einen Verräther?"

„Nein!"

„Also für einen Verrathenen?"

„Auch das nicht. Ich halte ihn für einen Narren, und zwar für einen Narren der schrecklichsten Art, weil mit Geschick begabt; für einen Narren, der da sagt, ich will Tragödie spielen,

und eine Fratze reißt. Ja, ich halte ihn nicht einmal für ehrgeizig, höchstens für eifersüchtig; und hat er einen Ehrgeiz, so ist es der aus Alcibiades Flegeljahren, der das, was alle Welt bewundert, verstümmelt, damit man von ihm rede!" —

Die Hausfrau — so hörte ich Gustav's Frau am liebsten nennen — brachte zwei Tschibuks mit glimmenden Kohlen auf dem duftenden, gelben Tabak, und stellte die Kaffeemaschine auf den Tisch.

„Mann, weißt du das Neueste?" wandte sie sich an Gustav, indem sie den Spiritus unter dem Schnellsieder anzündete.

„Was wäre das?" fragte er.

„Der X. reis't. Gestern kamen aus Kjutahia Briefe."

„Ist's möglich!" rief Gustav, vom Mindeluk aufspringend.

„Es ist gewiß," erwiederte die Frau. „Y. übernimmt die Agentengeschäfte."

„Und wohin geht X.?"

„Ich glaube, der Gouverneur hat ihn gänzlich

entlassen, oder schickt ihn an irgend einen unbedeutenden Posten."

„Es war auch die höchste Zeit!" sprach Gustav, indem er sich wieder auf den Mindeluk niederließ. „Ueberhaupt könnte es nicht schaden, wenn der Gouverneur in seinem ganzen Gesandtschaftswesen ein wenig aufräumte, oder dem Spiel gar ein Ende machte; denn am Ende ist es doch nicht mehr, als ein Spiel, das das Verdorbene nicht wieder gut zu machen vermag! Denn so ist es nun einmal: Verlorenes ist zurückzubringen, Verdorbenes ist für ewig verloren! Doch da ist Hopfen und Malz hin! Wer von Anbeginn an kein Politiker war und Phantasie und Gefühl an die Stelle der Politik setzte, von dem kann man nicht erwarten, daß er am Ende davon lasse. Und zumal — Kjutahia ist ein Ort, ganz geeignet, um nur noch poetischer zu stimmen!" —

Es wurde geklopft.

Ein Herr in einem bis hinauf zugeknöpften Oberrocke, zwei schwarzgekleidete Damen am Arme führend, trat herein. Gustav und seine Frau flogen mit einem Ausrufe der Freude den

Eintretenden entgegen. Umarmungen und Küsse wechselten in allen möglichen Combinationen ab.

„Wie bin ich glücklich, daß ich euch wiedersehe!“ rief Gustav's Frau ganz entzückt aus, während sie die beiden Damen an den Mindeluk führte, und sie auf „diesem türkischen Sopha“ Platz zu nehmen nöthigte. „Wie seid ihr aber herübergekommen, und warum so spät? Wir erwarteten euch schon Tage lang mit Bangen und Sehnsucht.“

„Wir konnten von Pest nicht so leicht abkommen, als wir dachten,“ nahm die ältere der beiden Damen das Wort. „Haynau hielt uns mit seiner Unterschrift auf. Wir kamen erst heute früh in Semlin an, und wollten augenblicklich herüberschiffen. Was für ein Sturm es aber auf dem Wasser war, das werdet ihr hier wohl auch wissen. Die Tschaikisten wollten nicht schiffen, und wir vertrauten uns trotz Sturm und Wind einem türkischen Kahne an. Mitten auf dem Strome brach einem der beiden Schiffer das Ruder entzwei, und der andre allein war zu schwach, um es zu hindern, daß uns das Wasser fortreiße. Pfeilschnell flogen wir mit dem Kahne

stromabwärts. Unsere Verzweiflung war grenzenlos. An mehreren Stellen versuchten die Grenzer vom gegenseitigen Cordon den Kahn aufzuhalten, doch immer vergebens. Etwa eine Meile unterhalb Belgrad kamen wir endlich in ruhigeres Wasser und ruderten ans Land. Mit Mühe erhielten wir dort ein paar schlechte Pferde und so kamen wir denn vor einer Stunde nach Belgrad."

Der Herr in dem Oberrocke, mit dem Gustav unterdessen sehr leise, aber den Bewegungen nach zu urtheilen, sehr angelegentlich gesprochen hatte, trat nun näher. Ich erkannte in ihm augenblicklich den Mann vom Kalemeidan.

„Ich brauche die Herren einander nicht erst vorzustellen," sprach Gustav lachend. „Sie kennen einander schon, und ich habe nur ein äußerst komisches Mißverständniß aufzuklären."

Alle merkten auf.

„Denk' einmal, Line," fuhr Gustav fort, „Gabor, kaum eingetreten, wollte uns sogleich wieder verlassen, wie er unsern Freund da erblickte."

„Warum nicht gar!“ rief die Hausfrau lachend aus.

„Die beiden Herren hatten sich nämlich heute schon einmal begegnet und zwar auf dem Kalemeidan, und Gabor hielt unsern Freund für nichts weniger — als für einen kaiserlichen Commissär oder Emissär, oder Polizeiagenten, wenn du willst, der geflissentlich herübergekommen, um ihn zu verhaften!“

„Nein, lieber Gabor!“ wandte sich die junge blonde Frau zu dem Herrn im Oberrocke mit lautem Lachen, „das muß man sagen, Helden können Sie vortrefflich spielen, aber ein Held selbst sind Sie nicht! Einen armen dünnen Touristen, wie unsern Freund da, für einen Polizeicommissär zu halten, mit ihm allein auf dem Kalemeidan zu sein, und sich vor ihm zu fürchten, das ist mehr, als man einem Magyaren, einem Heldenspieler und einem ehemaligen ungarischen Regierungscommissär nachsagen sollte!“

Der Kaffee war fertig. Noch zwei, drei Herren waren eingetreten, und wir setzten uns um den Tisch. Ein lebhaftes Gespräch entwickelte sich, indem mich der Eine über dies, der Andere über

jenes befragte, und Jeder wissen wollte, was dieser oder jener seiner Anverwandten, Freunde und Bekannte in Wien oder Pest oder sonst wo mache.

„Zeitungen haben wir genug," meinte einer der Herren, „und nichts bleibt uns unbekannt, was im öffentlichen Leben vorfällt. Das kann uns aber nicht den Abgang aller Nachrichten von unseren Angehörigen und Freunden ersetzen, von denen sich nur selten durch Zufall oder auf Umwegen eine Kunde zu uns verliert, denn der Empfang von Briefen ist uns fast bis zum Unmöglichen erschwert."

Es wurde Wein gebracht, und es konnte nicht fehlen, daß sich die erwärmten Gemüther der jüngstverlebten Tage erinnerten, daß man von Ungarn, von der Revolution und ihren Führern sprach.

„Uram! Sind die Wiener noch immer Kossuthisch gesinnt? fragte mich einer der neu hinzugekommenen Herren, eine stämmige Gestalt, mit schwarzem, sehr sorgfältig zugespitztem Schnurrbart von specifisch ungarischem Aussehen, indem

er sich mit beiden Armen auf den Tisch lehnte. Gustav's Frau nannte ihn Herr Vice-Gespan.

„Sie müßten verrückt sein!" fiel Gustav dem Fragenden in die Rede, indem er ein eben geleertes Glas sehr nachdrücklich auf den Tisch niederstellte.

„Sie, lieber Gustav, waren nie gut auf Kossuth zu sprechen," erwiederte ihm der Fragende. „Sie haben ihn in Ihrem Blatte immer angefeindet, hatten immer etwas an ihm auszustellen, waren nie ein rechter Patriot, waren sogar sein Feind! Sie sind nicht competent!"

„Ja, ich war gegen ihn!" rief Gustav aus, und seine Augen blitzten auf. „Aber wer gegen ihn war, mußte der schon ein weniger ehrlicher Patriot gewesen sein, als Sie, Herr Vice-Gespan, oder als irgend Jemand im weiten Ungarland? Wenn Sie es gerade wollen, so war ich sogar sein Feind, weil ich der Feind eines Jeden bin, der nicht weiß Maß zu halten und weiter geht, als ihn seine Füße tragen können, der etwas unternimmt, was auszuführen er nicht gewachsen ist, der alles auf's Spiel setzt, und das Spiel nicht versteht! Ich habe Kossuth bewundert, so lange

er gesprochen hat, ich habe ihn geliebt, wie ich Ungarns Freiheit liebe, so lange er Demosthenes blieb; ich habe ihn offen bekämpft, sobald er zu handeln anfing, sobald er Alexander sein wollte. Ruft Ihr tausendmal „Eljen," ich rufe es nie mit; denn das Unglück, an dem Ungarn zu Grunde gegangen — es trägt den Namen Kossuth! Es genügt nicht erkennen: das ist gut, das will ich und dafür will ich kämpfen! am wenigsten, wo die Waffe, mit der man ficht, ein Volk, wo der Preis, um den man spielt, das Sein oder Nichtsein einer Nation ist. Wer Politik spielen will, muß erst berechnen können, wer siegen will, muß es verstehen, Kräfte an sich zu ziehn, Kräfte festzuhalten. Kossuths Rechentafel aber war nicht die Wirklichkeit, sie war die Phantasie, seine Ziffern standen nicht im Leben, sondern in den Gestirnen oder höchstens auf dem Papiere. Er nahm den Kampf auf und stieß die Kräfte nicht nur von sich, sondern drängte sie noch überdieß in die Reihen seiner Gegner! Denken Sie an die Serben, an die Croaten! Und das ist in großen Momenten, wie im alltäglichen Leben, Thorenart. Eine Revolution aber, an deren

Spitze solch ein Selbstmord steht, kann nicht reussiren. Ich sag' es noch einmal, und will's Euch beweisen, Ungarns Unglück heißt — Kossuth!"

„Ich muß dem beistimmen," nahm einer der später Eingetretenen, ein ältlicher Mann von denkendem Aussehen, das Wort. „Kossuth hatte nie jenen Scharfblick, den der haben muß, der an der Spitze einer Bewegung stehen will. Hätte er ihn gehabt, dann hätte er den Sprachenkampf unterdrücken müssen, anstatt ihn zu schüren, dann hätte er die Slaven sich zu Freunden machen müssen, anstatt zu Feinden. Er hätte einsehen müssen, daß dieser unselige Kampf der Todeskampf Ungarns, daß die momentanen Siege der ungarischen Nationalität nichts als die glänzenden Vorläufer des Unterganges der ungarischen Selbstständigkeit seien, wie eine Lampe am hellsten aufflackert, wenn sie erlöschen soll."

„Er hätte es einsehen sollen!" rief Gustav erhitzt. „Man hat ihn gewarnt, man hat es ihm gesagt, und er war entweder zu kurzsichtig, um die Folgen zu berechnen, oder hatte von sich selbst eine zu große Meinung, um sie zu fürchten. Sie werden sich erinnern, daß noch im Vormärz der

Censor seines Journals eines Tages zu ihm kam und ihm die Instruction zeigte, die er eben vom Fürsten Metternich erhalten. Er sollte Kossuth in allem, was den Nationalitätenstreit, den Sprachenkampf betraf, unbeschränkten Spielraum lassen. Mußte Kossuth, wenn er ein wahrer Politiker war, in dem Geschenke des Danaer-Hofkanzlers nicht die schärfsten Schwerter vermuthen, die sich einst gegen ihn wenden sollten? Wie gesagt, er konnte es nicht, oder wollte es nicht — für Ungarns Geschick beides gleich unheilvoll!"

„Ei was!" rief ein anderer der mir unbekannten Herren, ein junger Mann von sehr elegantem Aussehen und feinen Manieren. „Große Männer haben große Fehler, und daß Kossuth groß fehlte, das beweist nur eben mehr, daß er selbst groß war, ist und bleibt!"

„So ist's!" stimmte Gustav's junge Gemahlin, durch die Rede ihres Mannes nicht wenig gereizt, ein.

„Für Poeten allerdings," entgegnete Gustav, „für Geschichtschreiber — nicht! Du mußt wissen," wandte er sich dann gegen mich, „daß meine Frau Verse macht, und daß dieser Herr in der unga-

rischen Literatur einen Námen hat. Apropos! Willst Du nicht ein paar Gedichte meiner Frau hören?"

„Nicht unterstehen!" unterbrach die junge Frau ihren Gemahl erröthend.

„Eine Ode auf Kossuth, eine Hymne an Kossuth, einen Dithyrambus über Kossuth, wähle!" fuhr Gustav fort.

„Nichts!" rief die blonde Frau triumphirend aus, „ich habe den Schlüssel vom Pulte!"

„Gut, und ich weiß Deine Gedichte auswendig!" erwiederte Gustav ruhig, trank einen Zug Wein, und begann:

Oede liegt das Pußtenland,
Dürres Gras und brauner Sand,
Rings kein Busch, der schattet;
Wenn Du wanderst tagelang,
Hörst Du keinen Vogelsang,
Keine Quelle rauscht Dir zu,
Und kein Obdach bietet Ruh,
Sinkst Du hin ermattet.

Nur das Lied vom Rossehirt
Traurig durch die Lüfte schwirrt,
Wie ein zitternd Klagen,
Mit dem Fohlen wild und scheu
Fliegt die Stute nur vorbei,
Und die Wolken jagen.

Doch Aleppo — welche Pracht!
Wie ein Märchen webt die Nacht
Ueber Berg und Gärten!
Wo Du gehst, da wandelt Duft,
Wandern Lieder durch die Luft
Mit Dir als Gefährten.

Was Du athmest, das ist Hauch
Vom erglühten Rosenstrauch,
Was Du hörst, sind Saiten,
Was Du siehst, ist üppig Grün,
Ew'ger Lenz und Blüthensprühn,
Kühler Bäche Gleiten.

Dennoch, dennoch — wie so wüst!
Traur'ge Pußta, sei gegrüßt
Aus entfernten Kreisen!
Seid gegrüßt, die Ihr dort liegt
In den braunen Sand geschmiegt
Und in jedem leisen
Zug des Windes lauscht dem Ruf
Lajos's, der die Freiheit schuf,
Und Batthyanyis Weisen!"

Das Gedicht wurde mit Beifall aufgenommen. Die beiden schwarzgekleideten Damen küßten die Dichterin und der junge elegante Mann brachte ihr einige Eljens aus. —

Da mochte es nahe an Mitternacht sein, als zu wiederholten Malen leise an eines der Fenster geklopft wurde. Gustav wurde aufmerksam und trat an dasselbe. Gleich darauf öffnete er die Thüre, und es schlich ein Türke herein, nicht ohne sich zuvor behutsam nach allen Seiten umzuschauen. Hierauf zog dieser aus einer verborgenen Tasche ein in ein Tuch gehülltes Papier hervor und übergab es Gustav, indem er ihm etwas ins Ohr flüsterte.

„Ist's möglich!" rief Gustav im Ausbruch höchster Freude aus. „Briefe aus der Heimath? Von den Unseren? Sie haben einen Weg gefunden, uns Nachrichten zuzusenden, und Nachrichten von uns zu empfangen! Freilich einen kostbaren, denn er geht durch des Juden Ben Isre's Tasche; aber immerhin einen Weg!"

Mit einem nicht minder lebhaften Freudenrufe sprang auch seine Frau herbei. Die Briefe wurden erbrochen, geküßt, mit funkelnden Augen durchflogen, es waren die Züge theuerer Hände, mit denen sie geschrieben waren.

Gustav ergriff ein Glas mit Wein. Alles erhob sich von den Sitzen.

„Es lebe die Heimath! Éljen a magyarország!"

rief er aus voller Brust, und leerte das volle Glas auf einen Zug.

„Eljen! Sie lebe!“ erwiederten die Andern.

Da schlich sich der Türke zum Tisch heran, klopfte Gustav auf die Schultern und raunte ihm wieder einige Worte ins Ohr.

„Wieder?“ fragte Gustav, plötzlich ernst geworden und fast mit Entrüstung. „Wir müssen auseinandergehen!“ fuhr er fort. „Wir werden beobachtet, ja sogar belauscht.“

Die Mittheilung wirkte sichtlich elektrisch und zugleich lähmend auf die allmählig ziemlich heiter gewordene Gesellschaft. Alle weitern Toaste unterblieben und man schickte sich eiligst zum Fortgehen an.

„Freund,“ sprach Gabor zu Gustav, „leben Sie wohl! Die Meinigen sind gekommen, der nächste Morgen sieht mich nach Constantinopel eingeschifft!“ —

Die Nacht war still. Gustav begleitete mich nach der Zdania. Schweigend wie früher, ging er neben mir durch die leeren Straßen einher, wieder ernst und in sich versunken.

Die Gestalt eines Mannes, den Gustav als

den Agenten einer benachbarten europäischen Groß=macht bezeichnete, folgte uns in einiger Entfernung.

„Ich sage Dir, wer wissen will, was ein Va=terland ist, der muß in die Verbannung gehen.“ Das waren seine Worte, als wir schieden. „Zu=rückkehren werde ich aber dennoch nie!“

Der Agent verlor sich in einer der nächsten Gassen.

---

3. Treiben und Gestalten. Usta-Hassan.

Die herrlichste Morgensonne beschien das unherrlichste Lager, auf dem je ein skizzenschreibender Tourist von einer bei Freunden und Wein halbdurchwachten Nacht ausgeruht. Die freundlichen Leser werden errathen, daß hiemit das meinige gemeint sei.

In den Straßen unten schien Alles schon lebendig. Ich stand daher auf und trat ans Fenster. Welch' eigenthümliches Treiben da unten in den engen Gassen und Gäßchen und zwischen den niedrigen hölzernen Häusern! Ein Gewühl, bunt im wahrsten Sinne des Wortes, bunt an Dingen und Gestalten, Formen, Farben und Trachten, eine Labung für unsere, an die Eintönigketi nichtssagender Moden gewöhnten Augen! Es ist, als läge

ein Bild vor uns aufgerollt, auf welchem die Gestalten und Gruppen, phantastisch drapirt, in einemfort kreisen und wechseln. Es kostet wenig Aufschwung der Phantasie, sich mitten in den Orient, oder wenn man will, mitten in ein Märchen aus tausend und Einer Nacht versetzt zu denken.

Alle Läden sind geöffnet. Es wird gekauft, verkauft, besprochen, besichtigt, gestritten, und darunter gehämmert und geklopft, geschrien und geflucht.

Dort trippelt eine kleine Karavane von schlechtaussehenden, dürren Lastpferden die Straße herauf. Jedes der Thiere trägt zwei vollgepackte und mit bunten Teppichen zugedeckte Körbe, oder auch zwei zu beiden Seiten herabhängende Säcke auf dem Rücken. Voran reitet auf einem schönern und bessern Rosse, in hohem, weichgepolstertem Sattel sitzend, der Herr der Karawane, ein reicher Serbe, in blauem, faltigem Anzuge. Hinterdrein gehen die Treiber, schmutzige und doch malerische Gestalten, die mit ihren Stöcken ohne Unterlaß auf die trippelnden Thiere losschlagen, daß die Schläge weit hin schallen, und die nicht müde werden, ihr langgedehntes „Idi!" zu rufen.

Braune Weiber aus dem Innern des Landes in buntfarbigen Anzügen und mit bänderreichem Kopfputze, jedoch mit bloßen Füßen, stehen gruppenweise vor den Läden der Band- und Tüchelhändler, betasten dort ein Stück serbischer Leinwand, hier ein großgeblümtes Stück Seide, das zu einem Leibchen passen würde. Sie besichtigen lange, sprechen erst unter einander, gehen dann, kommen wieder, fragen nach dem Preise, berathschlagen wieder und werden mit dem Händler vielleicht gegen Mittag Handels Eins werden. Den Absatz des Händlers darf man jedoch schwerlich nach der Menge der Käuferinnen beurtheilen, denn wo fünf bis sechs zusammenstehen, da kauft sicher doch nur eine, die an deren begleiten sie nur, um ihr zu helfen.

Wie die Weiber, so thun es auch die Männer. Fünf bis sechs, auf dürren Pferden reitend, umringen dort einen alten hochgewachsenen Türken von heiterem Aussehen, der, seinen ganzen Kramladen in malerischer Unordnung auf sich und an sich tragend, majestätisch die Straße heraufgeschritten kömmt.

„Wollt Ihr was kaufen, Serben?“

„Laß sehen, was Du hast, alter Türke!“

„Wollt Ihr einen Fehs? einen Gürtel? eine prächtige Marama? (Tuch) Wollt Ihr ein paar Pistolen? einen herrlichen Handjar? (eine messerähnliche Waffe von 1—$1^1/_2$ Fuß Länge) Was beliebt Euch?“

„Laß einmal den Fehs anschauen!“

Der Türke macht ihn von seinem Leibgurt los und reicht ihn einem der Reiter hin.

„Ist ein herrliches Stück! Das letzte von sechszig hundert Stücken, die ich vorgestern aus Stambol bekommen! Ein echter Stamboler Fehs! Und eine Quaste, — eine echtere Stamboler Quaste könnt Ihr gar nicht haben! Kostet nicht mehr als fünfzig Piaster! He! ist das nicht ein Hundepreis für so einen Carenfehs?“

Die Reiter probiren der Reihe nach den Fehs, und Einer fragt den Andern, wie er ihn kleide, und stellen ihn, nachdem sie ihn sattsam nach allen Seiten besichtigt, seine Stärke geprüft und seine Form bewundert haben, dem Türken mit der Bemerkung zurück, daß sie keinen brauchen.

Ein Gleiches geschieht mit dem Gürtel, den Einer nach dem Andern um den Leib schnallt.

„Wie theuer gibst du den Handjar?" fragt einer der Reiter.

„Für vierzig Piaster ist er Dein!" erwiedert der Türke, indem er dem Fragenden die Waffe hinreicht. „Ist ein Prachtstück! Und wenn's auch nicht von Marko Kraljewić herstammt, so stammt's doch von einem andern Helden her, der sich auch nicht vor sieben Okka Wein gefürchtet hat!" — Der Handjar wird besichtigt, durch die Luft geschwungen, auf Schwere und Schärfe geprüft, und mit derselben Bemerkung, wie der Fehs, zurückgestellt.

Die Reiter geben darauf ihren Kleppern die Ferse und sprengen davon. Der Türke aber hängt den Handjar ruhig an seinen Gurt, macht sich den über die Schulter geworfenen Pack alter Kleider zurecht, und geht eben so heiter und majestätisch weiter, wie er gekommen. Ob er verkaufte oder nicht, ob er Zeit und Beredtsamkeit an Leute verloren, die im Grunde nicht einmal etwas kaufen wollten, das vermag seinen Gleichmuth nicht zu stören.

Weniger gleichmüthig ist der Milchverkäufer dort, der, zwei kupferne Gefäße mit frischer Milch

an einer Stange über der Schulter tragend, mit dem Rufe: „Mleko, Mleko — — o!“ sich durch die Menge windet.

„Was kostet die Okka?“ ruft ihn ein brauner Zigeunerbursche an, der müssig, die beiden Hände in die Taschen gesteckt, mit auseinandergespreizten Beinen auf der Straße steht, gerade wie Einer, der aufpaßt, zu sehen, was ihm der Zufall bringt.

„Vierzig Para, Zigeuner!“ —

„Theuere Waare! Doch — laß mich einmal eine halbe Okka kosten, ehe ich mehr kaufe!“

Der Mlekar langt sein Gefäß von der Schulter herab, und reicht dem braunen Kunden eine halbe Okka. Dieser setzt das Gefäß an und verschlingt den Inhalt auf einen Zug.

„Brrr! Du hast eine elende Milch, Komschiah!“ ruft er dann aus, indem er dem Milchverkäufer, sich am ganzen Leibe schüttelnd, das leere Gefäß zurückstellt. „Von so einem Getränk kann ein ehrlicher Mensch das Fieber kriegen; das kaufe ich nun und nimmermehr!“ und setzt die Beine aus, um das Weite zu suchen.

„Und was ist's mit der Zahlung?“ ruft ihm der Mlekar nach.

„Ich kaufe nicht von Deiner Milch," erwiedert der langbeinige Bursche, dem es in Wirklichkeit nur um ein billiges Frühstück, und nicht um einen Kauf zu thun war, und geht seiner Wege.

Der Mlekar jedoch scheint die Rechtsbegriffe des kosmopolitischen Abenteurers nicht zu theilen und fällt fluchend über ihn her. Augenblicklich sammelt sich ein Knäuel von Lärmenden um die beiden Streiter, und man ist bereits wechselseitig in der Anwendung einer ausgiebigen Anzahl von sehr schlagenden Rechtsgründen ziemlich weit gediehen, als die öffentliche Ordnung in Gestalt zweier Haiduken erscheint, um die Scene mit der Verhaftung beider Theile zu beenden. —

Ich hätte dem bewegten Treiben von meinem Fenster aus noch lange zusehen können, wenn ich nicht durch ein Geräusch an der Stubenthüre aufgestört worden wäre. Es war der „Knecht des Hauses," der sein pfiffiges, bis auf einen dünnen Schnurrbart glattrasirtes Antlitz zwischen Schloß und Pfosten hereinsteckte.

„Darf ich?" fragte der getreue Eckart von der Zdania, da ich mich gegen das Innere der Stube wandte.

„Was willst Du dürfen?" fragte ich serbisch.

„Kummen helfen, Haljina —" den Rest des Satzes ergänzte Stewa (so hieß der treue Eckart) durch die Mimik des Kleideranziehens — „und dann — kummen bitten — machen — pack Dich Groznitza."

Ich gestehe, daß ich nicht alsogleich das seltsame Deutsch meines vis-à-vis zu enträthseln vermochte. Ich erbat mir daher in einer ziemlich wohlgesetzten serbischen Rede einige Erläuterungen. Stewa aber fand sich nicht bemüssigt, mir solche in seiner Muttersprache zu geben, sondern glaubte sich nach Voraussendung einigen, keineswegs der Mimik Engels entlehnten Geberdenspiels fortan in deutscher Sprache folgendermaßen expliziren zu sollen:

„Groznitza packen mich, gospodine, auf Tag nicht, auf Tag ja, auf Tag nicht, auf Tag ja. Erst Winter, dann Summer, aber Trinken alleweil. Ganzen Jahr essen Melezin Doctor Eins — nix gut! Trinken Pulver Doctor Zwei, Doctor sagen, marsch Groznitza; Groznitza nix marsch!"

Mit dieser Expectoration schien aber Stewa wirklich alles, was ihm an deutscher Sprach-

kenntniß zu Gebote stand, erschöpft zu haben. Wenigstens trocknete er sich mit seinen Beinkleidern den Schweiß von der Stirn, was den verehrten Lesern gar nicht so außerordentlich erscheinen wird, wenn sie bedenken, daß die Hose Stewa's einem Weiberrock an Weite nichts nachgab, und schickte sich an, mir beim Ankleiden in sehr hinderlicher Weise behilflich zu sein. Nach einigem Hin- und Herfragen, wobei jedoch Stewa consequent dabei verharrte, mir auf meine serbischen Fragen in deutscher Radebrechung zu antworten, und die deutsche Sprache für sein Lieblingsstudium zu erklären, war es mir erst möglich, eine beiläufige Vorstellung von dem zu erlangen, was er eigentlich sagen wollte.

Er hatte nämlich — das Fieber und zwar über den Tag. Dabei schüttelte ihn erst tüchtiger Frost, dann kamen Hitze und Durst. Nun hatte ihn ein Arzt ein Jahr lang vergeblich behandelt, und ein zweiter ihm erfolglos rasche Heilung versprochen. Was zwei Jünger Aeskulaps nicht vermochten, das mußte nach Stewa's fester Ueberzeugung mir gelingen. Ob ich nun wirklich ein Arzt sei, oder nicht, darum kümmerte sich Stewa

nicht absonderlich; er hatte zu jedem, der einen „schwäbischen“ Rock trug, ein unbedingtes ärztliches Vertrauen. Leider konnte ich nicht mehr thun, als ihm den Allerweltstrost ertheilen, „daß es schon besser werden werde,“ und bat ihn, mir vorerst zu erlauben, daß ich mich auf die Straße begebe. — *)

*) Es mag hier nebenbei bemerkt sein, daß Stewa durchaus nicht Lust hatte, bei dem ersten besten schwäbischen Rocke Hilfe zu suchen. Belgrad hat, wie ich später erfuhr, nicht weniger als 15—20 Aerzte, darunter ganz tüchtige, wissenschaftlich gebildete Leute, wiewol durchaus Fremde, da sonderbarer Weise bisher kein Serbe — Unterthan nähmlich des Fürstenthums — sich auf das Studium der Heilkunst gelegt hatte. Die Vorsorge für das Sanitätswesen bildet ein eigenes Regierungsdepartement, und es sind nicht nur in Belgrad selbst von der Regierung besoldete Stadt- und Militärärzte, sondern es ist auch noch auf dem Flachlande in jedem Kreise ein Arzt angestellt, was freilich für die Ausdehnung zu wenig ist. Diese Kreisärzte erhalten von der Regierung 350—400 Thaler jährlich. Das ist 700—800 Fl. C. M., oder 2100—2400 Silberzwanziger, was bei den geringen Bedürfnissen ein Bedeutendes ist. Ferner zahlt ihnen jedes geimpfte Kind einen halben Zwanziger, was bei der Strenge, mit der die Leute zum Impfen angehalten werden, oft ebensoviel abwirft. Die Praxis im Flachlande selbst trägt wenig oder Unbedeutendes. In Belgrad werden jedoch die Aerzte ziemlich gut bezahlt. Ob nun Stewa mehr das Honorar als die Aerzte scheute? Wer will's entscheiden?

Mein erster Gang sollte Usta-Hassan gelten, und ich schlug deßhalb meinen Weg nach der Türkenstadt ein, deren Lage ich nach der gestern gewonnenen Uebersicht beiläufig kannte.

Im Bit-Bazar augelangt — denn auch Belgrad hat seinen Bazar — wandte ich mich alsbald an einen Haufen beisammenstehender Türken mit der Frage, wo denn die Dschindschirli-Dschamiah sei, und wo der Lüdledschiah Usta-Hassan wohne?

„Die Dschindschirli-Dschamiah können wir Dir wol zeigen; aber Usta-Hassan — weiß Jemand, wo Usta-Hassan der Lüledschiah wohnt?"

Aus dem Haufen, der sich in demselben Momente, als ich die Türken angesprochen, um mich versammelt hatte, um mich zu sehen und zu hören, drängte sich ein junger, ärmlich gekleideter Bursche hervor, schlug mir mit einer Hand auf die Schulter, und rief mit dem Ausdrucke zuversichtlicher Verheißung: „Ich kenne Usta-Hassan, den Lüledschiah, ich will Dich hinführen!" Und so schritten wir denn mit einander zwischen den Buden des Bit-Bazars hin.

Wer einmal einen jüdischen Trödelmarkt und

dann einen türkischen Bazar gesehen hat, dem wird die auffallende Aehnlichkeit im Wesen beider nicht entgangen sein. Dort wie hier treiben sich Verkäufer und Käufer feilschend durch einander, dort wie hier wird das Kostbarste sowol, wie das Alte, Abgenützte, fast Werthlose, zum Gegenstande des Verkehrs, zur Waare. In der einen Bude funkelt Gold und Silber, in der andern hängen alte Kleidungsstücke, altes Riemzeug, alte Sättel, an Wänden und Stangen umher. Hier werden blanke Waffen, dort altes verrostetes Eisen, hier Schuhe, dort die prachtvollsten Shawls feilgeboten. Alles geschieht auf der Straße, im Freien, laut, vor den Augen und vor den Ohren Aller. Die jüdischen Trödelmärkte sind nur ein matter Schatten des orientalischen Handelsgetriebes, die Genügsamkeit des Juden mit selbst geringem Gewinne, sein Talent, selbst das Geringfügigste zu verwerthen und zu verwenden, nur ein schwacher Nachhall orientalischer Industrie.

Vom Bit-Bazar lenkten wir durch einige enge und weniger belebte Gassen in einen andern Theil der Türkenstadt, in den Dortjol, ein.

„Siehst Du diese Mauern?“ sprach mein Führer, indem er nach den sehr verwahrlosten Trümmern eines im vornehmen Style erbaut gewesenen Gebäudes hinwies, an denen Moos und Epheu in großen Massen herumwucherten. „Da hat einmal ein großer giaurischer Held, der Fürst Jevjenije, gewohnt. Der war tapfer über die Maßen, und hat dem Sultan Belgrad weggenommen, und sich dann dies Haus hier erbaut. Der Sultan war aber dann noch tapferer, als der Fürst Jevjenije, jagte diesen wieder aus Belgrad, und legte sein Haus in Schutt. Jetzt haben darunter die Schuster und die Fleischröster ihre Buden.“ —

Vor Prinz Eugen, des edeln Ritters, Haus vorbei gelangten wir in eine schmale Gasse, in der mein Führer vor einer kleinen, abseits gelegenen Werkstätte hielt.

„Usta-Hassan!“ rief er schon von Ferne, „der Effendi da sucht Dich!“

Usta-Hassan, der Lüledschiah, saß in seiner Werkstätte, die Beine unter sich gekreuzt, die Aermel bis an die Schultern hinaufgeschürzt, und eine weiße, straffe Haube bis an die Augen-

brauen über den kahlgeschornen Kopf gezogen und arbeitete wacker. Ein kleiner türkischer Junge von höchstens sieben Jahren saß ihm zur Seite und knetete mit den kleinen, weißen Händchen rothen Thon. Usta-Hassan ergriff von Zeit zu Zeit ein Stück des Thones, preßte es in eine bleinerne Form, bohrte dann eine Höhlung in die gepreßte Masse, und schälte mit vieler Behutsamkeit eine Lüle (Pfeifenkopf) aus der Bleiform.

Usta-Hassan, der Lüledschiah, war also ein Pfeifenmacher. Ihm gegenüber saß ein bärtiger Mann, der mit einem feinen Messerchen die aus der Form gekommenen rothen Pfeifenköpfe glatt schabte, hie und da die Unebenheiten beseitigte, die Lücken ausfüllte, und mit feinen stählernen Griffeln und Rädchen allerlei Verzierungen an ihnen auspreßte, und sie dann hinlegte zum Trocknen. Im Hintergrunde konnte man durch eine kleine dunkle Thüre den rothen Schein eines Kohlenfeuers gewahren; es war dies der Ofen, in welchem Usta-Hassan seine Lülen brannte.

Hassan schien im Eifer seiner Arbeit den Zuruf meines Führers nicht gehört zu haben.

„Usta-Hassan!“ rief dieser noch einmal, indem er ohne weitere Umstände in die Werkstätte trat, und sich auf einem ausgebreiteten Schaffelle niederließ.

Usta-Hassan schlug die Augen auf, und nickte mit dem Kopfe, da er mich erblickte, als käme ein alter Bekannter.

„Hah, Komschiah, Du hier? Hab' Dich schon vorgestern und gestern erwartet! Willkommen in Belgrad! Willst Du nicht weiter kommen, daß ich Dich beehre?“ fügte er hinzu, ohne sich jedoch in dem Formen seiner Pfeifenköpfe im Mindesten zu unterbrechen.

Ich trat in die Werkstätte, und nahm meinen Platz auf einem vierfach zusammengelegten Teppich, den der Lehrjunge auf Hassans Wink für mich auf dem Boden zurecht gelegt hatte.

„Nun, wie gefällt es Dir bei uns?“ nahm Hassan darauf das Wort, indem er ein frisches Stück rother Thonerde in die Form drückte. „Nicht wahr, da ist's anders, als drüben in Eueren schwäbischen Städten?“

Ich versicherte Hassan, daß mich das bunte, meinen Augen ganz ungewohnte, fremde Treiben sehr interessire, und daß ich mich nicht satt sehen könne.

„Bei uns in Belgrad gibt es immer was zu sehen,“ fuhr er fort. „Da kommen Leute aus allen Theilen der Welt zusammen; Macedonier, Griechen, Bulgaren, Bosniaken, Herzegowiner, Cernagorzen,*) auch Schwaben!“

„Wo stammst Du her, Meister Hassan?“ fragte ich meinen Freund; denn als solchen mußte ich nunmehr Usta-Hassan ansehen.

„Ich? — ich bin ein geborner Belgrader,“ erwiederte Hassan.

„Da denkst Du wol noch der Zeiten, da Belgrad Eurem Sultan gehörte?“ fuhr ich fort.

„Ei, wie sollt' ich das nicht? Dessen denk' ich noch als Knabe! und muß wol daran denken, wenn ich durch die Stadt gehe, und mich in den Straßen umschaue!“

„Wie so das?“

„Da stehn die Häuser und die Gärten prangend, und die Serben wohnen drin und sind drin

---

*) Montenegriner.

Herren, und manches ist drunter, in welchem ich jetzt säße, wenn es Allah nicht anders gewollt hätte. Wenn ich auch heute ein ehrsamer Lüledschiah bin, so war mein Vater doch einer der reichsten Spahias*) und sehr angesehen beim Pascha, und hatte mehr Dukaten zu verschenken, als mancher reiche Serbe heute zu verzehren. Doch die Zeiten haben sich geändert!"

„Es mag Dir wol wehe thun, wenn Du so an den Gärten und Häusern vorbeigehst, die einmal Deinem Vater gehört haben, und wenn Du denkst, daß Du nun mit so mühsamer Arbeit Dein Leben fristen mußt?"

„Weh, Komschiah? Nein, das nicht. Wenn es Allah nicht gewollt hätte, wäre es nicht so gekommen. Alles hat seine Zeit; der Mond und die Sonne, der Tag und die Nacht. Die Serben hatten es früher auch nicht besser. Sie waren unsere Knechte und wir ihre Herren. Nun sind sie die Herren und wir könnten füglich ihre Knechte sein. Das sind wir aber immer noch nicht, und schon das ist viel Gnade von Allah! Aber so ist es

*) Grundherren.

schon! Denn das wisse: Alles ist bei Allah möglich; der Türke kann arm werden, kann die Macht, die Herrschaft verlieren; aber daß er einem Christen diene, — das läßt Allah nicht zu!"

Ich konnte Hassan meine Bewunderung wegen seiner Ergebenheit in solchen Wechsel des Geschickes nicht verschweigen, und machte ihm das Compliment, daß er eine seltene Erscheinung unter seinen Brüdern sein müsse.

„So sind wir Alle!" erwiederte Hassan, mit dem Kopfe schüttelnd. „Da neben mir mein Nachbar Jussuf, der alte Schuhflicker mit dem schneeweißen Barte, wenn Du ihn gesehen hast, war ein Mann von zweimalhunderttausend Dukaten und hatte vierzig Weiber. Der schwarze Gjorgje (Kara oder Cerni Georg, der Befreier Serbiens von türkischer Abhängigkeit) brachte ihn um Alles und schenkte ihm dann den Kopf als erstes Almosen. Jussuf nahm seinen Kopf, setzte ihn auf den rechten Fleck, sah dann seine Fäuste an und fand, daß sie noch zu arbeiten vermöchten, und nahm eine Ahl und begann Schuhe zu flicken. Nun singt er den ganzen Tag, so daß ich ihn oft bitten lassen muß, ein Weilchen zu schweigen. Er flickt auch mir

die Schuhe, und vergißt nie „Evalah“ (ich danke) zu sagen, wenn ich ihm zwanzig Para bezahle.“

„Und wie vertragt Ihr Euch mit den Serben?“ fragte ich weiter. „Da gibt es wol oft Streit und Händel?“

„Niemals!“ erwiederte Hassan, als Zeichen der Verneinung mit der Zunge schnalzend. „Wir leben mit ihnen in Frieden und Eintracht, und wir haben sogar Freunde unter ihnen. Wir kommen in ihre Häuser und sie in die unseren. Wir leben wie gute Nachbarn, denn Herren sind sie über uns doch nicht. Wir gehorchen dem Sultan von Stambol und auch sie zahlen ihm Tribut. Uns regiert und richtet der Pascha oben in der Festung und sie ihr serbischer Fürst. Da wir also beide zahlen und gehorchen müssen, nur daß der eine Dem gehorcht, der andere einem Andern, warum sollten wir einander anfeinden?“

Die seltsame Modulation einer tiefen zitternden Baßstimme ließ sich in diesem Augenblicke in der Nähe vernehmen, ähnlich den Modulationen der alten Vorsänger in den jüdischen Synagogen.

„Hörst Du ihn? Das ist Jussuf!“ machte mich Hassan aufmerksam.

„Er singt wieder sein Lieblingslied von Suleiman und Fatimeh,“ bemerkte Hassan's Geselle. „Willst Du ihn nicht hereinkommen lassen, daß ihn Dein Gast kennen lerne?“

„Meinetwegen!“ erwiederte Hassan, und hieß seinen Lehrknaben, dem er noch etwas leise zuflüsterte, den alten Jussuf holen.

Der Lehrknabe sprang von der Werkstatt auf die Straße hinaus, und nach wenigen Augenblicken näherte sich die modulirende Baßstimme, und ein Greis, in hochrothen Beinkleidern, himmelblauer Jacke, einen blumigen Shawl um den Fehs gewunden, erschien an der Werkstätte Hassan's, und setzte sich an derselben nieder, indem er den einen Fuß unter den Leib zog, und den andern nachlässig herabhängen ließ. Die Tracht des Alten trug allenthalben Spuren ehemaliger Pracht, war jedoch bereits so abgenützt, daß die oben angegebenen Farben nur noch errathen werden konnten; sein Gang, seine Erscheinung aber waren voll Würde, ja voll Stolz, und dabei nicht ohne Anstrich von Humor.

„Hast Du mich gerufen, mir meine Pfeife zu füllen, so habe ich nichts dagegen;“ nahm der

Greis das Wort. „Hast Du aber zerrissene Schuhe, so gehe heute barfuß nach Hause, denn heute arbeite ich nicht.“

„Warum das?“ fragte der Geselle.

„Weil ich Geld genug auf morgen habe,“ erwiederte Jussuf kurz.

Der Lehrknabe kehrte zurück und brachte drei kleine Tassen mit schwarzem Kaffee, die er mir, meinem Führer und dem alten Jussuf darreichte. Daß an der, einem Gaste schuldigen Ehrenbezeugung nichts fehle, reichte mir nun der Knabe auch einen Tschibuk mit Tabak und einer glimmenden Holzkohle. Mein Führer, mit den Formen der Gastfreundschaft vertrauter, hatte sogleich nach dem Eintreten dem Gesellen Hassan's den Tschibuk aus dem Munde genommen, und sich dessen Kessa (Tabaksbeutel) erbeten. Jussuf griff eine Handvoll aus dem Beutel Hassan's.

„Wer ist Dein Gast?“ fragte Jussuf den Lüledschiah, nachdem er den Tabak in seiner Pfeife gehörig brennen gemacht hatte.

„Ein Hetjim-Bascha aus Betj,“ (Doctor aus Wien) erwiederte Hassan.

„Und was will er bei uns?" fragte Jussuf weiter. „Reist er Pfeifenköpfe einkaufen?"

„Er reist zu seinem Vergnügen," erwiederte Hassan statt meiner.

„Und die Welt kennen zu lernen," fügte ich hinzu.

„Da wird's lange brauchen, bis er an's Ziel kommt," bemerkte der greise Schuhflicker trocken.

„Wir haben ihm auch von Dir erzählt und von Deinem Schicksale," sprach Hassan, „und da wünschte er, auch Dich kennen zu lernen."

„Gehör' ich denn auch zur Welt?" fragte Jussuf. „Oder ist mein Schicksal so besonders merkwürdig?"

„Merkwürdiger jedenfalls als meines," erwiederte ihm Hassan's Geselle, „der ich nichts gehabt und nichts verloren."

„Du hast Recht!" klopfte ihm Jussuf auf die Schulter, „ich habe Grund darauf stolz zu sein, daß ich eine Merkwürdigkeit bin. Nicht jeder Türke, der hier in Belgrad wohnt, ist der Sohn Abdallah's, des Paschah's von Rumili, und kann sich rühmen, es bis zum Schuhflicker gebracht zu haben!"

„Nicht dies sowol, als der Gleichmuth, die Kraft, mit der Du Dein Geschick erträgst, macht Dich zur Merkwürdigkeit," sprach ich.

„Dann ist das Türkenviertel von Belgrad ein Schaukasten von Merkwürdigkeiten," erwiederte Jussuf in seiner aphoristischen Weise.

„Du singst sogar, wie ich selbst hörte," sprach ich weiter. „Ich kann Dir sagen, daß bei uns Niemand einen solchen Wechsel des Geschickes mit so viel Ruhe und Ergebenheit, viel weniger aber singend ertragen würde. Für Menschen, die ein solches Mißgeschick beträfe, gibt es bei uns nur zwei Wege. Entweder sich todt grämen oder ein Taugenichts werden."

„Das kommt daher," antwortete der Sohn Abdallah's, „weil Ihr Euch weiser dünkt, denn wir, und auf uns, wie auf ein wildes, rohes Geschlecht herabschaut. Würdet Ihr aber den Koran lesen, so gäbe es bei Euch keine Selbstmörder und keine Taugenichtse, dafür aber Leute, die sich nicht schämen, Schuhe zu flicken und zu singen."

„Komschiah," fiel Hassan dem Alten in die Rede, „Du mußt erst wissen, daß Jussuf einer der besten Sänger ist, den es auf Tagereisen weit gibt! Was er singt, das hat er von Niemandem gehört, das singt er aus sich selbst, und die Andern singen es ihm nach."

„Willst Du nicht unserm Gaste ein Lied singen?" redete Hassan's Geselle den alten Schuhflicker an.

„Glaube nicht Alles, was sie Dir sagen, Hetjim-Bascha!" wandte sich Jussuf gegen mich. „Meine Stimme ist alt und schlecht und zittert, und würde Dich wenig erfreuen; wenn Du aber willst, so will ich Dir meinen Enkel bringen, der singt wie Bülbül in den Gärten von Stambol!"

„Wo ist Dein Enkel?" fragte Hassan.

„Er sitzt in seiner Werkstätte und arbeitet."

„Soll ich ihn holen?" fragte mein Führer, vom Sitze aufspringend.

„Hol' ihn, Moseh!" riefen fast Alle einstimmig. „Wir wollen die Arbeit lassen und Achmed singen hören!"

„Laßt das bis zum Abend!" meinte Jussuf. „Das Müßiggehen lernt sich leichter, als das Arbeiten, und Achmed ist jung und braucht die Arbeit."

„Jussuf hat Recht!" pflichtete ich dem Alten bei. „Der Tag ist zum Handwerk, und der Abend zum Gesang; da wollen wir zusammenkommen und Achmed hören, und Jussuf wird wol auch nicht schweigen."

„Gut, so kommen wir in meinem Garten zu-

sammen!" sprach Hassan. „Weißt Du, Mosch, wo mein Garten ist?"

„Ich weiß!" schüttelte mein Führer mit dem Kopfe bejahend. „Ich werde Dich hinführen, Hetjim-Bascha!" Und ich erhob mich von dem vierfach zusammengelegten Teppich und reichte Hassan die Hand zum Abschiede.

„Nicht so!" sprach Usta-Hassan, indem er sich an seiner Schürze die vom rothen Thone verunreinigten Hände abwischte. „So ist's bei uns nicht Sitte! Du hast mich in meiner Werkstatt besucht, und mußt daraus ein Gastgeschenk mitnehmen!" Bei diesen Worten langte er von einem Schranke einen sehr zierlich gearbeiteten Pfeifenkopf aus rothem Thone herab, und reichte mir ihn hin.

„Auch von mir sollst Du nicht leer ausgehen!" rief Jussuf. „Da ich Dir aber keinen geflickten Schuh verehren kann, so nimm von mir diese Rose!" — Er reichte mir die Rose, die er in seinem Gürtel getragen hatte. — „Bis Abend wird sie wol halten, und Dich an mich denken lassen. Zu Abend sollst Du von mir ein Gastgeschenk erhalten, das die Lüle lang überdauern wird!"

---

4. Scherbet. Literarische Zustände.

Der Brief, dem ich es zu verdanken hatte, daß mir der Uebertritt auf serbisches Gebiet gestattet worden, lag auf meinem Tische.

Vor mir lag Stewa, sein ewiges Lächeln in den holden Mienen, den Balsam seines auf Erden gewiß einzigen Deutsch auf den Lippen.

„Hast Du mir erfahren, wann der Gospodin General Knićanin anzutreffen ist?“

„Prügeln zwölfe Rućak — das ist Eß will sagen!“ referirte Stewa, dem begreiflich machen zu wollen, daß ich ihn besser verstände, wenn er gut serbisch, als wenn er schlecht deusch spräche, ich bereits aufgegeben hatte. „Rućak pack Dich, schlafen; prügeln drei, Schlafen pack Dich, Gospodin kummen!“ Was zu verstehn mir schwerlich möglich ge-

worden wäre, wenn der Teutomane der Zdania nicht jedes Wort mit ganz unzweideutigen Gestikulationen begleitet hätte, aus denen mir endlich klar wurde, daß General Knićanin mit „Prügel zwölf“, das ist Schlag zwölf Uhr, seinen Rućak, das ist sein Mittagmahl, nach dem Tische seine Siesta, und um drei Uhr, vom Schlafe erwacht, seine Besuchsstunde abzuhalten pflege. —

Es war halb drei. Auch ich hatte eben meine Siesta beendet, und Moseh, mein Führer vom Vormittag, steckte den Kopf durch die halb geöffnete Thüre herein, um mich zu fragen, ob er zur rechten Zeit gekommen sei, um auch Nachmittags an meiner Seite seine Localkenntniß fruchttragend an den Mann zu bringen.

Ich machte mich auf den Weg. Eine drückende Hitze lastete auf den ausgetrockneten Straßen und dem meist sehr unebenen Pflaster, wo sich nämlich ein solches vorfand, verdoppelt durch den Rückschlag der Sonnenstrahlen von den weißen Mauern der Häuser. Kein Lüftchen strich durch die breiten Straßen. Nur hie und da zog sich an den Häusern ein schmaler Streif von Schatten hin, da

die Sonne noch sehr wenig gegen Westen gerückt war. Die Soldaten an der Barosch-Kapia, durch die wir unsern Weg nach der Terasia, jenem Stadttheile des neuen Belgrad, in welchem der General, so wie überhaupt die vornehme Welt, wohnt, nehmen mußten, hatten sich in das kühle Dunkel des Wachthauses zurückgezogen, und spielten darin Würfel. Dem Posten vor dem Wachthause standen erbsengroße Schweißtropfen auf der Stirn. Das Gedränge des Morgens war aus den Straßen und von den Plätzen verschwunden. Alles schien sich in die Schatten der Häuser zurückgezogen zu haben, und nur hie und da führte Jemanden ein dringendes Geschäft nach der Stadt; ging ein Mlekar vorüber, seine saure Milch mit dem Rufe: „Kiselo mleko! kiselo mleko! mleko—o!“ als willkommenen Kühlungstrank feilbietend; rief ein Junge seinen vortrefflichen „Scherbet! Scherbet!“ aus; bot ein Anderer seine Kirschen mit dem Rufe: „Cresnie! lepe cresnie!“ zum Kaufe dar, oder schenkte endlich ein Bursche vor dem Laden eines Meisters an die Gesellen kühles Wasser, das er zugleich den wenigen Vorübergehenden mit dem Ausrufe:

„Ladna voda! dobra voda!“ anzupreisen nicht unterließ.

Der Verkauf von Erfrischungsmitteln scheint in Belgrad, wie in allen größeren Städten des Südens, einen nicht unansehnlichen Erwerbszweig für die untere Volksklasse abzugeben. Wo man hinblickt, kann man in den hölzernen Krambuden Gläser mit rothem Rosenzucker, eingesottenen Früchten, überzuckerten Mandeln, Oliven, Citronen, Orangen erblicken; an jedem Thore, in jeder Straße, auf jedem Platze hat ein Obstverkäufer sein, den Meßtischen der Feldmesser ähnliches, dreifüßiges Verkaufstischchen aufgestellt, das er nach Belieben zusammenlegt, und, den Korb mit Obst auf dem Kopfe, unter dem Arme weiter trägt; an allen Ecken sitzen Scherbetverkäufer bei ihren großen Blechbüchsen und schöpfen daraus mit Löffeln weißes Gefrornes für wenige Para auf kleine zinnerne Schüsselchen, und fast jede Straße hat eine hölzerne Bank aufzuweisen, auf der unter allerlei Zuckergebäcke Flaschen mit verschiedenfarbigen kühlenden Früchtenabgüssen zum Kaufe einladen.

„Willst Du nicht etwas Kühlung nehmen?“

fragte mein Führer, als wir an einer solchen Bank vorbeikamen. „Das muß man, wenn man nicht krank werden will von dieser Hitze,“ fügte er hinzu, indem er sich mit seinem Aermel den Schweiß von der Stirne trocknete, um anzuzeigen, daß er, wenn er auch um meine Gesundheit sehr besorgt sei, doch deshalb die seinige nicht gern hintangesetzt sehen möchte. So traten wir denn an den mit einem Leinen überspannten Verkaufstisch. Die ungewöhnliche Schwüle schien selbst den Verkäufer von der Straße vertrieben zu haben. Moseh rief ihn einige Mal beim Namen, um mir einen Beweis seiner ausgebreiteten Bekanntschaften zu geben. Da jedoch auf seinen Ruf Niemand erschien, meinte er, er müsse nun selbst ins Haus und den faulen Komschiah heraustreiben. Wirklich kehrte er nach einigen Minuten mit dem Scherbethändler, einem braunen, stämmigen Serben mit nackten Armen und bis in die Hälfte der Schenkel nackten Beinen, zurück.

„Fürchtest Du nicht, daß Dir Jemand Deinen ganzen Kramladen oder doch einen oder den andern Teller mit Bäckerei davon trägt, während Du drin bist?“ fragte ich den Verkäufer, der

mich mit den Worten: „Jzvolte gospodine!“ (Beliebt, Herr!) begrüßte.

„Ei, warum nicht gar!“ antwortete der Scherbetverkäufer. „Hundert Stockstreiche sind Jedem ein viel zu theurer Preis für eine Schüssel Zuckerzeug. Ich fürchte Nichts, und hat mir auch noch Niemand Etwas davongetragen. Womit kann ich Euch dienen? Wünscht Ihr Wasser mit Weichselsaft hier aus dieser rothen Flasche? Zwanzig Para das Glas! Oder beliebt Euch Rosenwasser? Das ist dort in jener rothen Flasche! Zehn Para das Glas! Oder wollt Ihr Citronen? Das könnt Ihr aus jener weißen Flasche haben! Auch zehn Para das Glas!“

„Nimm Rosen!“ rieth Moseh, „mir für meinen Theil schmeckt es besser, und dann ist's billiger!“

„Gib, was Du willst!“ erwiederte ich dem halbnackten Conditor, worauf dieser ins Haus zurücklief und nach einigen Sekunden mit einem Stück Eis zurückkehrte, das aus einer Kothlache geholt zu sein schien. Ein kleiner Knabe brachte ein Gefäß mit frischem Wasser, und der Scherbethändler bemühte sich nun aus Leibeskräften, das Eis von dem anhaftenden Schmutze zu reinigen,

welche Operation, von seinen braunen Händen vollzogen, eben nicht geeignet war, meinen Gaumen zu reizen. Der Scherbethändler mochte bemerken, was im Innersten meiner Seele vorging, und hielt das Stück Eis nach vollendeter Waschung gegen die Sonne, um mir zu zeigen, daß es nun wie ein Krystall so rein geworden sei. Hierauf zerschlug er es, vertheilte die Stückchen in mehrere Gläser und füllte zwei derselben zur Hälfte mit frischem Quellwasser, zur Hälfte mit duftendem rothen Rosenwasser, und preßte noch den Saft einer frisch aufgeschnittenen Citrone hinein. Noth bricht Eisen, und die Weltgeschichte hat Beispiele, daß die brennende Sommerhitze Sumpfwasser zu Nectar umgezaubert hat. Konnte ich auch das Bild der schmutzigen Hand, die sich herausnimmt, ein Stück schmutziges Eis zu reinigen, nicht von der Seele bannen, so setzte ich doch das Glas an. Moseh hatte das seinige bereits geleert und versicherte, es habe ihm ganz wohl bekommen und ich müsse eilen, wenn das Wasser nicht warm werden sollte. Ich leerte das Glas und fand das rosenduftende, süßsäuerliche Getränk trotz der schmutzigen Schöpferhand so über alle

Erwartung vortrefflich, daß ich nicht umhin konnte, den Scherbetverkäufer gewähren zu lassen, als er mir anrieth, auf die Rosen ein Glas Weichsel folgen zu lassen. Das kühle für den ganzen Tag. Nachdem ich die Zeche von sechzig Para mit sechs österreichischen Kupfergroschen bezahlt hatte, setzte ich meinen Weg nach der Teresia fort. —

Ein schönes, seitwärts in jener Gegend, die man die Savamahala (Gegend an der Sava) nennt, gelegenes Gebäude bezeichnete mir Mosch auf meine Frage als die „Typographia,“ wo die „Novine“ und die „Knjige“ (Zeitungen und Bücher) gedruckt werden. Diese Druckerei ist die einzige in Serbien und Eigenthum des Staates. Die Art und Weise, wie sie betrieben wird, verdient gelobt zu werden, da die Regierung keine Kosten scheut, um tüchtige Kräfte für sie zu gewinnen. Wirklich sind in jüngster Zeit Druckwerke aus ihr hervorgegangen, die an typographischer Pracht und Vollendetheit nichts zu wünschen übrig lassen, z. B. die Apotheose Cerni Gjorgje's, ein übrigens servilen Huldigungsgedicht auf die herrschende Dynastie. Auffallend ist es jedoch, daß die Regierung die

Druckerei nicht zur Herausgabe eines eigenen offiziellen Blattes benutzt. Des publizistischen Einflusses auf die öffentliche Meinung sich gänzlich entschlagend, begnügt sie sich damit, dem Eigenthümer eines Privatblattes, der „Srbske novine,“ für die Aufnahme der amtlichen Verlautbarungen ein jährliches Pauschale zu bezahlen. So sehr übrigens im Allgemeinen das geistige Emporstreben der Serben des Fürstenthums ein regsames genannt werden muß — in Belgrad besteht unter Anderem eine Akademie, an der die Lehrfächer des Gymnasiums, der Theologie, des Jus, der Philosophie und der Naturwissenschaften von mehr oder minder tüchtigen, meist in Wien oder an deutschen Universitäten gebildeten Lehrern besetzt sind — so schwierig ist es immer noch, irgend eine literarische Unternehmung in Aufnahme zu bringen. Theilweise hat der, wie auch an sich kleinliche, so doch mit sehr viel Animosität betriebene orthographische Streit zwischen den Anhängern der alten Kirchenorthographie und der neuen einfachen Vuk's daran Schuld, und es hat namentlich manches mit der letzteren geschriebenes Buch gegen mannigfache Vorurtheile zu kämpfen. Dazu kommt der Man-

gel alles und jeden Buchhandels. Es gibt keine Buchhändler in Serbien, keine Verleger. *) Dem Schriftsteller stehen nur zwei Wege offen, sein Werk in die Oeffentlichkeit zu bringen. Entweder Jemand kauft es ihm ab, versteht sich für eine Kleinigkeit, läßt es drucken und gibt es auf Pränumeration heraus, oder der Schriftsteller muß sich selbst mit der Sammlung von Pränumeranten, mit Besorgung von Druck und Herausgabe befassen. Auf diese Weise erschienen Vuk's sämmtliche Bücher, die gleichsam als der Grundbau der neuen serbischen Literatur angesehen werden können, seine drei Bände Volkslieder, seine viel angefeindete Uebersetzung des neuen Testaments, seine Sprichwörter u. s. w., auf diese Weise die Schriften von Subotić, Milutniović, Gavrilović und der jüngere Danišić, Radišić und die meisten Andern, wobei es nicht entgehen kann, daß die Pränumerantenverzeichnisse mancher Bücher nichts als Wiederholungen von Namensverzeichnissen sind, da der Kreis Derjenigen, die sich für Förderung der

*) Erst jetzt hat Herr Milesch Popowić in Belgrad den Versuch gemacht, eine Buchhandlung daselbst zu errichten.

Literatur interessiren, außer dem Fürsten Obrenowitsch und dem regierenden Fürsten, in der Geistlichkeit, den Beamten, Kaufleuten und Aerzten abgeschlossen ist. Kleine belehrende Bücher hingegen läßt die Regierung auf Staatskosten drucken.

Die Straßen der Terasia sind breit, hoch und luftig gelegen, bestehen meist aus neuen gutgebauten Häusern, sind jedoch weniger belebt, als die der alten Stadt, und bieten kein malerisches Moment. Eine alte Moschee, oder vielmehr die Ruinen einer solchen, würden etwa das Einzige sein, das einiges Interesse erregen und zur näheren Besichtigung einladen könnte, wenn nicht ein außerordentlich übler Geruch den frommen Wanderer von jeder weiteren Annäherung abhalten und ihm die Ueberzeugung beibringen würde, daß das von Außen ziemlich interessant aussehende Denkmal verflossener Tage nunmehr ganz anderen Bedürfnissen geweiht sei, als jenen gläubiger Herzen.

Vor einem ebenerdigen, im einfachen Style unserer Landhäuser erbauten, fast klein zu nennenden, aber netten Hause machte mein Füh-

rer Halt. „Hier, Gospodine, wohnt Knićanin,“ sprach er. „Willst Du in's Haus gehen, so will ich hier auf dem Steine sitzen und warten, bis Du herauskommst.“

---

5. Bei Knićanin.

Seine Toilette eine Revision passiren zu lassen, ehe man „hochgestellten Personen“ seine Aufwartung macht, ist ein altherkömmlicher Usus, den ich selbst unter dem jungen Himmelsstriche Serbiens nicht für überflüssig erachtete. Ich fand zu meiner größten Freude und zur nicht geringen Bewunderung Moseh's Alles in bester Ordnung, bis auf das Alpha und Omega der Hoffähigkeit, die Glacéhandschuhe. Wenn ich sagen wollte: „Bald waren auch diese über meine sonnverbrannten zehn Finger gezogen,“ so müßte ich lügen, da es mich thatsächlich eine volle Viertelstunde kostete, sie an meinen von der Hitze sehr angelaufenen Händen in die gehörige Spannung zu bringen. Endlich war auch dies gelungen. Noch fuhr Moseh einige

Male mit seinem Fehs über meine Fußbekleidung, um sie vom Staube zu befreien, und ich öffnete das Thor, vor welchem zu meinem nicht geringen Befremden nicht einmal zwei Serežaner oder andere Halsabschneider Wache hielten, während bei uns die Wohnung eines Generals nicht leicht der Zierde zweier auf- und abwandelnder Bajonnettträger entbehren kann. Ich trat in einen Hof, der eine herrliche Fernsicht bietet.

„Was wünscht Ihr, Gospodine?“ fragte ein junger Mensch in gewöhnlichem dunkelblauem serbischem Anzuge, dessen Zuvorkommenheit alsbald den Diener erkennen ließ.

„Ist der General zu sprechen?“

„Ich bitte, begebt Euch zu ihm, er ist so eben erwacht.“

„Willst Du mich nicht erst melden?“

„Das ist bei uns nicht nöthig. Beliebt nur mir zu folgen.“

Ich trat ein.

Das Innere des Hauses, das Knićanin bewohnt, ist wie das Aeußere desselben einfach und anspruchlos. Allenthalben herrschte tiefe Stille, Ordnung, Reinlichkeit. Labende Kühle wehte aus

den mit europäischen Meubeln versehenen Zimmern entgegen.

Nur die reichsten Familien in Belgrad richten mit solchen Meubeln ihre Wohnungen ein. Der Aufwand jedoch, mit dem dieß geschieht, übertrifft nicht den, mit dem ein schlichter wohlhabender Bürger in irgend einer der kleinen deutschen Städte seine Zimmer einrichtet. Mit Kanapee, einigen Sesseln, Tischen und Goldrahmspiegeln ist Alles abgethan. Einen größern Luxus kennt man hier noch nicht, höchstens werden feine Mousselinvorhänge in die Fenster gehängt. Selbst der Palast, eigentlich das Haus des regierenden Fürsten Alexander Karagjorgjević ist nicht größer und nicht schöner, als ein mittelmäßiges, von einem Garten umgebenes Landhaus, und seine innere Einrichtung durchaus nicht von der Macht eines Souverains, sondern eben nur von Wohlhabenheit zeugend.

Der Diener wies mich in ein kleines Zimmer, in das man unmittelbar aus dem Vorhause gelangt. Eine angenehme Kühle hauchte mir entgegen, als ich die schmale Thür öffnete. Die Vorhänge waren herabgelassen, ein wohlthätiges Halbdunkel erfüllte den Raum. Der Thüre gegen-

über auf einem mit Teppichen bedeckten Mindeluk saß eine kräftige breitschultrige Gestalt, in schlichtem, dunkelblauem Kleide, einen breiten Gurt um den Leib geschnallt, zwei silberbeschlagene Pistolen im Gurte, einen hohen rothen Fehs mit langer seidener Quaste auf dem etwas zur Seite geneigten Kopfe, den einen Fuß über den andern gelegt. Die Schuhe lagen unbenützt auf dem Boden. Das Haupt ruhte auf dem großen Bernsteinmundstück eines langen Tschibuks, den die schöngeformte volle Rechte hielt und an den Boden feststemmte. Ein augenblicklich gewinnender Ausdruck eines Wohlwollens, einer Freundlichkeit lag in den vollen, verständigen, man kann sagen, edlen Zügen. Es war Knićanin. Wer einmal sein von Jovnović gezeichnetes Bild gesehen, mußte ihn augenblicklich wieder erkennen.

Ich überreichte ihm den Brief, der mir von einem seiner besten Offiziere gegeben worden war. Knićanin flog die Zeilen flüchtig durch und hieß mich, ohne sich selbst von seinem Platze zu erheben, auf einem Mindeluk in seiner Nähe Platz nehmen. Außer den Mindeluks ringsum an den Wänden entbehrte die Lieblingsstube des serbischen

Generalen und Senators jeder andern Einrichtung.

„Ihr seid ein „Tschek“, wie mir geschrieben wird“, nahm Kničanin das Wort, nachdem er den Brief zusammengefaltet und neben sich auf den Mindeluk niedergelegt hatte.

„Ich bin aus der Nähe von Prag gebürtig.“

„Dann seid mir doppelt willkommen! fuhr der General fort, und seine klugen Augen blitzten freundlich auf. „Ich liebe Euere Landsleute sehr. Sie sind ein verständiges, fleißiges Volk, von dem wir noch viel zu erwarten haben. Sie kümmern sich um Alles, und lernen Alles. Sie arbeiten unermüdlich mit dem Kopfe, mit den Gedanken, mit der Feder, und sind es werth, daß wir anderen Slaven uns an ihnen heranbilden.“

Eine solche, der Nation, der ich angehöre, gehaltene Lobrede durfte nicht unerwiedert bleiben. Ich nahm Gelegenheit, den Heldenmuth und die Tapferkeit des Stammes hervorzuheben, den der General den seinen nannte.

Kničanin hörte mein Gegenencomium, das ich bestmöglichst in serbischer Sprache vorzubringen mich bemühte, mit sehr viel Aufmerksamkeit an.

Mit der ihm eigenen, natürlichen Schärfe des Verstandes errieth er meine Gedanken zur Hälfte, und griff dem, was ich noch sagen wollte, zum Theil vor.

„Auch die Tschechen," sprach er, „hatten eine Zeit der Tapferkeit und des Heldenruhmes. Nun aber haben sie von den Deutschen das Studiren gelernt und haben das Schlagen vergessen. Das thäte nichts, wenn sie nur nicht dort oben so eingeschlossen lebten von lauter deutschen Nachbarn!"

„Ihr nationales Leben hat seit dreißig Jahren einen Aufschwung genommen, der alle Besorgnisse beseitigt," erwiederte ich dem serbischen Senator.

„Glaubt das nicht!" entgegnete Knićanin. „Legt ein Stück Eisen mitten ins Feuer, und es wird schmelzen. Die Tschechen sollen zu uns herabkommen. Da finden sie Land und Boden und werden Slaven bleiben. Zu bestimmen aber, was da oben aus ihnen wird, das möchte ich nicht auf mich nehmen wollen!"

Gosta poćestiti, einen Gast zu beehren, gehört zu den heiligst geachteten Gebräuchen sowol der Serben, wie der Türken, nur erhält die Sitte

bei den Serben viel Anmuthigeres und Feineres durch die Dazwischenkunft der Frauen, während ihr bei den Türken, wo sie meistens gegen Männer eben nur von Männern geübt wird, etwas Unbeholfenes, Anmuthloses, bei Vornehmen sogar streng Ceremonielles anhaftet. Der ärmste Serbe ist bemüht, seinem Gaste eine Ehre zu erweisen. Wenn er gar nichts hat, wird er dem, der ihn besucht, wenigstens eine Pfeife Tabak anbieten, einen Trunk Wein, Milch, Kaffee, etwas Obst, oder was sich sonst in seiner Speisetruhe vorfindet. Bei den Reichen wird diese Sitte mit vieler, man muß sagen, oft überraschender Verfeinerung und Höflichkeit geübt. Man setzt seinen Stolz darein, dabei seine Wohlhabenheit zur Schau zu tragen, und macht sogar Unterschiede in den Dingen, mit denen man den Gast beehrt, je nachdem dieser mehr oder weniger willkommen ist, je nachdem er eine niedrigere oder höhere Stellung einnimmt. Der Tschibuk aber fehlt bei keinem Besuche. Dem Besuchenden, und sei er, wer immer, reicht der weniger Bemittelte seine Kessa mit frischem Duhan hin, und Niemand ist so arm, daß der Gast nicht von ihm eine Handvoll des feingeschnittenen Rauch-

krautes annehmen sollte. Bei den Vornehmern wartet der Diener nicht erst den Wink des Gebieters ab. Er bringt Jedem, der in das Besuchzimmer tritt und sich auf dem Mindeluk niederläßt, einen Tschibuk, selbst wenn der Hausherr nicht zugegen ist und erst erwartet wird. Viele, lange und kostbare Tschibuks zu besitzen, ist eine Sache der Liebhaberei bei Serben sowol, als Türken. Jede weitere Beehrung hängt von dem Ermessen des Hausherrn oder der Hausfrau ab.

So war denn auch mir, kaum daß ich mich in der kühlen Stube niedergelassen, der Diener gefolgt, und hatte mir einen, der Länge unserer Musketen kaum etwas nachgebenden Tschibuk angeboten. Einen Tschibuk darf man nicht ablehnen. Man sei Raucher oder nicht, — ein Rangunterschied, der dem Serben übrigens ganz fremd ist, — man möge dem fein duftenden, aber um so narkotischern Türkentabak gewachsen sein, oder nicht, hier heißt es im wahrsten Sinne des Wortes ins „Kraut" beißen, oder für einen Menschen gelten, der von Schicklichkeit und Gesittung keine Ahnung hat. Weniger Pflicht ist, wirklich zu rauchen. Es genügt, die Pfeife angenommen,

höchstens angeraucht zu haben, und man kann sie dann ruhig neben sich an den Mindeluk hinlehnen, oder in den Arm nehmen und verglimmen lassen, wie denn überhaupt weder der Türke noch der Serbe so raucht, was man „Wolken vor sich hin-dampfen" nennt, sondern nur von Zeit zu Zeit und in langen Zwischenräumen einen schwachen Zug thut, als wäre es ihm bloß darum zu thun, die Pfeife nicht ausgehen zu lassen. Eben so wenig raucht er eine Pfeife zu Ende. Wenn der Tabak zum dritten Theile, höchstens zur Hälfte verglommen ist, wird der Tschibuk bei Seite gestellt oder mit frischem Duhan versehn.

Ich hatte von der Nachsicht, die man gegen Gäste hat, Gebrauch gemacht und mich damit begnügt, durch ein kunstgerechtes, türkischen Vorbildern nachgeahmtes Entzünden des Tabaks zu zeigen, daß es nicht der erste Tschibuk sei, den ich an den Mund gesetzt, schloß dann das schöne braune Weichselrohr liebevoll in meine Arme und überließ den köstlichen Tabak seinem eigenen Schicksale.

Meine Hetjimbaschaschaft würde sich vielleicht mit der einfachen Ehre des Tschibuk's haben begnügen müssen, denn je vornehmer der Serbe ist,

desto sparsamer ist er mit jeder weitern Ehrenbezeugung, wenn nicht ein Blick in den Brief die Aufmerksamkeit des wol freundlichen, aber doch stolzen Serbenführers auf eine Zeile gelenkt hätte, die er früher in der Eile übersehen zu haben schien, und die doch Alles enthielt, was meinen Besuch bei ihm einigermaßen rechtfertigen und vor dem Scheine bloß belästigender Neugierde bewahren konnte.

„Sieh' da!“ nahm er das Gespräch wieder auf, „man schreibt mir, daß Ihr Euch für uns Serben in Manchem interessirt; daß Ihr unsre Geschichte kennt, unsre Lieder, und nun auch die Schauplätze unsrer Kämpfe besuchen wollt. Da darf ich also in Euch noch besonders einen Freund unsres Volkes begrüßen?“

Ich erzählte, wie ich ursprünglich durch die Talvjsche Uebersetzung der serbischen Heldengesänge angeregt, bald den Wunsch in mir erwachen sah, mich mit der Sprache, der Geschichte und den Sitten eines Volkes vertraut zu machen, das ich mir nicht anders, denn als ein kräftiges, heldenhaftes, eigenthümliches denken mußte, und von dem ich nicht begriff, wie es, im Binnen Europas wohnend und lebend, doch so wenig gekannt sein konnte,

daß selbst große Historiker wie Rotteck, Becker, Schlosser und Andere davon so viel wie gar nichts zu sagen wissen, und daß es unter seinen Nachbarn kaum dem Tausendsten, ja Zehntausendsten dem Namen nach bekannt sei; daß ich durch den Werth, den einer der größten deutschen Gelehrten (Grimm) auf diese Heldengesänge gelegt, mich in meinem Wunsche bekräftigt fühlte, und daß ich es in einem Augenblicke nicht länger aufschieben mochte, dem langgehegten Wunsche nachzukommen, wo ich nach einem eben beendigten Erhaltungskriege eines Theiles der Nation, an dem sich gleichwol die ganze Nation betheiligte, alle Erinnerungen aus alten Tagen neu belebt, alle Eigenthümlichkeiten und bezeichnende Charakterzüge schärfer ausgeprägt, endlich vielleicht eine nicht unbedeutende Ausbeute von Anschauungen, Mittheilungen über die letzten Kämpfe, wol auch neuerstandenen Lieder zu finden hoffte.

„Unsre Lieder!" fiel mir Knićanin in die Rede. „Es ist doch sonderbar, daß wir es unsern Liedern, und nicht unsern Thaten, nicht unsrer Bedeutung zu verdanken haben sollen, wenn

man auf uns aufmerksam wird! Uebrigens muß ich selbst zugestehen, daß das Lied für die Entwickelung unseres Stammes von außerordentlicher Bedeutung ist. Unsre Lieder sind uns nicht nur unsre Vergangenheit, sie sind auch unsre Gegenwart, ja unsre Zukunft. Was Ein Serbe heute thut, das singt schon morgen von ihm ein andrer Serbe. Ja, Gesang und That fällt bei uns Serben oft in Eins zusammen. Das hättet Ihr hundertmal auf unsern Schlachtfeldern erleben können. Und das ist es, was unsern Führern wie unsern Kriegern den Todesmuth einflößt, von dem man sich oft so Fabelhaftes erzählt! — Kennt Ihr die Geschichte Marko's?"

Ich bejahte.

„Seht Ihr, dann kennt Ihr auch die ganze Geschichte des serbischen Volkes, und dann kennt Ihr auch das ganze serbische Volk selbst! Ihr werdet mir Recht geben, wenn Ihr erst unsre jüngste Geschichte, unser Volk genauer kennen gelernt haben werdet. Ihr werdet dann selbst sagen, daß wir Serben eigentlich gar keine neue, oder wenn Ihr wollt, gar keine alte Geschichte haben. Unsre Geschichte, unsere Kämpfe wieder-

holen sich nur; und was unsre Väter thaten, ist neu, wenn Ihr es mit unsern Thaten vergleicht, und was wir thun und kämpfen, ist alt, wenn Ihr Euch die Thaten Duschans, Lazar's, Marko's zurückruft. Die wollten das serbische Volk vom fremden Joche befreien, und wir wollen dasselbe. Ihnen gelang es nicht — erinnert Euch, wie es auf Kossowo geendet! Uns gelang es nur zum Theil. Doch was uns nicht gelang — und, glaubt mir, es ist noch viel — das müssen unsre Kinder und Kindeskinder weiter versuchen, bis daß das Lied von Marko zur Wahrheit geworden, und der Serbe nicht mehr an den „Wegen des Czaren" pflügt!"

Kničanin schlug mit den Händen mehrmal an einander. Es war dies das Zeichen für den Diener, der auch augenblicklich erschien.

„Was befehlt Ihr, Herr?" fragte der Diener.

Kničanin winkte mit der Hand, ohne ein Wort zu sprechen, und der Diener entfernte sich.

„Kennt Ihr den Herrn Vuk?" fragte Kničanin weiter.

Ich bejahte, und erzählte, wie im Hause dieses Mannes, dem das unsterbliche Verdienst

bleibt, dem nationalen Elemente unter den Serben durch seine Sammlung ihrer ältesten und eigenthümlichsten Lieder einen neuen, unberechenbar nachhaltigen Impuls gegeben zu haben, Gelegenheit hatte, mich über Manches zu belehren, und namentlich in der Sprache einzuüben.

Knićanin konnte nicht Worte genug finden, die Verdienste Vuk's (Stefanowić Karadžić) hervorzuheben, und es nicht genug lobenswerth finden, daß ein Nichtserbe nicht die Mühe scheute, welche mit der Erlernung einer Sprache, die man ja nicht so allgemein lehre, wie die französische oder deutsche, verbunden sein müsse. Er selbst spricht nämlich blos Serbisch, und ist außer dieser seiner Muttersprache keiner andern, etwa die türkische ausgenommen, mächtig. Aus dem Innern des Landes stammend, fügte er seinem ursprünglichen Namen, Stefan Petrowitsch, von seiner Heimathsgegend den Namen Knićanin bei, eine Namensbezeichnung, die bei den Serben sehr in Uebung ist, etwa wie es auch bei den Römern und Germanen war, ohne daß jedoch damit, wie später bei den Deutschen, der Begriff des Adels verbunden wäre. Die Serben, wie das Slaven=

thum ursprünglich, kennen keinen Adel. Sein Jugendleben war kein anderes, als das der meisten, später mächtig und berühmt gewordenen Serben, als Kara Gjorgje's, als Milosch's des Sohnes des Hirten Obren. Sein natürlicher Verstand verschaffte ihm bald einen bedeutenden Einfluß in seiner Heimath, und dieser sowol, als seine imposante Erscheinung führten ihn in die Umgebung des Fürsten Milosch Obrenowić, in dessen Gefolge er im Jahre 1837 nach Constantinopel ging, wo der Serbenfürst seinem Oberherrn, dem Sultan, einen Besuch abstattete. Von dort zurückgekehrt, wurde er von dem Fürsten mit der Würde eines treski naĉalnik (lies: Natschalnik) d. i. Bezirkshauptmannes, betraut, von dieser jedoch, nachdem er sich nach der Palastrevolution, die den Fürsten Milosch entthronte und dessen jungen Sohn Michael an die Spitze des Volkes brachte, gegen den Letzteren erklärt hatte, wieder entsetzt, um nach Constantinopel zu emigriren. Als jedoch im Jahre 1842 durch eine neuerliche Revolution auch Michael zur Niederlegung der Regierung sich bestimmt sah, und die Fürstenwürde seinem Adjutanten Alexander Karadjordjewić, dem Sohne

Černy Georg's, übertragen wurde, kehrte Kničanin wieder nach Serbien zurück, und trat in den Senat. Die Erhebung der Serben in den österreichischen Staaten erregte sein Interesse im höchsten Grade. Er wandte sich gleich nach ihrem Ausbruche mit einem Schreiben an den Patriarchen, in welchem er den diesseitigen Serben seine Kräfte zur Verfügung stellte, wenn die Tendenzen der Erhebung nicht seinen Ansichten entgegen wären. Bald darauf legte er auf der Skupschtina zu Kragujewatz (Nationalversammlung des Fürstenthums Serbien) die Senatorswürde nieder, um an der Spitze der serbischen Freischaaren auf dem Kriegsschauplatze der Bačka und des Banates uz erscheinen, und theils unabhängig, theils in Verbindung mit Stratimirović, und später mit den österreichischen Generalen gegen Ungarn zu kämpfen. Ohne politische, ohne militärische Bildung spielte er eine Rolle sowol in der Politik, als im Kriege. Ein seltener natürlicher Verstand ersetzte ihm dies Alles.

Der Diener kehrte mit einigen Gläsern frischen Wassers zurück, die er auf einer großen silbernen Tasse trug. Zwischen den Gläsern stand ein Ge=

säß mit eingesottenen Rosenblättern. Es ist dies eine der Lieblingssüßigkeiten der Serben, die sie in der That auch unvergleichlich zu bereiten verstehen.

Süßigkeiten spielen überhaupt seit undenklichen Zeiten eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben der Serben. Sie dürfen bei keinem Anlasse, weder bei Taufe, Hochzeit noch Begräbniß fehlen, und wo zwei Freunde beisammen sitzen, singt von ihnen das Lied gewiß:

„Seĉer jedu i rakiu piju.“
(Sie speisen Süßigkeiten und trinken Rakia.)

Es konnte nicht fehlen, daß die jüngsten Kriegsereignisse zur Sprache kamen.

Die Ansicht, die über das Allgemeine der serbischen Bewegung bei Kničanin obzuwalten schien, war eine Kombination von nationalem Liberalismus und dynastischer Loyalität. Jener galt seinem Stamme gegenüber den Ungarn, diese den Rechten des österreichischen Kaiserhauses. Seine eigene Betheiligung an dem Kampfe ging nur aus dem Drange hervor, die in Ungarn lebenden Serben von dem Untergange durch ungarische Oberherrschaft zu retten, jedoch sollte den Ansprüchen Oesterreichs dabei

volle Rechnung getragen werden. Jeder, etwas Anderes bezweckenden Wendung der Erhebung würde er sich sogleich entzogen haben.

Von den Feinden, denen er gegenüberstand, erwähnte er am lobendsten der Polen, und namentlich Bem's, den er einen „junak" (Helden) und sehr verständigen Führer nannte. Perczel nannte er einen heißblutigen Kirchenschänder, Mészaros einen alten Wachtmeister in Generalsuniform, Kossuth einen Kopf, der da weiß, was er will, aber nicht, wie er es thun soll, und mehr schöne Worte, als weise Rathschläge im Aermel hat.

„Von allen Feinden, gegen die ich je focht, waren mir die Deutschen die erbittertsten. Magyarische Gefangene wurden mit meinen Leuten bald vertraut, die Deutschen nie. Einmal brachten sie mir einen jungen Menschen, der bei einem Streifzug ihnen in die Hände gefallen. Es war ein prächtiger Bursche mit langem Flachshaar und von gescheidtem Aussehen. Ich ließ mir ihn in's Zelt kommen, um doch einmal zu hören, was die Deutschen von uns reden. Er war irgendwo um Berlin her gebürtig, und sagte, er sei ein Bücherschreiber. Ich fragte ihn, warum er gegen uns

kämpfe. Erstens, weil Ihr Feinde der Freiheit, und dann als Slaven Feinde der Deutschen seid, war seine Antwort. Es müsse entweder deutsche Freiheit und deutsche Cultur oder slavische Knechtschaft und slavische Barbarei bestehen. Ich ließ ihm durch meinen Dolmetsch erklären, daß seine Besorgniß eine thörichte sei; daß die deutsche Cultur sehr gut bestehen könne, wenn auch die Slaven erwacht sind und nach Selbstständigkeit trachten. Die Slaven wüßten recht gut, sagte ich ihm, wie viel und wo es ihnen noch fehle, und hoffen es in einem halben Jahrhundert so weit gebracht zu haben, daß die Cultur in Europa durch sie eher gefördert, als begraben werden soll. Die Deutschen aber irrten sich sehr und thäten nicht wohl daran, in uns Feinde der Freiheit, das heißt Freunde der Knechtschaft zu erkennen. Unser Joch ist zwar schwer, aber wir haben es bewiesen, daß wir es dennoch abzuschütteln verstehen! Ich gab dem jungen Menschen die Freiheit, damit er die Feder statt des Schwertes in die Hand nehme, die Slaven kennen zu lernen und so uns und seinen Landsleuten nützlich zu werden trachte. Acht Tage später wurde er wieder im Gefechte gesehen. Er

kämpfte wie rasend, und meine Leute sagten, daß er auf dem Platze geblieben sei. Mir war's leid um den jungen Menschen! —"

Der Diener trat wieder ein. Der Fürst ließ den General zu sich rufen.

---

6. Marko, der Königssohn.

Eine Gestalt aus den serbischen Heldengesängen.

Und Wukaschin flucht dem Sohne Marko:
„Ungerath'ner Sohn, daß Gott Dich tödte!
Daß Du weder Grab noch Nachkunft habest!
Daß die Seele Dir nicht selig werde,
Bis Du nicht gedient dem Türkencaren!“ —
Doch Car Urosch segnet so den Helden:
„Kume Marko, möge Gott mit Dir sein!
Mög' Dein Antlitz leuchten im Divane,
Und Dein Schwert im edlen Kampfe glänzen!
Keinen Helden geb' es über Dir mehr,
Deines Namens sei gedacht allüberall,
Wo auf Erden Sonn' und Mond erstrahlen!“
Wie sie sprachen, so erging es Marko.

Altes serbisches Heldenlied.

Je weniger der frische, ursprüngliche Reif der Poesie von dem Leben, von dem Glauben, von den Sitten, von der Geschichte eines Volkes gestreift ist, desto bedeutsamer und eigenthümlicher sind die Gestalten, die es in seinen Sagen, Liedern, Mythen und Mährchen hinstellt. Die histo=

rische Wirklichkeit solcher Gestalten ist jedoch nicht immer von so großer Bedeutung, daß sie in den Augen des Geschichtsforschers jene, die ihnen das Volk beilegt, rechtfertigen könnte. Darnach aber frägt das Volk nicht. Der historisch bedeutendste Charakter ist ihm oft der volksthümlich am allerwenigsten verwandte, indeß ihm eine untergeordnete Erscheinung wie geboren zu sein scheint, daß es seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seine Zukunft, seine Klagen, seine Wünsche und Hoffnungen mit ihr verkörpere, es mit allen Vorzüglichkeiten, die ihm selbst eigen sind, bekleide und ausstatte. Eine solche Erscheinung war dem serbischen Volke Marko, als eine solche Gestalt hat es ihn in Lied und Sage verewigt.

Marko's Bedeutung für die Geschichte seines Volkes seiner Zeit ist keine hervorstechende; eine desto gewichtigere ist sie für die Geschichte seines Volkes nach ihm, eine desto tiefgreifendere für die Geschichte seines Volkes, die erst im Werden begriffen. Zu einer Zeit, in welcher die Macht des serbischen Scepters von den Küsten Dalmatiens bis an das schwarze Meer, von dem rechten Ufer der untern Donau bis hinab gegen Morea reichte; zu einer

Zeit, in welcher Duschan V., genannt der Mächtige, Könige zu seinen Vasallen, freie Städte zu seinen Tributpflichtigen, Nachbarmächte zu seinen Freunden und Bundesgenossen zählte (1335 — 1350), wurde Marko an dem Hofe dieses vorletzten Herrschers aus dem Hause der Nemanja geboren. Sein Vater, eine der unheimlichsten Gestalten der serbischen Volksdichtung, der Sohn der Bergschlucht, den des Caren Wohlwollen an den Hof gezogen, und als Zeichen fürstlicher Gunst sogar mit dem Königstitel krönte, war Wukaschin, der Vormund Urosch's, des einzigen Sohnes Duschans und letzten Sprossen aus dem Hause Nemanja, der Vernichter dieser Dynastie in diesem ihrem letzten Sprossen, der Usurpator der serbischen Krone, der Anfang des Endes des großen serbischen Reiches, seiner Macht und seines Glanzes. Seine Mutter war Jevrosima, die Schwester des herzegowinischen Woiwoden Momtschilo, den die Sage mit allen Tugenden eines Helden ausstattet und als den Vollführer zahlreicher Heldenthaten bezeichnet, die er in Gemeinschaft mit seinem geflügelten Rosse Jabutschilo vollführte.

Bezeichnend ist es, wie das Lied dies sanfte,

liebevolle, milde Weib in die Ehe Wukaschin's gerathen läßt, nachdem dieser die stolze, ihm an Gesinnung gleiche Widosawa, Momtschilo's treuloses Eheweib, zur Ehe begehrt und zum Verrathe an dem unbezwingbaren Helden bewogen hatte. Auf schmähliche Weise werden zuerst dem Rosse Jabutschilo von dem heuchlerischen Weibe die Flügel verbrannt, des Helden beste Waffen unbrauchbar gemacht, wird dann Momtschilo auf der Jagd von Wukaschin's Schaaren überfallen, und da er in seine Burg eilt, um sich mit besseren Waffen zu versehen und sein Flügelroß zu besteigen, den Lanzen Wukaschin's überliefert. Sterbend verzeiht Momtschilo seinem Mörder, warnt ihn aber vor jedem Bündniß mit Widosawa.

„— — — König Wukaschin,
Nicht zur Ehfrau wähl' Dir Widosawa,
Nicht die schnöde treulose Verräthrin!
Dein Haupt einst verräth sie, wie das meine,
Wie das meine heute, Deines morgen,
Und wie Deines, später eines Andern!
Nimm zur Ehfrau meine liebe Schwester,
Jevrosima, meine milde, gute.
Allzeit wird sie treu Dir sein ergeben,
Und Dir einen Helden schenken, mir gleich!"

Wukaschin, vor dem Gedanken einer vergeltenden Gerechtigkeit zurückschauernd, überliefert Widosawa, da ihm diese die Gewänder und Waffen Momtschilo's zum Geschenke darbringt, den Händen seiner Knechte, die sie von Rossen zerreißen lassen, läßt die Höfe Momtschilo's, den Schauplatz so blutiger Erinnerung, dem Boden gleich machen, und führt Jevrosima nach Skandar (das heutige Skutari; heißt noch jetzt so im Serbischen) seinem Schlosse an der Bojana, allwo sie ihm zwei Söhne gebiert, Marko und Andria, von deren ersterem das Lied sagt:

„Marko wuchs heran nach seinem Oheim,
Nach dem Ohm Momtschilo, dem Woiwoden.“

Das Volk aber hat in seinen Liedern nicht vergessen, den Gegensatz wahrer Heldengröße, wie sie Momtschilo, dem Vorbilde Marko's, zu eigen war, und kleinlicher, listiger Verrätherei, wie sie Wukaschin nicht zum ersten und letzten Male unter den Mauern Pirlitors, der Burg Momtschilo's, übte, scharf zu marken. Widosawa bringt dem Könige, an dessen Seite sich die Ehrsüchtige schon

als Königin prunken sieht, des gemordeten Gatten Gewänder und Waffen. Aber —

„Was bis zu den Knie'n Momtschilo reichte,
Schleppt Wukaschin nach sich auf dem Boden;
Der zu eng Momtschilo war, der Kalpak,
Sinket dem Wukaschin auf die Schultern;
In Momtschilo's einer engen Tschischme
Finden Raum Wukaschin's beide Füße;
In Momtschilo's gold'nem Heldenringe
Birgt Wukaschin drei von seinen Fingern;
Der zu kurz für Momtschil war, den Säbel
Zerrt Wukaschin nach sich auf der Diele;
Und den Panzer, Momtschil's Brust kaum deckend,
Nicht vermag Wukaschin ihn zu tragen!" —

Unter der Pflege einer solchen Mutter, die uns das Lied nicht oft genug als ein Muster der Zärtlichkeit und Fürsorge, der Liebe und Frömmigkeit anpreisen kann, werden in die Seele Marko's jene edlen Regungen des Gemüths gepflanzt, die ihn, als das heiligste Angebinde einer geliebten Mutter, nimmer und nirgend auf seinen Fahrten und in keinem seiner wunderbaren Geschicke verlassen, ihm stets wie warnende und rathende Engel zur Seite gehn, und ihn so oft in seinen Handlungen bestimmen. Von Kindheit an wird

er aber auch mit den Waffen vertraut. Goiko, seines Vaters Bruder, ein tüchtiger Held, hebt ihn als Kind zu sich in den Sattel, wenn er auf der Ebene wilde Rosse tummelt, und lehrt ihn Schwert und Busdowan (Keule) führen. Dabei wird die Lehre Gottes mit glühendem Eifer betrieben. Nedelko, der Pope, der Beichtvater des Caren selbst, gewinnt den Knaben lieb, und unterweist ihn nicht nur in den Worten des Christenthums, sondern lehrt ihn auch schreiben, erzählt ihm die Geschichte vergangener Zeiten, was und von wem irgend Großes gethan worden, erklärt ihm die Satzungen des Reiches, vertraut ihm manche geheime Kunde, und unterweist ihn, wie die altehrwürdigen Bücher und Pergamente zu deuten. Getrieben von Wissensdurst und dem Sinne nach Abenteuern besucht auch Marko manch fremdes Land, und eignet sich an auswärtigen Schulen manches nützliche Wissen an, so daß der Pope Nedelko bald keinen Anstand nimmt, seinen geliebten Schüler den weisesten Heldenjüngling zu nennen und dem Caren zu empfehlen, daß dieser sich in den wichtigsten Staatsangelegenheiten dessen Rathes und Beistandes bediene. In der That auch zieht der Car

den Sohn seines Günstlings an den Hof, und bekleidet ihn hier mit der Würde seines „Schreibers“ und geheimen Rathgebers.

Diese bessere Richtung Marko's ist wol auch der Grund des frühzeitigen Zwiespaltes zwischen ihm und seinem Vater. Marko, der innig liebende Sohn, der aufopfernde Freund, der dankbare Schüler, der tapfere Held, dem fremd ist alles Hehl und aller Trug, der

„— — — — — Niemand fürchtet,
Außer Gott den Einen, Einzigeinen,“

kann die Gewaltthaten und die hinterlistigen Handlungen seines Vaters nur mit tiefem Schmerze mit ansehn. Er muß in Wukaschin den ungerechten und habsüchtigen König verachten, aber er will nie aufhören, in ihm den Vater zu ehren, und beweist es oft genug, wie genau er diesen Unterschied einzuhalten verstehe. Wukaschin dagegen haßt seinen Sohn, weil alle Welt von ihm mit Bewunderung spricht, fürchtet ihn, weil er in ihm einen klugen Rathgeber des alten Caren sieht, und vermeidet keinen Anlaß, ihn bei Hofe zu verdächtigen. Selbst im Augenblick, wo der Car im

Sterben liegt, und Wukaschin zum Vormund des Knaben Urosch und zum zeitweiligen Regenten des Reiches ernennt, fürchtet Wukaschin, der Car könnte Marko mit irgend einem mächtigen Amte bekleiden, und bemerkt dem Caren, da ihm dies in seinen längstgefaßten Usurpationsplänen sehr hinderlich werden konnte:

„Werther Kum und Serben-Care Duschan,
Nicht für mich taugt Deines Reiches Herrschaft!
Nimmer, Kume, würd' ich wohl regieren,
Denn mein ist ein Sohn, ein arg mißrath'ner,
Marko, voll von Starrsinn, eignen Dünkels,
Geht, wohin ihm lieb, um nichts sich kümmernd;
Wo er sitzt, da sitzt er nur beim Weine,
Was er thut, das thut er, Streit zu suchen."

Marko, den auf solche Weise, wenn nicht die Mutter, der er mit grenzenloser Liebe anhängt, nichts an das Vaterhaus fesselt, vielmehr Vieles aus demselben fortdrängt, sucht Zerstreuung im Weine, in Abenteuern und bei Freunden. Ein Roß, wenn auch nicht geflügelt, doch an Verstand und Kraft jenem seines Oheims gleich, der Schecke Scharatz, wird fortan sein unzertrennlicher Gefährte. Mit diesem theilt er seine Speise und

seinen Wein; dieses wacht, wenn er schläft, und späht ringsum, ob nicht Gegner nahen, wenn Marko in der Schenke sitzt und trinkt; dieses zerstampft mit den Hufen die Erde, wenn Gefahr droht, um seinen Herrn aufmerksam zu machen; dieses schlägt die Stuten der Feinde in die Rippen, wenn sie durch das Thor in die Schenke dringen wollen; mit diesem bespricht er sich, wenn er einen Kampf vor hat, diesem klagt er, wenn ein Leid sein Herz bedrückt; mit diesem reitet er in den Bergwald, und sucht die Wilen auf (feenartige Wesen), um mit ihnen erst zu kämpfen, und dann Freundschafts- und Beistands-Bündnisse zu schließen. Dem Weine ist Marko mehr als billig zugethan. Er trinkt dessen ohne Maß und Ziel. Niemand übertrifft ihn hierin, und es widerfährt ihm sogar, daß die Folgen des Uebermaßes an ihm sichtbar werden. Wenn er seine Freunde besucht, und die Diener die Thore öffnen, ihm entgegen zu eilen, pflegen die Herren ihre Diener oft zu warnen, dem Königssohne ja nicht zu schnell nahe zu kommen, denn es sei möglich, daß er etwas zu viel getrunken habe, und es könne dann ein Unheil geschehen. Nie begibt sich Marko in

den Kampf oder auf einen längern Weg, ohne an die rechte Seite seines Scharatz einen Schlauch mit Wein zu hängen. Dieser ist aber gewöhnlich so schwer, daß sich der Held genöthigt sieht, an der linken Seite des Sattels seine gewaltige Keule zu befestigen, „um das Thier im Gleichgewicht zu erhalten.“ So zieht er denn von einem Freunde zum andern, gastet bei allen, reitet mit ihnen kreuz und quer durchs Land, und erwiedert ihre Freundschaft seltener durch Gastmähler, als durch Beistand und persönliche Aufopferung.

In der Wahl seiner Freunde läßt sich Marko nur durch heldenhafte Ebenbürtigkeit, durch Tapferkeit verbunden mit Edelmuth, leiten. Wunderbar bezeichnet dies das Volk in dem Liede von der Begegnung Marko's mit dem Beg Constantin. Dieser lädt den Helden für den Herbst und auf den Tag des heiligen Demetrius ein:

„Daß Du schauest, wie ich Gäste ehre,
Sie empfange, Bruder, und bewirthe,
Und nach Range vornehm sie bediene!“

Marko aber erwiederte ihm: „Bleib mir fern, o Beg, mit Deiner Einladung! Als ich im letz=

ten Herbste und am Demetriustage vor Deinen Höfen vorbeikam, da sah ich, was Du heißest, Gäste empfangen; ich sah Dich drei Unmenschlichkeiten verüben. Die erste war: es kamen zwei Waisen zu Dir, und baten Dich um Brod und Wein, Du stießest sie aber hungernd und durstend fort von Deiner Schwelle. Mir war es leid um die Waisen, ich führte sie in die Schenke, sättigte sie und kleidete sie in Scharlach und grüne Seide, und schickte sie an Deinen Hof zurück, um zu sehen, wie Du sie nun aufnehmen würdest. Du aber reichtest ihnen nun Deine Arme, führtest sie in Deine Stube, setztest sie an Deinen Tisch, und sprachst: „Eßt und trinkt, edle Herrensöhne!“ Die zweite war, daß Du jene Gäste, welche alte und abgetragene Gewänder trugen, untenan, diejenigen aber, welche bessere und neuere Gewänder an hatten, obenan an die Tafel setztest. Die dritte endlich ist, daß Du noch Vater und Mutter hast, und doch keins von Beiden an den Tisch riefst, daß sie den ersten Becher Wein trinken und den Segen sprechen!“ —

Der liebste Freund Marko's, die Seele seiner Seele, das Herz seines Herzens, den er umarmt

und küßt, selbst wenn sie neben einander reiten, ist Milosch Obilitsch, die ritterlichste Gestalt des serbischen Heldenliedes, der Dichter und Held, gleich schön und liebenswürdig, wie tapfer und edel. Wenn sie mit einander hinreiten durch den „schönen Bergwald,“ und „hochtragen die kriegerischen Lanzen,“ und „Einer des Andern weiße Wange küßt aus Liebe zweier Bruderfreunde,“ dann spricht Marko zu Milosch:

„Du, mein Bruder, o Wojwode Milosch,
Schwerer Schlummer will mich übermannen,
Sing', o singe, daß Du mich ermunterst!“

Milosch aber darf nicht überall singen, am wenigsten in dem Bergwalde von Mirotsch. Sein Gesang zieht überall die Wilen heran, und sie singen dann mit ihm um die Wette, und da sie gewöhnlich erkennen, daß Milosch's Gesang an Lieblichkeit nicht nur von keinem Menschen, sondern auch von keiner Wila übertroffen werde, so verbieten sie ihm bei Gefahr seines Lebens, im Bereiche ihres Reviers ferner zu singen. Erst vorgestern trank Milosch mit der Wila Rawijojla, der Herrin des Bergwaldes von Mirotsch, rothen Wein, nachdem er ihr den Preis im Ge-

sange abgewonnen, und versprochen hatte, in ihrem Bergwald nie mehr seine Stimme ertönen zu lassen. Marko aber heißt ihn, sich um die Wila nicht zu kümmern:

„Sing', o Freund, und fürchte keine Wila,
Weil ich, Marko Kraljewitsch, am Leben,
Und mit mir ist Scharatz, der behende,
Und die sechsgezackte, goldne Keule!"

Milosch singt:

„— — — von besseren alten Zeiten,
Wie und wer geherrscht im Königreiche,
In dem ruhmesreichen Makedonien,
Und was dort besteht an frommer Stiftung."

Marko entschlummert, und die Wila Rawijojla beginnt einen neuen Wettgesang mit Milosch, um die vorgestrige Scharte auszuwetzen. Da es aber wieder vergebens ist, greift sie nach ihrem Bogen und schießt zwei Pfeile ab, einen nach des Sängers Halse, den andern nach seinem Herzen. Marko erwacht von dem Wehklagen seines Freundes, und da er diesen von den Pfeilen der Wila bluten sieht, rafft er sich auf, setzt sich im Sattel zurecht, spricht den Schecken in einer Weise an, wie nie zuvor und nie nachher, — es galt seinem besten Freunde! —

„Wehe, Scharatz, Du mein rechter Flügel!
Auf, ereile mir die böse Wila!
Dich beschlagen will ich dann mit Silber,
Reinem Silber und gedieg'nem Golde,
Bis an's Kinn mit Seide Dich behängen,
Und vom Knie mit Quasten bis zum Hufe,
Gold will in die Mähnen ich Dir flechten,
Will mit zarten Perlen sie Dir schmücken;
Doch, wenn Du die Wila nicht ereilest,
Will ich blenden Dich an beiden Augen,
Will ich lähmen Dich an allen Füßen,
Will allein Dich hier im Walde lassen,
Daß Du jammernd hinkst von Tann' zu Tanne,
Einsam, wie ich Marko ohne Milosch!"

und sprengte in den Wald, die Wila zu suchen.

Diese, wie sie auch von Kluft zu Kluft flieht, vermag nicht, dem flinken Rosse zu entgehen. Marko's sausende Keule aber holt sie aus den Lüften herab, und nöthigt sie, nicht nur Kräuter zu suchen, um des Sängers Wunden zu heilen, sondern zwingt sie auch noch zu versprechen, Milosch nie mehr seines trefflichen Gesanges wegen anfeinden zu wollen. Der Schrecken von Roß und Keule Marko's erfüllt alle Wälder. Milosch's Stimme ist aber noch herrlicher, denn je zuvor.

Außer Milosch Obilitsch von Poserje werden

noch Relja von Pasar, Toplitza Milan, Ivan Kosančić und Ustupčić Pawle unter den Jugendfreunden Marko's besonders hervorgehoben. Mit ihnen gemeinschaftlich geht er der Liebe nach; sie alle verdanken seinem Muthe und seiner Klugheit die Errettung aus mancher Gefahr, in die sie sich tollkühner Weise und ungeachtet sie Marko stets warnte, begaben, wie denn überhaupt Marko nie Händel und Streit sucht, ja sogar beiden ausweicht und sich manches gefallen läßt, ehe er Gebrauch von seiner Riesenkraft macht. Unbewußt hat das Volk diesen bezeichnenden Zug des slavischen Charakters in Marko's Wesen hineingezeichnet. Hat er aber einmal einen Kampf begonnen, so setzt er sein Leben für den Sieg ein. Deshalb wenden sich auch alle seine Freunde an ihn, und suchen selbst Mächtige, die einen gefürchteten Feind haben, ihn zu gewinnen.

Marko achtet jeden, der ein Held ist, und sucht seinen Ruhm darin, nur solche zu bezwingen, die wirklich Helden sind. Es gibt sogar Helden, die Marko sehr hoch, ja höher als sich selbst anschlägt, wie ein solcher z. B. Bog-

dan, genannt Ljutitza, ist, der Wilde, Jähzornige, Fürst von Bulgarien und Statthalter dieses Landes unter Duschan. Dieser besitzt an der Meeresküste herrliche Weinberge, und mag es nicht leiden, daß Jemand, der durch dieselben seinen Weg nimmt, etwas an den Weinstöcken beschädigt. Marko selbst war ihm einmal nur mit Hilfe seines Scharatz entkommen, und warnt daher, als er nach sieben Jahren mit Relja von Pasar und Milosch von Poserje wieder einmal durch Bogdan's Weinberge reitet, und Relja sein Roß muthwillig unter die Weinstöcke treibt, ernstlich vor dergleichen Leichtsinn:

„Halt Dich fern, o Relja, von den Reben!
Wahrlich, wenn Du wüßtest, wem sie eigen,
Seitwärts weithin lenktest Du Dein Kampfroß!"

Noch ist Marko im Begriff, seinen Freunden das Abenteuer zu erzählen, das er vor sieben Jahren mit Bogdan gehabt, als sich von der Küstenebene eine Staubwolke erhebt, und, immer größer und dichter werdend, sich nach dem Weingebirge zu bewegt. Es ist Bogdan, der Wilde, mit zwölf Wojwoden, die ihn begleiten. Marko räth, ihn nicht zu erwarten, da der Ausgang des

unausweichlichen Kampfes schwerlich ein anderer, als der Verlust der Köpfe aller Drei sein möchte. Ein solches scheinbares Mißtrauen in seine eigene Kraft lassen die Lieder Marko häufig zur Schau tragen. Er vergrößert die Gefahr, um den Sieg zu erhöhen. Diesmal aber scheint es ihm ziemlich ernst. Auch mochte er eben nicht wünschen, mit dem, wegen ein Paar Rebenstöcken vergossenen Blute Bogdan's befleckt, vor Duschan's Augen zu treten. Die Freunde aber wollen von einer Flucht nichts hören:

„Freund und Bruder, Kraljewiće Marko,
Spricht und denkt man heutzutag nicht allwärts,
Daß drei beff're Helden nicht zu finden,
Außer uns drei serbischen Wojwoden?
Besser ist's, daß alle Drei wir fallen,
Denn daß also schmählich wir entfliehen!"

Marko muß also den Kampf eingehen, und — ist wieder Marko.

„Nun, so hört, Ihr zwei wack'ren Freunde,
Laßt uns denn die mächt'gen Gegner theilen!
Wollt Ihr Zwei den Kampf mit Bogdan wagen,
Oder wollt Ihr mit den zwölf Wojwoden?"

Milosch und Relja wählen Bogdan und greifen ihn auch alsogleich an. Dem Königssohne

überlassen sie die zwölf Wojwoden. Dieser fährt mit seinem Scharatz unverdrossen unter dieselben, hebt sie sämmtlich aus den Sätteln, und bindet ihnen die Hände auf den Rücken. In diesem Augenblicke aber treibt auch schon Bogdan seine beiden Gegner gebunden vor sich her. Marko erschrickt. Es bleibt ihm aber bei seiner Freundestreue nichts Anderes übrig, als nun auch mit Bogdan zu kämpfen. Straff spannt er seines Rosses Zügel und drückt die Zobelmütze bis zu den buschigen Brauen herab, deren Bewegungen die Sage einen unwiderstehlichen Schrecken beilegt. Aber auch Bogdan stutzt bei dem Anblicke Marko's.

„Da er schaut in Marko's schwarze Augen,
Und wie Dieser um die Brauen furchtbar,
Zittern ihm die Beine vor Entsetzen.“

Nun schaut Einer den Andern an, und Keiner wagt den Angriff. Endlich nimmt Bogdan das Wort:

„Höre, Marko, lass' uns Frieden stiften!
Gib in Freiheit meine zwölf Wojwoden,
Und ich gebe Relja frei und Milosch!“

Marko ist deß wohl zufrieden, der Tausch wird eingegangen, und mit einem Schlauche Wein bekräftigt.

Nicht immer aber endigten die Streitfälle der Freunde Marko's so friedlich, und er hatte für sie oft sehr bedeutende Gefahren zu bestehen. So gerathen einmal Toplitza Milan, Kosančić Ivan und Milosch von Poserja in die Gefangenschaft des Befehlshabers der starken Festung Waradin. Die Freude Wuča's, des Befehlshabers dieser Festung, ob diesem edlen Fange ist so groß, daß er ein Fest gibt, und um recht hervorzuheben, welch' ungeheuern Werth er auf den Besitz dieser drei serbischen Wojwoden legte, läßt das Lied (uneingedenk, daß es damals noch gar keine gab) sogar Kanonen von den Wällen donnern, daß die Erde erbebt. Am schwersten erträgt den Aufenthalt in einem Kerker, „in welchem den Gefangenen das Wasser bis an die Knie reicht und die verwesenden Beine der Vorgänger bis an die Schultern," Milosch, „der gelernt nie Elend zu ertragen;" er wehklagt, wie eine „wilde Schlange" und klettert ans Gitterfenster hinan, ob er nicht einen Bekannten sähe. Da erschaut

er Pera, den Lateiner (Katholiken), bittet ihn um Gotteswillen, daß er ihm ein Blatt Papier bringe, ritzt sich mit der Feder die Wange blutig, und schreibt an Marko einen Brief:

„Freund in Gott, o Kraljewiće Marko!
Hörst Du nichts, willst Du von mir nichts hören?
Schweres Elend hat mich überkommen,
Freund und Bruder, in Magyarenhänden.
— — — — — —
Also schmacht' ich schon drei weiße Tage.
Muß ich, Bruder, noch drei Tage schmachten;
Wirst Du nimmer, nimmermehr mich schauen.
Drum erlös' mich, Freund und Bruder Marko,
Sei's mit Gelde, sei's durch kühnes Wagniß."

Pera, der Lateiner, eilt mit dem Briefe nach Prilip, dem Wohnsitze Marko's. Marko aber ist nicht zu Hause, er ist in der Kirche. Da er aus der Kirche tritt, empfängt er den Brief, liest ihn stehenden Fußes, und Thränen treten ihm in die Augen. Er eilt nach Hause, setzt sich in die Halle, denkt eine Weile nach, trinkt sich satt, wirft ein Wolfsfell um die Schultern, rückt die Mütze schief, sattelt seinen Scharatz und macht sich auf den Weg, nicht ohne Schlauch und Keule an den Sattel gehängt zu haben. Mit seinem Rosse setzt er, da

es ihm zu lange dauert einen Fährmann abzuwarten, schnurstracks über die Save und erscheint vor Waradin. Hier bohrt er seinen Spieß in die Erde, bindet seinen Scharatz daran, breitet sein Fell auf dem Rasen aus, und setzt sich vor allem Andern nieder, Wein zu trinken, jedoch nicht aus einem gewöhnlichen Becher, sondern aus „einem Becken, das sieben Okka hält." Es versteht sich übrigens, daß er nur die Hälfte selbst trinkt, die andere Hälfte dem Rosse gibt. Des nächsten Morgens erblickt Welimirowitza, die Schnur des Befehlshabers, da sie sich auf den Wällen ergeht, diese sonderbare Erscheinung und bekömmt schon vom bloßen Anblicke „das dreitägige Fieber." Entsetzt eilt sie zu ihrem Schwäher, dem Befehlshaber, und dieser sendet seinen Sohn Welimir mit dreihundert Reitern hinaus, um das Ungethüm, von dem die Welimirowitza behauptet, „daß es etwas in den Zähnen halte, wie ein halbjähriges Lamm" — so struppig und groß ist Marko's aufwärtsgestrichener Schnurrbart — einzufangen und zu den andern drei serbischen Ungethümen in den Kerker zu werfen. Wiewol nun diese den Falken Marko von

vier Seiten umzingeln, um seiner ja ganz sicher habhaft zu werden, so hat die Expedition doch keinen andern Erfolg, als daß ein Theil der Reiter unter der Schärfe des Schwertes, ein andrer unter den Hufen des Schecken, ein dritter in den Wellen des Stromes zu Grunde geht, und Welimir in Marko's Gefangenschaft geräth. Eine zweite Expedition von dreitausend Kriegern, die Wuča selbst anführt, hat ein gleiches Ende, und bringt auch noch diesen in die Gefangenschaft Marko's. Eigenthümlich ist es nun, wie das Lied den Heimzug Marko's nach Prilip mit den Gefangenen beschreibt. Mit gebundenen Händen und Füßen wirft er sie quer über ihre eigenen Stuten, und führt sie triumphirend durch das ganze Land, Einen hinter dem Andern. Nun schreibt Marko die Bedingungen der gegenseitigen Auslösung der Gefangenen vor. Nicht nur werden seine drei Freunde in Freiheit gesetzt, sondern er erhält noch das Prachtroß, welches Wuča nur einmal jährlich reitet, und zwar am größten Festtage, eine goldene Carrosse, mit zwölf Rappen bespannt, (dieselben, welche der „General" anspannt, wenn er „nach Wien zum Kaiser" fährt!) und einen Pracht=

anzug Wuča's für den alten Toplitza, der nun in der zwölfspännigen Carrosse nach Prilip fährt. Für die Kritik ist es nicht ohne Interesse, in diesem Liede den Gedanken nachzuforschen, die das dichtende Volksgefühl darin ausdrücken wollte. Milosch und Toplitza, Poesie und Kraft, drohen in dem Kerker eines benachbarten Volksstammes zu Grunde zu gehen. Marko, der gesunde Volkssinn, der sich zur rechten Zeit ermannt, befreit Beide. Das Lied trägt übrigens alle Spuren jüngeren Entstehens an sich.

Noch einmal läßt die Sage Marko den Ruhm seiner Tapferkeit an der Donau bewähren. Mit dreißig Kapetanen sitzt Wilip der Magyare in der weißen Veste von Carlowitz beim Weine. Alle rühmen ihre Thaten und

„wie viel Köpfe jeder abgeschlagen."

Da spricht zu ihnen Wilip:

„Meine Brüder, dreißig Kapetane!
Seht Ihr ringsum Carlowitz, das weiße,
Und darin die drei und dreißig Thürme?
Jeden Thurm ziert' ich mit einem Kopfe,
Nur der Brücke Thurm ist nicht geziert noch,
Doch auch dieser soll nun bald geschmückt sein
Mit Kraljewić Marko's rothem Kopfe!"

Wuk, der Zmai-Despot (der Drache), einer der vielen Bruderfreunde Marko's, sitzt unter den Dreißigen, und säumt nicht, seinen Pobratimen (so nennen sich Leute, die sich bei Gott Freundschaft und Treue zugeschworen) von dem Vorhaben Wilip's in Kenntniß zu setzen. Marko will nicht erst abwarten, bis Wilip daran denkt, den Vorsatz auszuführen, sondern begibt sich sogleich auf die erhaltene Nachricht nach Carlowitz. Verkleidet fragt er hier in ganz friedlicher Weise die Ehefrau Wilip's, „deren Schlepp und Aermel vier Dienerinnen tragen“, ob sein „Pobratim“ Wilip nicht zu Hause sei. Die stolze Frau jedoch erwiedert ihm, daß Wilip niemals mit solch einem gemeinen „Derwisch“ Pobratimschaft geschlossen habe. Marko schlägt sie für diese Beleidigung ins Gesicht, so daß er ihr nicht nur drei „gesunde Zähne“ aus dem Kiefer, sondern auch noch mit seinem Siegelringe eine Wunde in die Wange schlägt, dann geht er in die „neue Schenke“ und läßt sich nieder, Wein zu trinken. Bald sucht ihn hier Wilip auf, um die seiner Ehefrau angethane Schmach zu rächen, und bei dieser Gelegenheit den Kopf Marko's für den noch übrigen Thurm

von Carlowitz abzuschneiden. Es kömmt zum Kampfe, der aber damit endigt, daß Marko Wilipen den Kopf abschneidet und ihn ohne viel Aufhebens seinem Scharatz in den Freßsack wirft.

Eigenthümlich gestaltet sich Marko's Charakter gegenüber den Frauen. Stets tritt er als Beschützer derselben auf, wenn sie in Gefahr, wenn sie verfolgt, wenn sie im Recht sind. Er geht für sie sogar in den Kampf, ohne sie zu kennen, bloß weil sie bedrängt und die Schwächeren sind, denen beizustehn er für seine Pflicht hält. Das Weib, so wie auch nur die Braut seines Freundes, sind ihm heilig, unnahbar, unverletzlich. Ein Weib, das in seinem Zelte Zuflucht sucht, ist sicherer, als am Altare Gottes. Aber es fehlt ihm, dem Helden, der keine Schwäche der Empfindung kennt, das, was nicht nur die Helden anderer Nationen auszeichnet, sondern auch andern Helden der serbischen Gesänge nicht fremd ist — die rücksichtsvolle Schonung des Weibes, die den Helden liebenswürdig macht. Milosch, Lazar und Andere lieben ihre Frauen. Marko's Herz scheint zu vollkommen von dem Gefühle der Kindesliebe, der Liebe zu seiner Mutter erfüllt, es beherrscht

ihn dies zu sehr, als daß er noch ein anderes Weib lieben könnte. Mara übt gewaltigen Einfluß auf ihren Gatten Brankowitsch; Milosch liebt Wukosawa mit fast westlicher Ritterlichkeit; Duschan und Lazar berathen mit ihren Carinnen die wichtigsten Angelegenheiten. Marko beräth sich stets nur mit seiner Mutter. Ihr Wort übt über ihn eine allmächtige Gewalt aus. Was sie für besser findet, das thut er, wohin sie es für geziemender findet, dahin geht er. So oft Boten oder Briefe oder Freunde zu ihm kommen, finden sie ihn bei seiner Mutter sitzend. Dies scheint die Ursache, daß ihm die Frauen nie sonderlich gewogen sind, und dies Letztere wieder die Ursache jener rücksichtslosen Härte, mit der er ihnen begegnet, wenn er sich von ihnen beleidigt wähnt. So kommt es denn, daß wir ihn manche vergebliche Brautfahrt unternehmen, daß wir andere mindere Helden ihm vorgezogen sehn. Um die schöne Schwester des Kapetans Leka von Prisren, von der das Lied singt:

„— — — — Seit die Welt erschaffen,
War kein größres Wunder noch erstanden,
Nicht erstanden und erhört nicht worden,
Jenem gleich, daß man in Prisren schau'n soll,

Bei 'nem sichern Kapetane Leka,
Und dies Wunder nennen sie Roxane.
Wie sie ist, bleib' fern ihr jedes Unglück!
Was die Erde fasset nach vier Enden,
Türkenland und Land bewohnt von Kauren (Christen)
Nirgends lebt wie diese eine zweite,
Keine weiße Türkin, keine Wlachin,
Keine schlankgewachsene Latein'rin.
Wer im Bergwald eine Wila schaute,
Weiß, daß selbst nicht diese ihr vergleichbar.
Aufgewachsen ist sie im Verborg'nen,
Fünfzehn Jahre aufgeblühet heimlich,
Sah die Sonne nicht und nicht den Mondschein,
Heute geht sie durch die Welt, ein Wunder!"

wirbt er mit Milosch Obilitsch und Relja von Pasar in Gemeinschaft. Dieses Wunder von einem Weibe, bei dessen Erscheinen die Stube erglänzt nach allen vier Seiten, so daß man nicht weiß, ob von der Schönheit der Gestalt und des Antlitzes, oder von der Pracht der Gewänder, zwingt ihn zur Bewunderung, macht seine Pulse wallen.

„Viel des Wunderbaren sah schon Marko,
Sah die schönsten Wilen im Gebirge,
War mit ihnen Bruder unter Schwestern,
Nichts vermocht' ihn je zu überraschen,
Nichts versetzte Marko in Erstaunen.

Da er steht Roxanen gegenüber

— — — — —

Senket schweigend er den Blick zur Erde."

Roxane ist aber nicht minder stolz, als schön, und so sehr willkommen auch jeder der drei edlen Freier ihrem Bruder wäre, so weist sie, die bereits vierundsiebenzig Brautwerber verschmähte, jeden derselben mit einer verletzenden Schmähung zurück. Dem Marko wirft sie Anhänglichkeit an die Türken, die Bedränger des Vaterlandes, vor; dem Milosch, daß ihn eine Stute gesäugt; dem Relja seine dunkle und ahnenlose Abkunft. Dieses stolze Weib nun, um das ein Ritter der westlichen Völker sich nach Art und Weise des edlen Toggenburg zu Tode gehärmt hätte, züchtigt Marko, und zwar — auf grausame Weise. Er bittet sie, den Schleier zu lüften, damit er sie doch sehe, und von ihrer Schönheit erzählen könne, schlägt ihr, da sie willfährt, mit dem Säbel die rechte Hand ab und blendet sie an beiden Augen.

Einem andern Mädchen, um das er mit dem Wojwoden Janko und mit Ustupčić Pawle wirbt, und das den Letztern wählt, vermag er

dagegen, da es sich sehr klug und bescheiden benimmt, nicht zu grollen.

So hat das Volk, indem es die Gestalt Marko's zeichnete, mit seltener Aufrichtigkeit demselben auch seine eigenen Gebrechen beigelegt: Jähzorn, blutige, grausame Rache für erlittene Beleidigungen, Mangel an jeder feinern Achtung des Weibes, die nur dann die Frucht des Christenthums ist, wenn Künste und Wissenschaften mit ihm gleichmäßig fortschreiten. Dagegen hat es in Marko den kräftigsten Ausdruck einer Tugend hingestellt, mit der der Serbe in diesem Augenblicke vielleicht einzig, etwa die südlichen Russen ausgenommen, in Europa dasteht. Es ist dies die Tugend der Familie, die heiligste Scheu vor Allem, was diese begründet und zusammenhält. Den Dogen von Venedig, den Führer seiner eigenen, endlich erworbenen Braut, der Tochter des Königs Sisman von Bosnien, tödtet er für die gottlose Verwegenheit, mit welcher jener auf dem Hochzeitszuge von Bosnien nach Prilip die Jungfrau zu verführen sucht und nächtlich in sein Zelt verlockt. Ein gleiches Schicksal bereitet er später dem Entführer seines Weibes, dem räuberischen

Mina von Kostur. Zur Religion in ihm ist die Alles überbietende Kindesliebe, die nie wankende Verehrung und Hochachtung des Vaters und der Mutter geworden, eine Religion, die eben nur dort gedeihen kann, wo der patriarchalische Boden nicht ganz von den Satzungen der neueren Cultur überdeckt ist.

Diese Tugend, die in Marko mit nicht minderem moralischen Gewichte wirkt, als seine unbeugsame und unerbitterliche Achtung für das Recht und die Wahrheit, führt ihn in einen Conflict, in welchem sich die ganze Größe seines Charakters entwickelt, und welchen der Held einer anderen Nation kaum auf gleiche Weise bestanden hätte. Wukaschin, uneingedenk der testamentarischen Bestimmung Duschan's, weigert sich nämlich nach Ablauf der Vormundschaft, die er über den rechtmäßigen Thronerben Urosch ausübt, diesem die Regierung abzutreten. Es entflammt sich der Bürgerkrieg, und vier Heere stehen im Felde, jedes um seinem Führer die Krone zu erwerben. Es sind dies Urosch, Wukaschin und des Letztern beide Brüder. Marko, den die Ueberzeugung hindert für, die Ehrfurcht, gegen seinen Vater zu kämpfen,

hält sich fern vom Schauplatz so traurigen Krieges, und sitzt, sich grämend darüber, in seinem Schlosse Prilip bei seiner Mutter. Seine Kenntniß der Satzungen des Reiches, sein Verhältniß zu Duschan, lenken auf ihn die Wahl zum friedlichen Schlichter des Streites. Soll er ablehnen, unschuldiges Blut fließen lassen und die Entscheidung einer gerechten Sache dem ungewissen Ausgange der Schlacht preisgeben? Soll er für, soll er gegen seinen Vater entscheiden? Da ist es wieder das Wort der Mutter, das den Ausschlag gibt: „Krümme die Wahrheit um keines Haares Breite, weder zu Deines Vaters, noch Oheims, noch Freundes Gunsten!" spricht sie, und Marko eilt nach der Wahlstatt, um das Recht dem gesetzmäßigen Thronfolger Urosch zuzusprechen.

Von diesem Ausspruche an zählt die gänzliche Umwandlung seiner Lebensverhältnisse. Dem Speere des Vaters entronnen, (denn er, der nie einem Speere auswich, mochte weder selbst an seinem Vater, noch sollte sein Vater an ihm zum Sünder werden) beginnt er von nun an ein abenteuervolleres Leben, als sonst. Unter dem Scepter seines Vaters zu dienen, dem es

endlich dennoch gelang, sich durch den Mord Urosch's auf dem Throne zu befestigen, verbot ihm sein Rechtsgefühl; gegen ihn, im Dienste der Feinde zu kämpfen, verbietet ihm sein besserer Sinn. So erscheint er denn unbetheiligt bei jenen großen Kämpfen zwischen den einzelnen Statthaltern sowol, als den herandrängenden Osmanen und dem Christenthume, deren trauriges Ende der Untergang des serbischen Reiches am Tage von Kossowo war. Das Volk aber läßt es sich nicht nehmen, daß, wäre Marko auf dem Felde von Kossowo zugegen gewesen, nie mehr eines türkischen Pferdes Huf serbischen Boden betreten haben würde, und heute noch das Reich bestände. Will damit das Volk nicht so viel sagen, als, wäre der wahre serbische Volksgeist nicht durch Trug und Tücke verdrängt gewesen, nie wären seine Waffen denen der Fremdlinge erlegen? —

Wie die Geschichte des ganzen serbischen Volkes nach der Kossower Schlacht eine Geschichte fortdauernder Dienstbarkeit und dennoch ewigen Kampfes gegen den Unterdrücker ist, so ist auch das ganze fernere Leben Marko's nichts als eine Reihe von Kämpfen theils im Dienste der Tür-

ken, theils gegen sie. Er haßt sie bis in den Tod, aber er muß ihnen dienen. Er dient ihnen, aber sie hören nie auf, ihn zu fürchten, und überschütten ihn mit Geschenken. Sie sind stets bedacht, seinen Zorn zu vermeiden, seine Geneigtheit zu gewinnen, denn sie bedürfen seiner, daß er dort helfe, wo Niemand mehr helfen kann. Marko hilft ihnen auch, aber nie ohne ihnen zugleich zu zeigen, daß er sie hasse, und daß er nichts um sie, sondern um des Ruhmes seiner Tapferkeit willen thue. Hat das Volk hierin nicht einen Abriß seiner ganzen spätern Geschichte entworfen? Die Geschichten der Serben seit Kossowo sind nichts, als die Thaten, Abenteuer und Kämpfe Marko's, ausgeführt in Zwischenräumen von Menschengeschlechtern statt von Tagen, und von einer Nation statt von der einzelnen Gestalt, durch welche sie im Liede repräsentirt wird; sie ist nichts anderes, als die Bewahrheitung des Fluches Wukaschin's, mit dem dieser dem Sohne fluchte, und des Segens Urosch's, mit dem dieser den Freund segnete. „Den Türken sollst Du dienen — aber Du sollst auch gefürchtet von ihnen sein!" Wukaschin's böse That nagt seit fünf Jahr=

hunderten an dem Marke des Volkes. Wird der Segen Urosch's sie überwältigen?

Ueber Zeit und Weise, wo und wie Marko als Person den Türken dienstbar wird, ist bisher durch kein Lied etwas bekannt worden. Er stand nirgends gegen sie im Kampfe, als sie den Halbmond von einer Gränze des großen serbischen Carenreiches bis zur andern trugen, er leistete ihnen auch niemals irgend welchen Vorschub. Wir finden ihn nur plötzlich, ohne Angabe eines Grundes, in der Gefangenschaft des Caren von Stambol, in der er drei Jahre schmachtet, ehe ihn die Unentbehrlichkeit seines tapfern Armes wieder am Lichte des Tages erscheinen macht. Veranlassung hiezu bietet die Empörung des Albanesers Mußa, des Kesedschia, der, überdrüssig fruchtlosen Dienens am Hofe von Stambul, sich an der Meeresküste festsetzt, alle Fährten, Häfen und Straßen absperrt, alle Güter des Sultans im Belaufe von dreihundert Pferdelasten jedes Jahr, sich zueignet, und an die eisernen Haken eines Thurmes, den er eigens zu diesem Zwecke an der Küste erbaute, alle Hodscha's und Hadschia's des Caren aufhängt. Ohne Zweifel mußte Mußa einen

großen Theil der albanesischen Küstenbewohner für sich gewonnen und gegen den Sultan aufgewiegelt haben; denn es sendet dieser nach fruchtlosen gütlichen Versuchen den Vesir Čuprilić an der Spitze von dreitausend Mann, um ihn zu bezwingen. Mußa aber vernichtet nicht nur das ganze Heer, sondern schickt überdieß den Vezir mit über den Rücken gebundenen Händen nach Stambol zurück. Gleiches Schicksal trifft auch noch Andere. Da sich nun der Sultan nicht mehr zu rathen weiß, erinnert ihn ein Hodscha an Marko:

„Herr und mächt'ger Car von Stambul,
Wäre Marko da, der Kraljewić,
Er bezwänge sicherlich den Räuber!"

Der Car nimmt den Rath anfangs fast ungnädig auf, weint dann aber und spricht: „Was erinnerst Du mich an Marko, von dem wol kaum mehr als Knochen da sein möchten? Vor drei Jahren ließ ich ihn in den Kerker werfen, und den Kerker seit der Zeit nicht wieder öffnen."

„Was gäbest Du Dem, der Dir den Helden lebendig bringt?" frägt der Hodscha. Der Sultan verspricht ihm nicht weniger, als die Vezirschaft von Bosnien mit neunjähriger völliger Ab-

gabenfreiheit. Marko erscheint vor dem Caren, von den Leiden des Kerkers jedoch so hart mitgenommen, daß er unmöglich den Kampf unternehmen kann. Der Bart reicht ihm bis zur Erde, mit den Nägeln könnte er pflügen. Sein Auge, von der Finsterniß geschwächt, ist kaum fähig zu sehn. „Ich kann mit den Augen kaum aufblicken, viel weniger den Mußa bewältigen!" spricht er. „Schickt mich in eine Schenke, gebt mir Wein, Raka, Fleisch und Brod, laßt mich einige Tage dort sitzen, und ich werde es Euch wissen lassen, wenn ich mich stark genug fühle." Zu seiner gänzlichen Erholung braucht er volle vier Monate. Da er nun stark genug ist, um aus einem Stücke „trockenen Kornelkirschenholzes" noch einen Tropfen Wassers zu pressen, glaubt er, es auch mit Mußa aufnehmen zu können und läßt sich bei dem Waffenschmiede Nowak ein Schwert schmieden, jedoch eines, wie nie zuvor eines aus der Esse hervorgegangen. Das Schwert ist vortrefflich. Marko haut den Ambos damit auf einen Streich entzwei, haut aber auch dem Schmiede die Hand ab, weil dieser gesteht, schon ein besseres geschmiedet zu haben, und zwar auch einem bessern Helden, — dem Mußa!

Mit dem schlechtern Schwerte nun reitet er nach der Küste. Hier begegnet er dem Mußa, der sich eben zu Rosse damit unterhält, seine Keule bis in die Wolken zu schleudern und dann aufzufangen. Da Mußa auf Marko's Zurufen nicht aus dem Wege weichen will, so kömmt es bald zum Zweikampf, in welchem beiderseits so viel Kraft entwickelt wird, daß es Mittag wird, ohne daß Einer über den Andern auch nur eines Haares Breite Vortheil gewonnen hätte. Endlich stürzt Marko zu Boden und würde sicherlich einen Platz am Thurme gefunden haben, wenn ihn nicht die um Hilfe angerufene Wila auf sein Gurtmesser aufmerksam gemacht hätte. Mit diesem schlitzt er Mußa die Brust auf, und wird dessen Ueberwinder. Schön und gewiß nicht nach dem Vorbilde Achill's gemodelt ist hier die Trauer Marko's über den Tod eines „besseren Helden," da er sieht, daß Mußa in seiner Brust „drei Heldenherzen" getragen habe! Der Sultan schenkt ihm drei Pferdelasten Goldes für den überbrachten Kopf, entsetzt sich vor demselben aber so sehr, daß Marko ihm zurufen muß:

„Fürchte Dich nur nicht, mein Herr und Care!
Da Du vor dem Todten also zitterst,
Wie erst hättest Du's vor dem Lebend'gen!"

Von nun an lebt Marko wieder in Prilip. Es fehlt ihm nie an Geld. So oft er welches braucht, schenkt es ihm der Sultan, sein Freund und Wahlvater. Mußa's Tod aber zieht ihm die Verfolgung Djemo Berdjanin's (des Bergbewohners), des Bruders Mußa's, zu, dem die Pflicht der Blutrache obliegt, und der den Marko wirklich einmal, da dieser ohne Waffen ausgeht, gefangen nimmt, ihn gefesselt von Stadt zu Stadt herumführt, und den christlichen Bewohnern droht, ihn aufzuhängen, wenn sie nicht schwere Lösegelder zahlten. Der List einer Wirthin gelingt es, Marko, während Djemo schläft, zu entfesseln. Die Fesseln werden hierauf Djemo angelegt, dieser eben so von Stadt zu Stadt herumgeführt, und nachdem den Christen das erpreßte Geld zurückgestellt worden, dem Schicksale überliefert, das er Marko zugedacht hatte. —

Eine selbstständige Reihe von Abenteuern besteht Marko in den Kämpfen der Türken mit einem Volksstamme über dem Meere, der im Liede

„Arapi“ genannt wird, und wol einer jener kleinen asiatischen Stämme sein dürfte, die, nachdem sich die Osmanen nach Europa gewandt, so häufig hinter ihrem Rücken Empörungen anzettelten. Diese Arapi (Araber) werden als ein sehr tapferes, kriegskundiges Volk geschildert, und der Sultan sieht sich sogar einmal genöthigt, den Frieden mit ihnen dadurch zu erkaufen, daß er ihrem Häuptlinge seine Tochter zur Ehe verspricht. Da der Sultan sein Wort zu halten zögert, wird Carigrad (Constantinopel) mit einer Belagerung bedroht, und wieder ist es Marko, der den kühnen Recken aus dem Wege schaffen soll.

Ein längerer Krieg mit den Arapen ruft nun Marko von seinem Wohnsitze und von der Seite seiner Mutter nach Stambol und nach Asien. In jener Stadt schenkt er einem Türkenjüngling, Alil Aga, blos weil dieser tapfer ist, sein Wohlwollen und seine Freundschaft. In Asien wird er der Schrecken der Arapen. „Aus je zwölfen von ihnen macht er vierundzwanzig“ — er spaltet sie entweder der Länge nach in zwei Stücke, oder haut sie mit dem Säbel um den Gürtel entzwei. Die türkischen Höflinge und Heerführer gönnen aber dem Christen-

helden nicht den wohlerworbenen Ruhm, und suchen dessen Werth in den Augen des Sultans zu verringern. „Marko ist mit nichten ein Held. Den Todten schneidet er die Köpfe ab, und bringt sie dann Dir, o Car, als Zeichen seiner Siege!" Da Marko dies hört, bittet er den Sultan, daß er ihm erlaube, den heiligen Georgstag fern vom Kampfplatze im grünen Gebirge zu feiern. Alil Aga begleitet ihn dahin. Als es aber Morgen wird, bemerken die Arapen sogleich, daß im Heere Marko nicht zugegen sei. Es ist, als wäre der Geist der Tapferkeit, als wäre das Glück der Waffen von des Sultans Zelten verschwunden.

„Jetzt, Arabien, mach' Dich auf, Du grimmes!
Fort ist, fort der Held, der schreckensvolle
Mit dem mächt'gen buntgescheckten Rosse!"

Und ein gewaltiger Heereshaufen erhebt sich gegen des Sultans Lager. Eilig sendet der Sultan nach Marko.

„Bald erschein' ich, Vaterfreund und Care!
Hab' des Weines kaum mich satt getrunken,
Wen'ger noch mein Fest zu End' gefeiert."

Immer größere Heeressäulen ziehen sich um das Lager zusammen, immer drohender wird die

Noth, immer eiligere Boten fliegen zu Marko. Endlich da hunderttausend Mann gegen den Sultan im Anzuge sind, und das Lager schon umringen, erhebt sich Marko und erscheint auf dem Schlachtfelde. Kaum sehen ihn die Arapen hoch zu Rosse, als sie ausrufen:

„Jetzt, Arabien, ist es Zeit zu weichen!
Siehst den Helden Du, den schreckenvollen
Auf dem mächt'gen buntgescheckten Rosse?"

Die Schlacht ist entschieden, und Marko's Ruhm ein unantastbares Heiligthum jedem Moslim. Dieser kann selbst dadurch nicht mehr geschmälert werden, daß Marko in die Gefangenschaft der Arapen geräth. Da es keinen zweiten Marko gibt, Milosch und die Anderen aber längst todt sind, würde er wol nie die Freiheit wieder erlangt haben, wenn sich nicht die Tochter des arapischen Königs in ihn verliebt, und ihn gegen die Zusage befreit hätte, daß er sie zum Weibe nehmen werde. Da aber Marko zu Hause ein Weib hatte, so konnte er nicht Wort halten und entledigte sich der schwarzen Geliebten durch das Schwert. Diese That erfüllt ihn in

spätern Jahren mit bitterer Reue, und er sucht sie durch zahlreiche fromme Stiftungen zu sühnen.

Während Marko gegen die Araber ficht, überfällt Mina von Kostur, einer seiner erbittertsten Feinde, der seit neun Jahren fruchtlos auf eine Gelegenheit zur Rache sann, sein Haus, brennt ihm dasselbe nieder, zerstört ihm Höfe und Hürden, entführt ihm seine Frau, tödtet ihm die Mutter und raubt ihm all' sein Hab' und Gut. Auf die Nachricht hiervon bittet er den Sultan um die Erlaubniß, nach Prilipo ziehen zu dürfen. Der Sultan entbehrt den Helden schwer, und will ihm gerne neue und bessere Höfe neben seinen eigenen, und ganz so prachtvoll wie diese aufführen lassen, er will ihn zum Aga der Kopfsteuer machen, er will ihm ein anderes Weib geben. Marko aber lehnt in seiner christlichen Gesinnung Alles ab, erbittet sich nur dreihundert Janitscharen zur Begleitung, und eilt mit diesen, den schaudervollen Verräther Mina von Kostur zu züchtigen. —

In demselben Grade, als die Türken Marko's Muth achten lernen, entzieht er sich auch allmählig ihrem obergewaltlichen Einflusse. Diese Wen=

dung in den Volksliedern ist höchst bemerkenswerth, und bestättigt nur zum wiederholten Male, wie der dichtende Volksgeist in unbewußter Weise in der Weiterentwicklung seines Lieblingshelden, wenn auch in Umrissen, die nur dem aufmerksam prüfenden Sinne und genau mitfühleuden Gemüthe erkennbar, gezeichnet hat. Er zieht mit ihnen auf die Jagd, aber er läßt sich, weil er ein Kiaur ist, auch nicht die geringste Beleidigung gefallen. Dem Vesir Murad, der es nicht leiden mag, daß ein Kiaur einen besseren Falken habe, und der dem Falken Marko's deshalb den rechten Flügel bricht, schlägt er augenblicklich den Kopf ab. Nach geschehener That erst ermißt er deren Gewicht und ist unschlüssig, ob er sich nach Prilip in Sicherheit, oder geradezu zum Sultan begeben solle, um diesen von dem Geschehenen selbst zu benachrichtigen. Wenn Marko sich selbst nicht verläugnen soll, so kann er nur das Letztere wählen. Der Sultan aber verschmerzt nicht nur den Tod seines Vezir's, sondern beschenkt auch noch Marko, indem er sagt:

„— — Marko, mein geliebtes Söhnlein!
Würdest also nicht gethan Du haben,

Nie nannt' ich Dich dann „mein Söhnlein" wieder!
Leicht kann jeder Türke ein Vezir sein,
Einen Helden, Marko gleich, gibt's nimmer!"

Nicht nur läßt sich Marko von seinem Christenthume nichts nehmen, ja er darf sich sogar erlauben, ungestraft den Koran zu mißachten. Nicht nur wehrt er jedem Türken den Eintritt in sein Haus, während er den Tag des heiligen Georg feiert, und läßt sich nur durch dringende Bitten abhalten, die dreißig Janitscharen, die es dennoch wagen bei ihm einzudringen, zu erschlagen; sondern er trinkt sowol selbst am Ramazan öffentlich Wein, als er auch Andere dazu verleitet. So oft er zur Verantwortung gezogen wird, geschieht dies nur, um die physische sowol, als geistige Ueberlegenheit Marko's glänzen zu lassen, und den Türken Gelegenheit zu geben, ihm alles zu Gute zu halten und ihn reichlich zu beschenken. Immer sitzt er dem Sultan „neben dem rechten Knie" und legt sein Schwert und seinen Busdowan auf den Schooß oder neben sich nieder, als wollte er sie, eine Art Brennus, jeden Augenblick in die Wagschale der Entscheidung legen. —

Wie weit das Volk in der Allegorisirung Mar=

ko's gegangen, wenn auch absichtslos wie alle Naturpoesie, zeigt das tiefbedeutende Lied vom Pflügen Marko's. Unter der Herrschaft des großserbischen Scepters ein fleißiges, arbeitsames Volk, dessen höchster Segen der ist, „daß Dir Deine Familie gedeihe, und Dein Weizen und Deine Heerden," sank es unter der Herrschaft des Halbmondes fast ganz zur Unthätigkeit und Theilnahmlosigkeit herab. Burgen und Klöster verfielen, Aecker wurden brach. Ein großer Theil nahm den Islam an und nicht nur christliche Cultur und Sitte, sondern auch christliche Arbeitsamkeit verschwanden aus seinem Charakter. Die dem Christenthume treu blieben, führten ein kummervolles Dasein voll Unterdrückung und Entsagung. Es freute sie nicht mehr die Arbeit, denn sie arbeiteten nicht für sich, sondern für den Einsammler des Haradsch und der Poresa (Steuern). Die ewig bewaffnete Nothwehr gegen die Unterdrücker machte endlich den ehrlichen Kampf in Räuberei ausarten, und den Pflug in der verfallenden Tenne rosten. Wer erkennt nicht ein getreues Abbild dieses Zustandes, der bis in

unser Jahrhundert herein dauerte, in dem Liede „vom Pflügen Marko's"?

Tief gekränkt über des Sohnes Hang zu Raubzügen, bittet ihn die alte Mutter:

„O mein Söhnlein, Kraljewiće Marko,
Laß, mein Söhnlein, laß vom Raubzug endlich!
Nimmer Gutes kann das Böse bringen,
Und es hat es satt die alte Mutter,
Täglich Dir von Blut das Kleid zu rein'gen!
Nimm den Pflug, bespanne ihn mit Stieren,
Geh' hinaus, durchpflüge Thal und Hügel,
Säe aus, mein Söhnlein, weißen Weizen,
Brod also für Dich und mich erwerbend!"

Marko gehorcht der Mutter. Wie konnte ihn auch ihr Wort ungehorsam finden? Wo er aber den Pflug hinsetzt, da ist der Boden nicht sein, er gehört nicht mehr dem einheimischen Volke, er gehört dem fremden Caren; und des Caren Janitscharen, die eben drei Pferdelasten Steuern ihrem Herrn zuführen, machen ihm das Recht streitig, den Weg des Sultans aufzuwühlen. Er geräth mit ihnen in Streit, ergreift überdrüssig den Pflug, und schlägt damit die Janitscharen zu Boden. Das Geld nimmt er mit sich, und bringt es der be=

trübten Mutter, als das „was er heute erpflügt habe.“ —

Abenteuerlich und deutungsreich für die Geschichte des serbischen Stammes, wie das Leben, ist auch der Tod Marko's, seines Lieblingshelden. Müde des Lebens, müde des Kampfes, doch nur seelenmüde, nicht körperlich entkräftet, reitet Marko in's Urwina-Gebirge.

Früh des Morgens reitet er hinaus, an einem Sonntag, noch ehe die Frühlingssonne aufgeht, und das Meer röthet. Da wird ihm plötzlich sein treues Roß traurig und vergießt heiße Thränen, und verkündet ihm, daß die Stunde des Scheidens gekommen sei. Der Held, den kein Menschenarm, kein Schwert, keine Lanze, kein Topus zu tödten vermochte, geht zu sterben, zu sterben von Gottes Hand, des Einzigen, den er im Leben gefürchtet, und will es nicht glauben. Da es ihm jedoch auch die Wila des Gebirges versichert, geht er hin, zieht seinen Säbel aus der Scheide, und tödtet vorerst sein treues Roß, damit es nach seinem Tode nicht Herzleid habe und elend verkomme. Nachdem er das Roß begraben, besser „als seinen eigenen Bruder,“ zer-

bricht er das Schwert in vier Stücke, damit auch dies den Türken nicht in die Hände falle, und diese sich nicht etwa damit brüsten. Hierauf zerbricht er seine Lanze in sieben Stücke, die er in's Gebüsch wirft. Den Topus aber wirft er, ein Erbtheil der Zukunft, in's tiefe Meer. An das Auftauchen dieses Topus aus der Tiefe des Meeres knüpft er die Zukunft seines Stammes, knüpft er den neuen Sieg des Christenthums in den vom Islam niedergehaltenen Gefilden, knüpft er die Befreiung und Unabhängigkeit seiner Brüder. Hierauf schreibt er noch auf ein weißes Blatt: „Wer durch's Gebirge kömmt und vorüber an den Tannen am kühlen Brunnen, und hier den Delia (Helden) Marko erschaut, der wisse, daß Marko todt ist. An sich trägt Marko drei Gürtel Gutes, lauter gelbe Dukaten. Einen von diesen vermache ich Dem, der meinen Leib begräbt, den andern bestimme ich zur Verherrlichung der Kirchen, und den dritten für Lahme, Blinde, daß sie durch die Welt gehen, und meiner gedenken.“ Das Blatt heftet er an einen Baumzweig, an welchem es vom Wege aus bemerkt werden kann; das goldene Schreibzeug wirft er in den Brunnen,

breitet sein grünes Gewand unter der Tanne im Grase aus, drückt sich die Wolfsmütze tief in's Gesicht, und legt sich unter den Baum und stirbt, ein Freier im Freien, am Sonntagsmorgen unter Gottes klarem Himmel, ohne Schmerz, ohne Leid, ohne Wunde, unversehrt und gesund, nachdem er Jahrhunderte lang die Welt geschaut, den Glanz, den Untergang und das Elend seines Stammes. —

Acht Tage liegt er da, und die vorüber kommen, weichen bedächtig seitwärts aus, denn sie meinen, Marko schlafe, und fürchten ihn, selbst wenn er schläft. So wäre Marko vielleicht unbegraben geblieben, und Wukaschin's Fluch buchstäblich in Erfüllung gegangen, wenn nicht das Glück den Iguman Basilius vom Berge Athos mit seinem Jünger vorbeigeführt hätte. Dieser bemerkt das beschriebene Blatt, bringt die Leiche auf den heiligen Berg und begräbt sie da im Kloster Chilindar, das ist ohne sein Grab durch irgend ein Zeichen kenntlich zu machen, damit es nicht seinen Feinden beikomme, an den Gebeinen des Helden rächende Schmach zu verüben.

Dieser Umstand, daß Marko's Grab durch

kein Denkmal kenntlich gemacht ist, läßt den Helden im Munde des Volkes gar nicht gestorben sein. In der Sage, im Liede, wie in dem Glauben des Volkes lebt Marko fort, und die Blinden singen, daß er bald da, bald dort neue Heldenthaten verübt habe. Nach Andern aber ging Marko wol in's Gebirge Urwina, jedoch nur müde seiner Feinde, und legte sich nieder, um sich zu erholen. Er schläft nur. Wenn er aber erwacht, dann wird er die alten Kämpfe wieder aufnehmen, und mit dem Topus wieder donnern auf die Häupter der Feinde — der alte Marko, der alte, mächtige Sieger.

---

7. Eine Liedertafel an der Save.

Es war ein Uhr nach türkischer, neun Uhr Abends nach unserer Zeitrechnung. Zum zweiten Male hatte ich die türkisch-serbische Sonne hinter dem Wratschan niedersinken gesehen, — dem Felde, das zahlloser Schlachten Blut getrunken, und in welchem eine reiche Saat von Knochen geborgen ruht, von türkischen und deutschen, von ungarischen und serbischen, von Siegern und Besiegten, von Rebellen und treuen Vasallen, und Alle vom gewaltigsten aller Despoten bezwungen, friedlich und reglos neben einander und „gleichberechtigt" wenigstens in Staub und in Asche, — als etwas ungestüm an die Thür meiner Stube geklopft wurde.

Es war Gustav, der hereintrat. Zwei Her-

ren kamen mit ihm, von denen er mir einen als Herrn C . . ., einen Italiener, den andern als Herrn D . . ., einen Polen, vorstellte.

„Du hast mich zu Dir bitten lassen. Ich bin lieber gleich mit Gesellschaft gekommen, weil wir Zwei, wenn wir allein beisammen wären, gewiß wieder bis zu Thränen geistreich würden. Ich will lachen! Egressy ist heute mit seiner Familie nach Constantinopel abgereist. Ich brauche etwas Lustigkeit, etwas Zerstreuung! Machen wir einen Gang durch die Stadt, oder laß Wein bringen!"

Ich lud Gustav und seine Freunde ein, mich zu Hassan zu begleiten, bei dem ich verabredetermaßen den alten Jussuf und seinen Enkel treffen sollte.

„Ich bin bereit, wohin Du willst, nur nirgends hin mit Dir allein!" rief Gustav. „Die tiefe, unergründliche Traurigkeit des gestrigen Wiedersehens liegt mir noch heute in allen Herzensfalten!"

Und wir machten uns unter der Anführung Moseh's, der vor der Zdania auf einem Steine sitzend und mit kleinen Steinchen spielend unser harrte, auf den Weg.

In einer der nächsten Straßen stieß noch ein junger Mann mit blondem langem Haar und feinem blondem Barte zu uns, ein ehrlicher Mecklenburger, der die Welt bereisen und die Gränzen der „deutschen Zunge" suchen ging, um die des „deutschen Vaterlandes" zu finden.

So zu zweien, Moseh voran, schritten wir, während der Mond aufging, über den öden Kalemeidan hin, die Vertreter des Deutschthums, des Polenschmerzes, des Ungarunglücks und des „Panslavismus" unter türkischem Himmel in freundschaftlicher Eintracht. Und wären jetzt alle „Unionen" der Welt zwischen uns getreten, sie hätten uns nicht zu „entzweien" vermocht! —

Die Straßen der Belgrader Türkenstadt sind bei Tage holperig und leer. Man windet sich durch sie hin, wie durch Schläuche von Gartenmauern, in welche hie und da ein Stück Flieder hereinhängt, und in denen man nur sporadisch der vermummten Gestalt eines Türkenweibes oder der um so entblößtern einer Zigeunerin begegnet. Bei Nacht und trotz Mondschein sind sie vollends halsbrecherisch und öde, und man braucht eines Führers, wie Moseh, um durch alle Ge-

fahren und ohne wenigstens in eine Kothlache versunken, oder an eine Mauerkante gerannt zu sein, wohlbehalten das gewünschte Ziel zu erreichen.

Wir waren an Hassans Hause, das heißt, an der aus rohen Steinen aufgeführten unbeworfenen Mauer angelangt, hinter welcher sich nach Moseh's untrüglicher Versicherung Hassan's Haus erst befinden sollte.

Moseh pochte mit der Faust an ein großes hölzernes Thor.

Eine zarte weibliche Stimme ließ sich hinter demselben vernehmen, und fragte auf türkisch, wer das sei und was man wolle.

„Ist Hassan zu Hause?" erwiederte Moseh.

„Hassan! Hassan!" rief die wohltönende Frauenstimme, die, wenn man vom Klang der Stimme auf Anmuth und Schönheit der Gestalt schließen dürfte, ein ganz allerliebstes Wesen erwarten ließ. „Man sucht Dich!"

Hassan erschien hinter dem Thore und erklärte, jedoch ohne das Thor auch nur eine Spanne weit zu öffnen, daß wir eine Weile warten müßten, ehe er uns einlassen könne.

„Er schafft erst seine Frau bei Seite," erklärte Moseh. „Mögt Ihr mit einem Türken noch so gut sein, die läßt er Euch nicht sehen!"

Nach einer Weile kehrte Hassan zurück und ließ uns ein.

„Akscham heiroson!" (glücklicher Abend) grüßte ihn Moseh.

„Akscham heiroson!" erwiederte Hassan mit seiner unverwüstlichen Freundlichkeit und reichte mir die Hand. „Ihr kommt eben recht. Vor wenigen Minuten kam Jussuf mit seinem Enkel. Er brachte auch noch einen jungen Serben mit."

„Und ich bringe einige Freunde."

Hassan reichte auch meinen Begleitern die Hand und bat uns, ihm gleich in den Garten zu folgen.

In Versen und in Prosa wurde sehr viel von den lieblichen Gärten des Orients gesprochen. Die Phantasie des Lesers geht aber irre, wenn sie sich darunter sorgsam gepflegte und kunstvoll in Beete eingetheilte Anlagen vorstellt. Wenigstens darf sie es nicht, wo von den gewöhnlichen Gärten die Rede ist, welche sich zwischen den Wohnhäusern der Städte befinden, und die Luft

und die Verse mit viel süßeren Düften erfüllen, als sie in Wirklichkeit prächtig sind. Ein kleiner Raum hinter dem Hause, ein Paar üppige Büsche mit vollen rothen Rosen, eine Reihe Nelkensträuche, etwas Jasmin und Flieder, ein blüthenüberstreuter Lindenbaum, dann ein Paar von Schlingpflanzen überschattete niedrige Rasensitze, endlich eine Laube und ein Brunnen, alles das von hohen Mauern umschlossen, und es ist genug, um den Frauen zum Aufenthalte zu dienen, sie zu beschäftigen, und ein Garten zu heißen.

Der Weg zu dem Garten Hassan's führte durch einen, von wucherndem Bilsenkraute kniehoch überwachsenen Hof, an seinem einfachen, aus Bretern aufgeführten Wohnhause vorbei. Hinter den mit dünnen Holzstäben eng vergitterten Fenstern glomm eine matte Lampe. Die Vorhänge bewegten sich, — es schien, als habe Gott, da er die Neugierde schuf, auch die türkischen Frauen nicht vergessen.

Am Eingange des Gartens erwartete uns Hassans Geselle, der die Gartenthüre, sobald wir eingetreten waren, verriegelte, wahrscheinlich um dem Weibe seines Meisters den Eintritt in

den Garten unmöglich zu machen, wenn sie sich etwa versucht fühlen sollte, ihre Neugierde durch einen heimlichen Besuch befriedigen zu wollen.

Im Hintergrunde des Gartens auf einer von ein Paar hohen und dichten Rosenbüschen umschatteten breiten Rasenbank lag der alte Jussuf auf einem über das Gras gebreiteten Teppich, das Haupt in die eine Hand gestützt, und mit der andern seinen bis zum Gürtel herabreichenden silberweißen Bart streichend, und murmelte eine unverständliche Liederweise vor sich hin. Neben ihm saß ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, den einen Fuß über den andern geschlagen, und spielte mit einer Rose. Es war sein Enkel. Ihm zu Füßen hatte ein junger Serbe von etwa achtzehn Jahren Platz genommen, und ließ die schwarzen Beinperlen einer Brojanitza an einer seidenen Schnur gedankenlos durch die Hand gleiten. Die Türken sowol als die Serben lieben dies gedankenlose Rosenkranzspiel, und nicht leicht entbehrt Dieser seiner Brojanitza (von broj, Zahl), nicht leicht Jener seines Tespi, wenn sie mit Jemandem sprechen, oder wenn sie allein sind und schweigend vor sich hinträumen. Arme Leute

tragen ihren Kugelkranz von Glas oder Holz, Bemitteltere von Bein oder Cocosnuß, die Vornehmen von Bernstein, Elfenbein, Ebenholz und andern mit wohlriechenden Stoffen gebeizten Hölzern. Durch den Mangel des Kreuzes aber unterscheidet sich der türkische Tespi von der serbischen Brojanitza.

„Hah, Komschiah! Erscheinst Du endlich?" begrüßte mich Jussuf. „Wenn mein Achmed Dich mit seinen Liedern so lange auf sich warten ließe, als Du ihn mit seinen Liedern auf Dich, Deine Ohren würden vor Alter ertauben, ehe Du ein türkisches Lied zu hören bekämst!"

„Das mußt Du dem alten Jussuf zu Gute halten," klopfte mir Meister Hassan, unser Hauswirth, auf die Schulter, indem er mich auf dem Rasen Platz zu nehmen nöthigte. „Seine Weise ist nicht immer sanft, und doch brauchtest Du nur eine Viertelstunde früher zu kommen, um auf ihn warten zu müssen."

„Ich habe mich in der Dschamiah (Moschee) verweilt," rechtfertigte sich der alte Schuhflicker.

„Und ich in der Schenke," erwiederte ich.

„Da bist Du jedenfalls der Weisere," entgegnete der Alte, „und ich weiche Dir."

Meine Freunde hatten sich inzwischen ebenfalls im Grase niedergelassen. Die Tschibuks glommen in der Runde, und der Mond hatte nicht gesäumt, zur Vollendung der poetischen Situation über dem Gipfel einer Linde zu erscheinen, hinter der er bis jetzt verdeckt gewesen war. Auch die kühlen Lüfte ließen nicht auf sich warten, und trugen, geschäftige und unsichtbare Diener, die köstlichsten Düfte an uns vorüber.

Jussuf hatte seinen Arm um den Knaben geschlungen, der Knabe hatte sich an die Brust seines Großvaters gelehnt, und den Blick wie suchend und nachsinnend gegen den tiefblauen, sternenvollen nächtlichen Himmel emporgehoben. Nach einer Weile begann er zu singen, erst leise und kaum vernehmbar, als suche er noch die rechte Weise, dann immer lauter und lauter, bis er endlich die Weise gefunden zu haben schien, und für die Weise die rechten Worte. Wer einmal an dem Tage in eine Synagoge getreten, an welchem die Juden, jedoch die noch vom alten Schrot und Korne, die Verwüstung der Stadt aller Städte beweinen; wer sie da belauscht hat, wie sie auf den umgestürzten Ständern sitzen

und die abgenützten Folianten auf den Knien, in ganz seltsamen und unserm Ohre fremdartigen Tongängen die alten Klagelieder vor sich in die traurige Synagoge hineinsingen, der mag eine Ahnung davon haben, was türkischer Gesang ist. Gewöhnt an strenge Harmonien, verwöhnt durch strengen Rhythmus, vermag unser Gehör dem zitternden Wellengange dieser sonderlichen Melodien gar nicht zu folgen, die bald leise und heimlich hinschleichen, wie ein Wiesenbach zwischen Schilfrohr, bald aufklagen, als hätten sie es dem Winde abgelauscht, wie er jammert, bald sich in sonniger Heiterkeit hinwiegen, als wären sie ein Quell, in dem sich die Morgenröthe badet, um gleich darauf in feierlichen Ernst überzugehen, als gält' es das frömmste Gebet. Die Strofen ziehen an uns vorüber. Wir suchen nach einem Anfang und nach einem Ende, und können keins finden, aber wir fühlen uns ergriffen in tiefster Seele und ahnen, daß diese unregelmäßigen, abenteuerlichen Tongänge, Schönheiten und Gefühlswahrheiten in sich verbergen müssen, von denen unsere vollendete Kunst doch noch keine Ahnung hat.

„Ausgegangen ist ein Stern,“ sang Achmed.

„Ausgegangen ist ein Stern,
Hat den Wolken sich entwunden,
Wandert nah und wandert fern,
Bis den Mond er hat gefunden.
Hörst Du's, Bülbül, hörst Du?"

„Ausgegangen bin auch ich,
Hab' der Liebsten mich entrissen,
Zu belauschen, Bülbül, Dich
In des Abends Duft, beflissen.
Hörst Du's, Bülbül, hörst Du?"

„Zu belauschen Deinen Sang,
Den Du singst aus gold'ner Kehle,
Mir's zu merken lebenslang,
Wie man singt aus tiefster Seele.
Hörst Du's, Bülbül, hörst Du?"

„Aber nein, Du hörest nicht! —
Träumst Du in den dunklen Zweigen,
Wartend, bis das Mondenlicht
Sich zum Niedergang wird neigen?
Hörst Du, Bülbül, hörst Du?"

„Oder stört Dich mein Gesang?
Nun wohlan, so will ich schweigen!
Laß ertönen Einen Klang
Deiner Stimm' nur aus den Zweigen!
Hörst Du, Bülbül, hörst Du?
Bülbül! — Bülbül! —"

Wie der Knabe begonnen, so endete er, immer leiser und leiser, bis sich die zitternden Töne in der Stille der Nacht verborgen hatten.

Ich hatte mit viel Aufmerksamkeit zugehört, und saß noch immer in reglos lauschender Stellung da, als Achmed längst schwieg. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter, es war Hassans bärtiger Geselle.

„Hörst Du, Komschiah!" sprach er, indem er mir ein kleines Glas mit einem branntweinhaft riechenden Getränke darreichte. „Wenn man seine Sinne verlieren will, so muß man's nicht in Liedern, sondern in Rakia!"

Usta-Hassan hatte nicht vergessen, den Pflichten eines Wirthes Rechnung zu tragen, und ließ neben der Rakia auch noch etwas Zuckerbäckerei im Kreise herumgehen. Für Achmed hatte er zur Belohnung eine Handvoll Oliven aufbewahrt.

Den lebhaftesten Eindruck schien das Lied auf Gustav's leicht empfängliches Gemüth gemacht zu haben. Seine Gesichtszüge waren aufgeregt, sein Auge blitzte feurig.

„Wie wär' es," rief er, indem er sich gegen mich wandte, „wenn wir Lied um Lied eintausch=

ten? Singen die Türken uns ihre Lieder, so wollen wir ihnen dafür auch unsere singen!"

An unsrem polnischen Freunde hatte dieser Einfall sogleich den zustimmendsten Anhänger gefunden.

„So machen wir kosmopolitische Propaganda," rief er lachend aus, „wenigstens im Gesang!"

„Bravo!" entgegnete Gustav, „drum ist auch an Dir, als an dem Sohne Polens, die Reihe, anzufangen. Hört, Komschiahs! Nun wird Euch mein Freund ein polnisches Lied singen! Nicht um mit Euch zu wetteifern, sondern nur, damit Ihr hört, wie man in Polen singt!"

„Singt man in Polen auch?" fragte Jussuf. „Ich hörte nur immer erzählen, daß man sich dort gegen den Caren schlägt."

„Man verbindet beides!" entgegnete D... und begann:

— — „Noch ist Polen nicht verloren!" u. s. w. — —

mit solchem Feuer zu singen, als gälte es, Hassan und Achmed für die Sache des dreigetheilten Reiches zu begeistern und in eine Schlacht zu führen, gegen welche die von Ostrolenka nur ein Vor-

postenscharmützel gewesen. Feuriger und idealischer liebt kein Mensch sein Vaterland, als der Pole. Es ist ihm das Idol, das er anbetet, für das er schwärmt; es ist ihm die Liebe, die Religion, die sich ungeschwächt und unverändert von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Er schwärmt dafür in den Clubs von Paris, er schwärmt dafür an den Katarakten des Niagara und in den Sandwüsten von Afrika, warum sollte er nicht auch dafür im Garten Usta-Hassans schwärmen?

Auf die beiden Türken, die den Text nicht verstanden, schien die schwungvolle Melodie keinen besondern Eindruck auszuüben. Wie uns ihre, so mußte ihnen unsre Weise fremd klingen, zuma da sie ihnen allzurasch, also um so weniger faßlich vorüberrauschte.

Der blonde Mecklenburger aber konnte die Bemerkung nicht auf dem Herzen behalten: „Aber Gutester, Sie werden doch nicht auch Posen mitgemeint haben wollen? Das ist einmal Deutschland und bleibt Deutschland, sonst müßte ich protestiren!"

Inzwischen hatte Jussuf mit seinem tiefen, tremolirenden Basse zu präludiren begonnen. So

alt, so gebrochen, so verwittert die Stimme auch klang, so fühlte man sich doch angeregt von der Weise. Der orientalische Gesang ist überhaupt weniger an die Schönheit und Klarheit der Stimme gebunden, als durch die Eingebung des Augenblickes bedingt, durch das Gefühl, und dies trifft immer die gleichen Saiten im Gemüthe des Zuhörers, wenn auch dem kunstgewohnten Ohre noch so viel zu wünschen übrig bleibt.

Der Alte sang:

„Es steht ein schwarzes Roß
Geziert mit goldnen Quasten,
Es steht vor'm Sultanschloß,
Und will nicht ruhn, nicht rasten
  In Stambol, in Stambol."

„Ein Reiter sitzt darauf,
Der ist geschmückt auf's Beste,
Der lenkt im schnellsten Lauf
Das Rößlein aus der Veste
  Von Stambol, von Stambol."

„Der fliegt die Eb'nen durch,
Kein Wind kann ihn erjagen,
Und kommt nach Belgrad's Burg
In kaum drei ganzen Tagen
  Von Stambol, von Stambol."

„Was bringst Du Reiter flink?
Was eilst Du mit den Winden?
Schickt Dich des Sultans Wink,
Fermane zu verkünden
Von Stambol, von Stambol?“

„Mich schickt des Sultans Wink,
Doch bring' ich nicht Fermane;
Knab' Achmed such' ich flink,
Abdallah war sein Ahne
Von Stambol, von Stambol!“

„Roßschweife bring' ich drei
Dem Knaben zum Geschenke,
Zeug', daß der Sultan treu
Abdallah's noch gedenke
Von Stambol, von Stambol!“

Der alte Schuhflicker endete sein Lied, im Innersten seiner Seele überzeugt, daß bei Allah nichts unmöglich sei. Achmed aber schien an den reellen Oliven und an den Liedern mehr Wohlgefallen gefunden zu haben, als an den idealen Roßschweifen und meinte, es wäre nun wieder die Reihe an Einem von uns, zu singen.

C..., unser italienischer Freund, den die Revolution und die Liebe aus den Klostermauern auf's Schlachtfeld getrieben, und dessen glühende

und innige Natur eher für einen Abglanz Petrarca's, als für einen Jünger des heiligen Franz von Loyola geschaffen schien, besann sich einen Augenblick, als suchte er in seiner Erinnerung und sprach dann:

„Am Gitterfenster stand ich in meiner Zelle,
Und sah. Da lag das Meer in goldnem Prangen,
Zu schaun, ein Altar an des Himmels Schwelle

Vom Baldachin des Abendroths umhangen;
Da hob die Fluth ein wunderbar Getöne,
Als ob zur Wandlung tausend Glocken klangen,

Und ich sah Dich in himmlisch milder Schöne,
Maria, fern im Abend aufgegangen.
Ein Seraf kam, der Dich mit Sternen kröne,

Indeß die Wogen Hallelujah sangen —
Ich aber blieb am Gitterfenster lehnen,
Und sah nach Dir mit sehnendem Verlangen,
Und tief im Meer versanken meine Thränen!"

Hierauf sang er:

„Nur Einen Kahn noch seh ich einsam gleiten
Auf abendrothgetränkter See, Maria;
Vom fernen Kloster bringt ein frommes Läuten
Meerüber ihm den Gruß: Ave Maria!

Mit Dir allein so auf des Meeres Weiten
Ging auf in Lust mir jeglich Weh, Maria,
Ständ' nicht am Himmel meiner Seligkeiten
Das einz'ge Wölkchen, ach — Ade Maria!"

Der weiche Klang des seelenvollen Tenors, der getragene Gesang, das eigenthümliche, dem italienischen Liede innewohnende Ueberwältigende, endlich die fremdartige Mischung des Sinnlichen und des Uebersinnlichen, hatte die Gemüther der beiden Türken sichtlich ergriffen. Wahrheit, Leidenschaft, Kampf der Gefühle war's, was den Gesang des Italieners belebte, und die Unmittelbarkeit wirkt überall. Sie bedarf nicht einmal des Wortes; ihr genügt ein Ton, eine Miene. Jussuf fühlte sich sogar bewogen, einen starken Zug aus seinem Tschibuk zu thun, und dem Sänger mit einem „Schön, schön" seine Anerkennung auszudrücken, versteht sich, ohne dabei im mindesten etwas von seinem Phlegma zu opfern. „Und kannst mir Du nicht auch sagen, was der Komschiah eigentlich gesungen hat?" wandte er sich gegen Gustav. Ihm das Lied zu übersetzen, war rein unmöglich. Es war für die türkische Anschauungsweise zu wenig objectiv; die darin wal=

tenden Beziehungen zu tief christlich. Gustav begnügte sich daher, dem Alten kurz anzudeuten, daß der Gegenstand des Liedes eine unglückliche Liebe sei, welche Erklärung der Greis mit einem Emporheben seiner buschigen Brauen hinnahm, als wäre ihm nun Alles klar, und nach welcher er den Italiener noch lange mit einer Miene ansah, die diesem versichern sollte, daß er tiefes Mitleiden mit seinem Schicksale empfinde. Die Reihe war nun an dem jungen Serben, der bisher ruhig und lautlos auf dem Rasen gesessen.

„Was soll ich Euch singen?" fragte er, nachdem wir ihn aufgefordert hatten. „Ich kenne keine anderen, als Heldenlieder, und die sind alle zu lang und würden Euch ermüden. Liebeslieder sind für die Weiber gemacht; ich habe nie eins gelernt."

Ich fragte ihn, ob er nicht eines aus dem letzten Kriege singen wolle, das für uns Alle gewiß das meiste Interesse haben würde.

„Wir sitzen in Frieden und Freundschaft beisammen, sitzen beisammen, die wir vor Einem Jahre einander als Feinde gegenüberstanden, — ich erinnere mich Deiner Begleiter sehr wohl; sie

waren sämmtlich Offiziere im magyarischen Heere! — da taugt's nicht, Lieder vorzubringen, in denen man einander nichts Gutes nachsagt. Lassen wir's!"

„Bitt' um Entschuldigung!" protestirte der blonde Mecklenburger, und erbat sich meine Vermittlung, um dem jungen Serben die Ungegründetheit dieser Behauptung, insofern sie seine mecklenburgische Persönlichkeit betraf, auf dem Wege der Verdolmetschung genügend auseinanderzusetzen.

„Nein, nein!" rief Gustav drein. „Hier ist die Feindschaft am Ende; hier kann Nichts eine neue Feindschaft stiften! Singe nur, Nachbar Serbe, und sei gewiß, daß Du Keinem von uns nahe trittst!"

„Nun gut, ich singe!" erwiederte der junge Serbe nach einer Weile Bedenken. „Doch nur unter der Bedingung, daß auch Ihr dann ein magyarisches Lied singt!"

„Es gilt!" rief Gustav, und der junge Serbe begann:

„Klagt ein Kukuk, graues Kukukweibchen,
Wehklagt auf dem Kirchhof von Szent Thomas,
Wehklagt, daß die Mauern mit ihr weinen.
Ist kein Kukuk, ist kein Kukukweibchen,

Ist die Mutter dreier jungen Söhne,
Pera, Todor, Dragutin mit Namen.
Bitter klagt die arme Serbenmutter,
Da sie sucht der Söhne grüne Gräber,
Und die Gräber nicht vermag zu finden,
Bitter klagt sie tagelang und nachtlang,
Daß die Steine von den Mauern sinken:
„O wo seid Ihr, meine armen Söhne?
Seid Ihr darum mir so früh gestorben,
Trug ich darum Euch so früh zu Grabe,
Frühe, eh' der blut'ge Kampf entstanden;
Setzt' Euch Kreuze aus behau'nem Marmor,
Pflanzte Blumen Euch zu Haupt und Herzen,
Daß Magyarenhände, gottlos frevlend,
Mir der Kreuze Zier in Trümmer schlagen,
Mir der Blumen Pracht mit Füßen treten,
Mir die Särge aus der Erde wühlen,
Aus den Särgen Eure Leichen reißen,
Daß ich Arme, mir das Herz zu trösten,
Weder Euch, noch Eu're Gräber finde?
Wär's nicht besser dann, Ihr bliebt am Leben,
Mir drei stolze Zierden, reiche Güter;
Daß Ihr Frauen nahmt und Häuser bautet,
Und hinauszogt, Weib und Kind verlassend,
Und nicht achtend auf der Mutter Jammern,
Und daß Ihr, und wär's an Einem Tage,
Auf der Wahlstatt fielt von Feindesschwertern
Ehrlich kämpfend, und in Ehr' erschlagen?
Draußen lägt Ihr auf der grünen Pußta,

Wo die Männer liegen und die Söhne
Von dreihundert ruhmbeglückten Wittwen,
Ungestört und überdeckt vom Rasen,
Den kein Wolf hinwegwühlt von den Gräbern;
Draußen lägt Ihr, Trost mir, Stolz und Hoffnung,
Die Ihr nun, drei Leichen, stumm und wehrlos,
Ausgefordert vom ergrimmten Feinde,
Seinem feigen Wüthen seid erlegen.
O wo seid Ihr, meine armen Söhne?
Ausgestreut ist Euer jung Gebeine
Und von Raben und vom Sturm zertragen,
Und ich Arme schlepp' ein elend Leben
Ohne Söhne, ach, und ohne Ehre!"

Der junge Serbe hatte sein Lied geendet, und der blonde Mecklenburger wollte eben eines Weitläufigen sein Urtheil dahin abgeben, daß die serbische Poesie allerdings viel Werthvolles besitze, nur fehle ihr — als ihm Gustav in die Rede fiel: „Keine Kritik, Kamerad! Das laß Dir für den Schreibpult!" und alsogleich das versprochene magyarische Lied in Angriff nahm, das er uns, da wir Niemand magyarisch verstanden, von Strophe zu Strophe in alle in unserer Gesellschaft repräsentirten Idiome übersetzte. Die Melodie jauchzte in jenem wilden, sarkastischen Charakter auf, wie er den echten ungarischen Weisen so eigen ist:

„Blank bewaffnet reiten Zwei
Ueber die braune Pußte,
Der Eine reitet frank und frei,
Der Andre, weil er mußte.

Der Eine ist ein kecker Husar
Von Kossuth's flinken Schwadronen,
Der Andre ist der Barjaktar *)
Der raiczischen Divisionen.

Der Eine reitet ein dürres Roß,
Just wie's aus dem Szalas **) gekommen,
Der Andre hat aus Kißens Schloß
Einen Hengst zu leihen genommen.

Der Eine trägt ein Schwert — in der Scheid';
Der Andre Spieß, Schwert, Pistolen,
Handjar, und zum Kopfabschneiden bereit,
Ein Dutzend Messer verstohlen.

Der Eine denkt, Gott weiß wohin,
Vielleicht an erwartende Minne;

---

*) Fahnenträger, von barjak, die Fahne, türkischen Ursprungs, wie die serbische Sprache überhaupt durch die Herrschaft des Halbmondes zu einem Balaste von Turkismen kam, von welchem sie zu reinigen, einer Zeit freierer und selbstständigerer Entwicklung vorbehalten sein muß.

**) Lies: Salasch. Zerstreute Hütten und Gehöfte auf den Pußten, die Sennereien der ungarischen Haiden.

Dem Andern liegt nur Eins im Sinn,
Wie er dem Husaren entrinne.

Er ist nicht gefesselt, er reitet frank;
So leicht wär's, daß er entwiche —
Wenn der Husar so keck und blank
Den Schnurrbart nur nicht striche!"

Lautes Lachen folgte dem Schlusse des magyarischen Spottliedes, und Gustav reichte dem jungen Serben laut mitlachend die Hand, um ihn neuerdings zu versichern, daß mit dem Husarenliede nichts Uebles gemeint sei. Der Serbe seinerseits meinte, der Barjaktar müsse ein auf Papier gemalter gewesen sein, und das gute Einvernehmen war nicht im Mindesten gestört. Dem alten Jussuf aber gefiel es über alle Maßen.

Nun wäre die Reihe an mir und an dem blonden Mecklenburger gewesen. Der blonde Mecklenburger aber machte dem Rangstreite bald ein Ende, indem er den Türken, um ihnen einen Begriff von der deutschen Gesangsweise zu verschaffen, das Lied, in welchem „das deutsche Vaterland so viel in Frage gestellt wird," zum Besten gab. Die Verdolmetschung dieses Liedes aber für

den nicht deutsch verstehenden Theil unsrer polyglotten Liedertafel verursachte dem Sänger wo möglich noch mehr Herzleid, als uns sein Gesang, bei dem wir erfahren konnten, was es auf sich habe, wenn Jemand durch einen überschwänglichen Aufwand von Gefühl und Begeisterung das zu ersetzen sucht, was ihm die Natur an Gehör und an Stimme versagt hatte. Namentlich bedauerte er von Strophe zu Strophe den Abgang so aller geographischen Kenntnisse bei Jussuf sowol, als bei Achmed, und meinte, mit dem Volksunterrichte müsse es bei den Türken doch noch sehr schlimm beschaffen sein, da ihnen sogar die nöthige Kenntniß abgeht, selbst das populärste deutsche Lied zu begreifen!

Noch hatte ich dem kleinen Liederkreise meinen schuldigen Tribut abzutragen. Das liederreiche Böhmen mußte vertreten sein. Wie ich es vertrat? Nun, es wird mir Niemand so viel Selbstverläugnung zumuthen wollen, daß ich mich hiermit selbst als einen schlechten Sänger verewige. Es genüge, daß ich es versucht habe, von einem der schönsten und eigenthümlichsten böhmischen Lieder, von dem Hus-

stenliede, so viel zu leisten, als in meinen Kräften lag, was freilich weniger war, als nöthig gewesen wäre, um den Vertretern halb Europa's eine richtige Vorstellung von unsrem böhmischen „Löwentrotz" beizubringen. —

Der Mond war indessen im Westen weit hinabgerückt, Mitternacht mußte längst vorüber sein. Usta Hassan, ein nimmermüder Wirth, wollte sich eben erheben, um aus dem Hause eine frische Kanne Scherbeth zu holen, als Gustav erinnerte, daß es Zeit sein dürfte, sich zurückzuziehn, wenn wir nicht von den Strahlen der Morgenröthe überrascht werden wollten.

„Das wollen Sänger sein!" spottete der alte Schuhflicker lachend, als wir vor dem Thore Hassans von einander schieden, „und haben nicht den Muth, dem Tag in's Auge zu sehn, ohne vorher ausgeschlafen zu haben!"

---

7. Stillleben. Finanzielle Erfahrnisse.

Man erzählt sich, ein Spazierritt in der Morgendämmerung in die Umgegend von Belgrad lohne sich durch den Anblick eines der prächtigsten Sonnenaufgänge. Ich theile dies meinen Lesern gewissenhaft mit, damit sie ihrerseits, wenn sie einmal nach Belgrad kommen, ja nicht die Gelegenheit versäumen, sich diesen Lohn zu erwerben. Für Sänger, die eine Nacht hindurch unter duftigen Büschen sitzen, um etwas von den Nachtigallen zu profitiren, scheint ihn die Natur nicht bestimmt zu haben. Als ich wenigstens am Morgen nach so lieblich durchsungener Nacht aus den süßesten Frühträumen erwachte, um, wenn auch erst nach Mitternacht zu Bette gegangen, nichts destoweniger den Belgrader Sonnenauf-

gang in Augenschein zu nehmen, mußte ich die überraschende Erfahrung machen, daß es nirgend mehr auf unserer Hemisphäre Morgen war, als eben nur in meinen Träumen. Die Sonne war bereits über alle Dächer hinaus, und statt ihres lieblichen Frührothes lachte mir die Kupferröthe eines Angesichtes entgegen, dessen Besitzer niemand Anderer sein konnte, als Stewa, der Trost meiner deutschlandentrückten Einsamkeit.

„Was bringst Du Neues?" fragte ich die Wonne meiner Seele, nachdem ich mir sattsam die Augen gerieben, und mich als aufgeklärter Mensch von wegen der Sage getröstet hatte, daß man an dem Tage Geld verlieren müsse, an welchem das Erste, was man erblickt, ein kupfriges Gesicht sei.

„Momak kummen dreimal, dreimal pack' Dich Momak; Momak kummen noch einmal, Momak nix will pack Dich; Momak sitzen Gang, Momak paß auf, bis pack Dich Schlaf Gospodin."

Ich ließ den Momak, der schon dreimal vergebens da gewesen und nun im Corridor wartete, bis mein Schlaf „pack dich" gemacht haben

würde, hereinkommen. Es war ein Diener, durch den mich Gospodin Z . . ., einer der reichsten Serben, dem ich gestern irgendwo genannt worden war, bitten ließ, ihm heute beim „Ručak" (Mittagsmahl) die Ehre meines Gastthums zu erweisen.

Ueber meinen Tag war somit verfügt, noch ehe er begonnen; denn wer zu einem serbischen Gastmahl geladen ist, dem bleibt an dem festgesetzten Tage nicht mehr viel Zeit zu einem andern Geschäfte, als dem der Schüssel und des Bechers, übrig. Um so bedachter mußte ich darauf sein, die nur noch wenigen Stunden vor dem Ručak nützlich, das ist zur weitern Durchwanderung der Stadt zu verwenden.

Mein dießmaliger Gang sollte der „Festung" und wo möglich einem Besuche bei dem Repräsentanten des letzten Restes türkischer Macht, dem Pascha, gelten. Moseh, der Unermüdliche, saß wieder in der Einfahrt, und erwiederte auf meine Frage, ob er meine, daß das möglich sei: „Wie sollte es nicht? Ich werde Dich hinführen! Hast Du aber schon gefrühstückt?"

Die tiefere Bedeutung dieser Frage vollkommen würdigend, verneinte ich sie.

„Das ist nicht gesund, Komschiah," bemerkte Moseh. „Das mußt Du nicht thun. Wir werden auf unserm Wege an einer türkischen Kawana vorbeikommen, da mußt Du etwas zu Dir nehmen."

Moseh, der arme, elternlose Bursche, der mir gelegentlich einmal, da ich ihn über seine Verhältnisse ausfragte, zur Antwort gegeben hatte, Gott sei sein einziger Verwandter und der Zufall sein Ernährer, hatte mir seit meiner Frage nach Usta-Hassans Hause so vielen Diensteifer und so viele Anhänglichkeit bewiesen, daß ich der Kawana, in die ihn wol wieder mehr sein eigenes Bedürfniß, als die Sorge um mein Wohl zog, nicht gerne ausweichen wollte, und so traten wir denn in die „beste türkische Kawana, die es in Belgrad gibt," um uns zu dem Marsche nach der Festung etwas zu kräftigen.

Die Orientalen haben die Kaffeehäuser erfunden. Das war aber auch Alles. Ueber die Erfindung hinaus haben sie es nie gebracht. Die Vervollkommnung haben sie jenen Völkern überlassen, in deren Mitte sie selbst die ersten

Kaffeestuben eröffneten. Von der Bedeutung, zu der die Café's für alles gesellige und öffentliche Leben, für Handel und Politik, ja für die Weltgeschichte geworden, haben die guten Anbeter des Stillstandes noch jetzt eben so wenig eine Ahnung, als der erste Araber, der auf den Einfall kam, den Kaffee unter seinem Zelte für Geld auszuschänken. Einen Schritt weiter sind jedoch die Serben gegangen, die sich in Belgrad eines Čitalistje (Tschitalischtje, Lesekabinet) erfreuen, in welchem nicht nur serbische, sondern auch die bedeutendsten deutschen, französischen und anderweitig slavischen Zeitungen aufgelegt sind, wie sie überhaupt mit dem Feuereifer eines jungkräftigen Strebens sich Allem zuwenden, woraus Belehrung, Bildung, Unterricht zu schöpfen ist. Sie leben eben in jenem goldenen Zeitalter, wo man sich, wie die Deutschen des vorigen Jahrhunderts, noch nicht schämt zu gestehen, daß man darauf ausgehe sich zu bilden.

Das „beste türkische Kaffeehaus in Belgrad" unterschied sich von den zahlreichen schlechteren nur dadurch, daß es sich im obern Stockwerke eines Eckhauses befand, in das

man nur über eine sehr lebensgefährliche Treppe hinaufgelangen konnte, auf welcher die kothigen Wetter von Jahrzehenden ihre hügeligen und eingetrockneten Ablagerungen aufgestapelt hatten. Die Kaffeestube selbst war geräumig, das heißt weitläufig, dafür aber so niedrig, daß es für einen etwas größern Mann zu den Unmöglichkeiten gehörte, darin aufrecht zu stehn. Rings an den Wänden waren breite, jedoch kaum mehr als zwei Spannen hohe, mit Teppichen bedeckte Mindeluks angebracht. Von Tischen und Bänken, von Sesseln und Spiegeln nirgends eine Spur. Einige Krüge und Kannen standen zunächst dem Eingange auf der Erde. In einer Ecke lehnte eine erkleckliche Anzahl von Tschibuks. Die Wände selbst waren mit grüner, rother, blauer und orangegelber Farbe auf das Abenteuerlichste bemalt. Ein dicker, senkrechter, rother Strich, von dem zu beiden Seiten einige nicht minder dicke grüne Striche ausliefen, stellte einen Baum vor; ein grüner Strich mit einer rothen, blauen oder orangegelben Kugel an der Spitze sollte eine Blume vorstellen. So sehr es die Türken lieben, die Wände ihrer Wohnstuben und Betorte

zu bemalen, so wenig haben sie es hierin über jenen Grad von Fertigkeit hinaus gebracht, der durch die eben gegebene Schilderung genugsam angedeutet ist. Es ist, als wäre der Nachahmungstrieb bei ihnen im allerersten, unentfaltetsten Stadium der rohen, unklaren Anschauung stehen geblieben, über den sich nur hie und da einige Ausnahmen erheben. Es ist dies um so auffallender, als Geräthschaften, Krüge, Kannen, andere Gefäße, ja selbst Werkzeuge und Pfeifenköpfe von so viel Formsinn und Geschmack zeigen, und als es selten einen Türken gibt, der es nicht verstände, seine Tracht, und wäre sie noch so alt und ärmlich, malerisch zu halten.

Einige alte Türken saßen schweigend umher, die langen Tschibuks vor sich hin bis in die Mitte der Stube gestreckt, und sahen zu den breiten Fenstern hinaus, die die Aussicht über das bunte Getriebe fast des ganzen Bit-Bazars und Dortjols eröffneten. So sitzen sie oft Stunden, ja Tage lang. Es gibt Türken, und namentlich alte, die sich bereits von Arbeit und Geschäften zurückgezogen haben, die gleich nach dem Frühgebete in der Kaffeestube erscheinen, sich an einem

Fenster auf den Teppich hinkauern, und hier, gedankenlos in das bunte Leben der Straße hineinschauend, den ganzen Tag verrauchen und verträumen. Nur wenn der Ruf vom Minarete ertönt, entfernen sie sich auf einen Augenblick, um in einer nahegelegenen Dschamia ihr Gebet zu verrichten. Die übrige Zeit wird damit zugebracht, Tschibuke anzubrennen, Kaffee zu trinken und die Kügelchen des Tespi durch die Hand gleiten zu lassen. Gesprochen wird nichts. Richtet Einer an den Andern eine Frage, so wird sie einsylbig beantwortet. Und wieder ist's still und ruhig, daß man die Tespikügelchen eins ums andere auf einander fallen, daß man den Tabak knistern, den Kaffee brodeln und die Fliegen summen hört.

Unser Eintreten in die Kawana brachte in der reglosen Stille, die darin herrschte, keine weitere Veränderung hervor, als daß sich Einer oder der Andere der herumlagernden „Stammgäste“ nach Denjenigen umsah, die mit so lauten Schritten eintraten und — sich dann wieder gegen die Straße wendete, um sich in seinem süßen Nichtsdenken nicht stören zu lassen.

Wir setzten uns nieder, nachdem Moseh, ohne erst zu fordern oder zu fragen, aus der Ecke zwei Tschibuks geholt und dieselben aus einem großen, in einer andern Ecke liegenden Tabaksbeutel, wahrscheinlich der allgemeinen Tabaksquelle des Hauses, gefüllt hatte. Eine gute Weile verging, ohne daß Jemand gefragt hätte, was wir begehrten. Es schien, als kümmere sich durchaus Niemand um uns und als wäre gar Niemand da, der sich um uns kümmern sollte. Ich glaubte deshalb nach europäischer Sitte meine Zuflucht zum Geräusch- und nöthigenfalls zum Lärmmachen nehmen zu müssen, und schlug mit meinem Stocke einigemal ziemlich heftig auf den Boden.

„Was ist Dir?" fragte Moseh erschrocken, dies in unsern europäischen Café's so allgemein beliebte Mittel der Beschwörung dienstbarer Geister für die ersten Anzeichen des Ausbruches eines plötzlichen Wuthanfalles haltend.

„Heda! Hollah! Hat's denn Niemand hier? Wo sind die Diener? da vas vrag . . . ."

Ein junger Türke von bildschöner Gestalt trat ein und stellte sich, ohne von meinem Gepolter besonders Notiz zu nehmen, an einen klei-

nen Kamin, schürte das darin glimmende Feuer an, holte aus einer blechernen Büchse mittelst eines bleiernen Löffels eine ausgiebige Quantität des göttlichen braunen Pulvers, ließ es aufsieden und reichte uns nach wenigen Minuten zwei Schalen des stärksten Mokkatrankes, der je über cichorienverwöhnte Lippen gegangen. So ist es in den türkischen Kaffeebuden Sitte. Es wird nicht erst gewartet, bis der Eintretende Kaffee verlangt. Es versteht sich von selbst, daß Jeder, der kömmt, eine kleine Schale leert, und sie wird für jeden Einzelnen frisch bereitet.

Moseh fand den braunen Trank, der nicht abgeklärt genossen wird, sondern, da der Satz darin verbleibt, mehr einer breiartigen, schaumigen Flüssigkeit gleicht, bei der man des Zuckers vollkommen entbehren kann, so vorzüglich, daß er nicht umhin konnte, eine Wiederholung anzurathen, die auch wenigstens in Bezug auf seine Person Verwirklichung fand. Unsere ganze Zeche betrug sechzig Para, das ist zwischen sieben bis acht gute Kreuzer. Ich holte eine Guldennote aus meiner Brieftasche und reichte sie, vergessend, daß der Himmel, unter dem ich

wandelte, nicht der der österreichischen National-bank sei, dem Kaffeewirthe hin.

„Was ist das?“ fragte Dieser kopfschüttelnd.

„Geld!“ antwortete ich.

„Willst Du mich narren, Komschiah?“ erwiederte der Wirth. „Das ist ein Stück Papier, zu klein, um eine Orange darein zu wickeln!“

„Das ist ein Gulden! Das sind drei Zwanziger, zehn Piaster!“ erklärte ich.

Ungläubig schüttelte der Kaffeeschänk das Haupt. „Das kann nicht sein. Drei Zwanziger sind drei Stücke weißen, blanken Silbers; das aber ist ein Stück beschriebenen Papieres, und ich wette, daß man Dir nicht einmal in Deinem Lande dafür drei Zwanziger gibt! Wie soll ich es dafür annehmen?“

Entwaffnet von der bittern Wahrheit dieser Worte zog ich meine beschämte Guldennote zwischen die undurchsichtigen Lederwände meines Portefeuille's, wie ein Finanzminister ein durchgefallenes Finanzprojekt zwischen die noch etwas undurchsichtigern Lederwände des seinigen zurück, und that das, worin man mir anno **1811** in meinem geliebten Vaterlande beispielgebend vor-

angegangen war. Ich erklärte meinen Bankerott, meine Unzahlungsfähigkeit, und zwar aus dem triftigsten Grunde, da die Keller meiner Tasche noch weniger baaren Münzvorrath aufzuweisen hatten, als die einer gewissen Nationalbank, mit der die englische durchaus nicht verwechselt sein will, — das heißt gar keinen. Ich hätte unter diesen kritischen Zeitverhältnissen vielleicht mein einziges „unbewegliches" Gut verpfänden müssen, meine Uhr nämlich, die seit einigen Tagen still stand, und nicht zum Gehen zu bewegen war, wenn mir nicht Moseh, — ein zweiter Rothschild, in der Noth, — mit einem Anlehen beigesprungen wäre, das gerade ausreichte, um mich arm zu machen. Der Kaffeewirth war befriedigt, ich aber hatte keinen Pfennig gangbarer Münze bei mir, für den mir eine gläubige Türkenseele ein Stück geröstetes Fleisch gegeben hätte. Ich verließ denn die Kaffeeschänke, in der der Credit meines Vaterlandes eine so gewaltige Demüthigung hatte erfahren müssen, und ließ es meine erste Sorge sein, mich um jeden Preis in den Besitz gangbaren Geldes zu versetzen. Gangbar ist aber in Serbien, wie überall auf Erden, außer in meiner

theuern Heimath, nur Gold, Silber und Kupfer; Eisen und Blei nicht.

„Brauchst Du Geld? Ich will Dich zu einem Wechsler führen!“ erbot sich Moseh, und in wenigen Augenblicken stand ich vor dem Verkaufsgewölbe eines Juden.

„Ich nehme keine Banken!“ (Banke werden in Serbien die österreichischen Noten zum Unterschiede von novace, baarem Gelde, genannt) erwiderte der Jude. „Man hat seine Mühe, bevor man sie wieder anbringt!“

Moseh tröstete mich und meinte, der Abraham Menasse sei als ein ungefälliger Mensch bekannt, der seine Freude daran habe, wenn Jemand in Verlegenheit sei. Der Isak Almansur werde gewiß gefälliger sein. Aber auch Isak Almansur war nicht gefälliger, sondern erwiderte, daß er sich längst nicht mehr mit dem Wechseln der Banken befasse, weil er regelmäßig verloren habe. „Hab' ich heute mit einundzwanzig gegeben, so sind sie morgen zweiundzwanzig gestanden, und hab' ich eins auf hundert verloren; hab' ich heute mit zweiundzwanzig genommen, so sind sie morgen mit einundzwanzig gestanden und

hab' ich wieder eins verloren. Hab' ich mir gedacht: zu was ist das gut? und hab's aufgegeben."

„Isak Almansur hat heute einen schlechten Tag," meinte Moseh. „Sehen wir zu Jakob Sabbathei Zebi! An den wenden wir uns gewiß nicht umsonst!"

Jakob Sabbathei Zebi, ein kleines Jüdlein mit rothen Triefaugen, saß, in seinen langen, braunen Kaftan gehüllt und seine schwarze Mütze tief in die Stirn gedrückt auf seinem Wechseltische, und beschäftigte sich kopfschüttelnd mit der gedankenlosen Untersuchung seines Bartes.

Moseh trug ihm mein Anliegen in portugiesischer Sprache — der Sprache der Juden in Belgrad, wie in der Türkei überhaupt — vor.

Jakob Sabbathei Zebi machte ein Gesicht, als hätte ihm Jemand das Fleisch eines gewissen nicht wiederkäuenden Thieres vorgelegt, das Moses von dem Speisezettel seines Volkes gestrichen; aber er sprach nichts und das ermunterte mich zur persönlichen Erneuerung meines Anliegens.

„Was? Wechseln wöllen Se?" fragte Sabbathei Zebi mit näselndem Tone und ungemein schneller mit der Zunge anstoßender Aus-

sprache. „Und wie viel wöllen Se wechseln? Und was wöllen Se nemmen? Wöllen Se nemmen Silber oder wöllen Se nemmen Gold? Wöllen Se nemmen Gold, oder wöllen Se nemmen Silber, musen Se verlieren. Musen Se verlieren, wenn nemmen Se Silber, viel, und wenn nemmen Se Gold, noch mehr. Wenn nemmen Se Silber, musen Se nemmen für hundert Zwanziger Banken fünfundsiebzig Zwanziger Münz, und wenn nemmen Se Gold, musen Se geben für einen Dukaten achtzehn Zwanziger Silber."

Ich habe aus der höhern Mathesis die Vorzugsklasse schwarz auf weiß erhalten. In der „niedern" Mathesis der Procentberechnung war ich von jeher ein Stümper, und so kostete es mich denn einige Mühe, ehe es mir klar war, daß ich an den Banknoten gegen Silber 25 pC. verlieren sollte, und daß ich Gold nur erhalten konnte, wenn ich vorerst Silber gekauft, und dann neuerdings einbüßte. Ich konnte meine Bemerkung, daß mir dies denn doch der Gefälligkeit zu viel gethan sei, nicht unterdrücken.

„Was?" fuhr Sabbathei Zebi gereizt auf, und sprang von seinem Wechseltische herab, riß

eine Schublade auf, und ließ mich einen Blick in einen blinkenden Vorrath von Gold- und Silbermünzen werfen, wie er in meiner geliebten Heimath mir seit den herrlichen Tagen der Errungenschaften nicht wieder unter die Augen gekommen, und von dem er zuversichtlich voraussetzte, daß er die gewünschte bezaubernde Wirkung auf meine Sinne nicht verfehlen würde. „Sehen Se das Gold und das Silber an —“ er ließ einen Dukaten im Sonnenscheine funkeln — „und sehen Se sich Ihr Papier an! Das ist Geld, und das ist M—; na, ich will Ihnen nicht beleidigen, weil Se so ein ordentlicher Herr sind. Aber wie ich gesagt hab'! Wöllen Se, wöllen Se; wöllen Se nicht, wöllen Se nicht. Bei mir ist kein Handeln. Ich nemm Ihnen Ihre Banken so nur aus Gefälligkeit und weil Sie's seien!“

Dabei schloß er den Schubladen zu und setzte sich wieder auf den Tisch, als wollte er gar nichts mehr reden, und als wäre es ihm um nichts mehr zu thun.

Ich sah Moseh fragend an.

„Ich kenne keinen andern Wechsler,“ zuckte Dieser mit den Achseln. „Nimmst Du von die-

sem kein Silber, so bekömmst Du anderswo nicht einmal Kupfer."

Was blieb zu thun? Ich legte 25 pC. auf den Altar der Nothwendigkeit und schlug ein.

„Da! nemmen Se!" zählte mir Sabbathei Zebi die klingende Münze, jedoch lauter schmuzziges, meist durchlöchertes Geld, aus einem andern Schubladen vor. Die Dukaten und die blanken Zwanziger in der ersten Schublade schien er blos als Schau- und Lockstücke aufzubewahren. —

Nunmehr mit „wirklichem Gelde" versehen, setzte ich meinen Weg nach der Festung fort, nicht ohne Etwas zu empfinden, was man im gewöhnlichen Leben Schmerz und Scham nennt. Ich hatte zwar keinen persönlichen Grund, mich zu schämen, da ich niemals in meinem Leben die Handels- und Finanzangelegenheiten Oesterreichs leitete, und somit ganz unschuldig daran bin, daß die lieben rothen Dukaten, die lieben blanken Thaler, die herzigen silbernen Zwanziger, ja sogar die leichten Völker der kupfernen Scheidemünze seit Jahrzehenden karavanenweise über die Gränzen wandern und sich in den Kisten und Kasten unsrer Freundnachbarn niederlassen, indeß

sich in meinem lieben Vaterlande das lumpen-entsproßene Volk des Papiergeldes in einer Weise vermehrt, als hätte der Herr den Segen darüber ausgesprochen, den er über die Kinder Israel aussprach, als er ihnen das gelobte Land verhieß, und der da lautet: Vermehret Euch wie der Sand am Meere! Ich fühlte mich auch völlig unschuldig daran, daß der liebe Herrgott, wenn er die Söhne Jakobs einst wieder segnen sollte, sprechen wird: Vermehret Euch wie das Papiergeld in Oesterreich, und Euere Feinde sollen sein verscheucht und unsichtbar, wie das Metallgeld dieses Landes! Ich habe ferner durchaus keinen Theil an der Unlösbarkeit des Räthsels, wie ein Land, das durchaus seine Bedürfnisse aus sich selbst zu decken im Stande ist und auch deckt, ein Land, das Industrieproducte ausführt, und zwar in Länder ausführt, die noch keine Industrie haben, und von denen es durchaus nichts zu beziehen nöthig hat, anstatt Metall aus andern Ländern an sich zu ziehen, das seinige an diese ausgibt. Aber weh that es mir dennoch, mich und in mir mein Vaterland von dem Juden Sabbathei Zebi so gedemüthigt

zu sehen, besonders aber, daß ich auf die Blamage noch 25 pC. hatte aufzahlen müssen, und daß sich der Jude dabei den Anschein geben durfte, als erweise er mir einen Dienst der Nächstenliebe!

---

8. Ein Besuch bei Faßli Pascha.

Doch nun zur Festung! Es führen zu dieser von der Türkenstadt aus mehrere Zugänge. Man hat jedoch, ehe man in das Innere derselben gelangt, etliche Reihen von Wällen und Gräben zu passiren, die sämmtlich mit Thoren und Zugbrücken versehen sind. Belgrad muß einst eine sehr starke Festung gewesen sein. Die Anlagen sind offenbar von Meistern der Befestigungskunst entworfen *) und unter der Leitung tüchtiger Köpfe ausgeführt. In besserem Zustande erhalten, müßte sie auch der neuen Kriegs- und Belagerungskunst gegenüber ein tüchtiges Bollwerk sein. In dem Zustande der Verwahrlosung aber, in welchem sie

*) Französische Ingenieure.

sich jetzt befindet, geht sie von Jahr zu Jahr mit raschern Schritten ihrem gänzlichen Verfalle entgegen. Gräben und Wälle sind von mannshohen Gräsern überwuchert, Brücken und Thore in schlechtester Verfassung, das Gemäuer häufig eingesunken. Zwar sieht man allenthalben auf den Wällen Kanonen aufgepflanzt. Doch sind die aus rohem Holze roh zusammengefügten Lafetten von Disteln und Gestripp so umwuchert und durchwachsen, daß ich nicht dafür stehen will, ob nicht hie und da auf den Röhren selbst Moos liegt, und aus den Zündlöchern und Mündungen Löwenzahn hervorsprießt. Ein gleiches Bild der Verwahrlosung bietet der Anblick der an den öden Thoren und an einzelnen Punkten aufgestellten Wachtposten, die mehr da zu sein scheinen, um sich die Langeweile mit Fliegenfangen zu vertreiben, als um die Festungswerke, um die sich ohnehin Niemand kümmert, zu bewachen. Meist junge, braune Bursche, bartlos oder mit dünnen Schnurrbärten, tragen sie rothe Fes auf dem Kopfe, von denen eine dunkelblaue, mittelst einer kleinen Messingplatte in der Mitte des Deckels befestigte Quaste herabhängt. Der Hals ist entweder nackt oder

von einer groben Cravate nachlässig umfaßt. Eine blaue Tuchjacke ohne Schöße, mit rothen Aufschlägen und Kragen, eine weißleinene Hose und plumpe Schuhe bilden die gesammte Uniform. An schwarzem Riemzeug trägt der Soldat eine Patrontasche und ein kurzes Seitengewehr, im Arm eine Muskete. Diese Adjustirung mag allerdings sehr einfach und zweckmäßig sein, vielleicht sogar in gutem Zustande hübsch. Der fingerdicke Schmutz jedoch, in den der türkische Soldat vom Hals bis zu den zerrissenen Schuhen an den unsaubern nackten Füßen im wahrsten Sinne des Wortes wie eingetaucht aussieht, macht ihn zu einer halb Ekel halb Mitleid erregenden Erscheinung, welchen Eindruck die faule gedankenlose Haltung, der blöde Ausdruck der Mienen, der Rost und Schmutz an den Waffen, das Herumlagern im Koth und Staub, der elende Zustand der Wachstuben nicht zu beseitigen geeignet sind. Von den grünen Zelten, die sich einst schreckenverbreitend bis in die Ebenen vor Wien ausbreiteten, ist nur hie und da eins in den Gräben aufgeschlagen zu schauen, und ein dürres abgelebtes Roß weidet davor die fetten Gräser ab.

Der innere Raum der Festung enthält nur sehr wenige Gebäude, die außer dem Wohnhause des Pascha und der Moschee durchgehends militärischer Natur sind. Außer dem Pascha mit seinem Gefolge, dann der Besatzung, wohnt auch weiter Niemand in der Festung. Wie Alles, so tragen auch alle diese Gebäude, die Moschee und eine neue Caserne ausgenommen, die Merkmale der Versunkenheit an sich. Gras und Unkraut bedeckt alle Plätze.

Als ich das Innere der Festung betrat, schien es, als wäre Alles darin wie ausgestorben. Tiefe Stille herrschte rings umher, keine lebendige Seele war zu sehen. Ich ging auf das Haus zu, welches mir Moseh als den Palast des Pascha bezeichnete, ein großes, theils aus Stein, theils aus Holz aufgeführtes Gebäude, doch allenthalben, selbst bis auf das Dach, schadhaft und baufällig. Auch hier war keine Spur eines lebenden Wesens zu entdecken. Da ich jedoch voraussetzte, daß der Palast eines Pascha denn doch nicht von allen lebenden Wesen so ganz entblößt sein könne, so beschloß ich, mich auf's Suchen zu verlegen. Den Treppen gegenüber, die hier an der Außenseite

des Hauses angebracht sind, stand eine Thüre offen. Ich trat ein. Ein lebendes Wesen war entdeckt. In der Gestalt eines bis über die Ohren eingehüllten und vermummten Menschen lag es in einem Winkel des aller Einrichtung ermangelnden Raumes zusammengekauert. Doch es schlief. Da ich nicht wissen konnte, wer das schlafende Wesen sei, und ob es nicht vielleicht der Thürhüter oder irgend ein anderer Träger eines wichtigen Postens sei, der es mir sehr übel nehmen würde, wenn ich ihn weckte, verließ ich die Stube, und setzte meine Nachforschung in mehreren anderen Räumen erfolglos fort. Schon fing ich wirklich an zu glauben, daß mich Moseh, statt in den Palast des Pascha, in ein ödes, verfallenes Sultanschloß geführt habe, und daß die schlafende Menschengestalt die einzige sei, die darin zu finden, und die etwa, als vor fünfhundert Jahren der Sultan hier ausquartierte, schlafend zurückgeblieben und seit der Zeit noch nicht erwacht war, als ein eigenthümliches Geklapper an meine Ohren klang und mich dazu bestimmte, eine kleine schmutzige Thür zu öffnen. Der Raum, in den ich trat, war eine kleine finstere Kammer, auf deren

Boden etwas Stroh und einige grobe Kotzen herumlagen. Zwei auf dem Boden kauernde Gestalten waren damit beschäftigt, Würfel zu spielen.

„Was willst Du?" fragte eine derselben, eine lange, hagere Figur von braunem arabischen Aussehn.

„Ist der Pascha zu Hause?"

„Er ist zu Hause."

„Wie kann ich zu ihm kommen?"

„Da mußt Du Achmed Effendi fragen."

„Und wo ist Achmed Effendi?"

„Wart', ich will Dir ihn suchen helfen."

Der lange Araber sprang auf, schlüpfte in seine Pantoffeln und schritt in den Gang hinaus voran. Ein kleiner, in einen schwarzen Schnurenrock gekleideter Mann mit einem Fehs auf dem Kopfe, von gebückter Haltung, doch klugem, viel Verstand und praktischen Sinn verrathendem Aussehn kam eben auf die Treppen zu.

„Das ist Achmed Effendi!" rief der Araber, und eilte wieder zu seinen Würfeln zurück.

Achmed Effendi grüßte zuvorkommend und sprach mich mit den Worten: „Womit kann ich Ihnen dienstbar sein?" an, um mir anzudeuten,

daß er der deutschen Sprache mächtig sei. „Ich glaube, daß Seine Excellenz zu sprechen ist," fuhr er fort, nachdem ich mich und meinen Stand genannt. „Ich werde Sie sogleich bei ihm melden. Folgen Sie mir nur in's obere Stockwerk."

Im obern Stockwerk angelangt, hieß mich Achmed Effendi eine Zeitlang verziehn, indem er den Pascha meinetwegen sprechen wollte. Der Raum, in welchem ich zurückgeblieben, war der eines großen, dunklen Vorhauses, aus dem eine Menge Thüren und Thürchen in verschiedene Gemächer und Kammern führten. Der Mangel aller und jeder Geräthschaft gab dem ohnehin dunklen Raume ein noch düstereres, öderes Ansehn. Meine Anwesenheit zog allmählig verschiedene befehste und beturbante Gestalten, zum Theil in halb europäischer, zum Theil in türkischer Tracht herbei, die sich entweder alsogleich auf den Boden niederließen, die Tespis zwischen die Finger nahmen und mich stumm und lautlos betrachteten, oder in gleicher Absicht in einiger Entfernung stehn blieben, und, forschende Blicke nach mir richtend, unter einander flüsterten. Weniger neugierig war ein ziemlich schmutziger kleiner Mensch mit einem übermäßig großen Kopfe, der

in einem kleinen, von Rauch geschwärzten Raume mit unterschlagenen Beinen hoch oben auf einer Art von Schrank saß, und aus einer bis auf den Boden herabreichenden Pfeife schmauchte. Von Zeit zu Zeit rührte er mit einem Löffel in einem am Feuer stehenden Gefäße, und warf den Andern bedeutsame und verheißende Blicke zu. Es war dies der Kaffeekoch, allem Anscheine nach damit beschäftigt, seinen zum Vorschein gekommenen Freunden, einigen Bestandtheilen der Dienerschaft des Pascha, einen außerordentlichen Zubuß von dem köstlichen Lieblingsgetränke zukommen zu lassen. Schon war der dampfende Mokkaabsud fertig, schon langte der Koch mit pfiffigem Lächeln die kleinen Schalen herbei, um sie zu füllen, schon schlich sich der Eine und der Andere an die rußige Küche heran, um das Dargebotene in Empfang zu nehmen, als Achmed Effendi zurückkam und durch seine Erscheinung den improvisirten Kaffeeschmaus in Frage stellte. Er brauchte nur irgend einen Befehl zu geben, und die ganze schöne Hoffnung war hin. Wie angewurzelt blieben die auf dem Fleck Ueberraschten stehen, aufrecht, in gehorsamer, erwartender Haltung. Achmed Effendi

aber ahnte nichts von der Kaffeeverschwörung und bat mich, einzutreten. Er selbst legte vor dem Empfangszimmer des Pascha die Schuhe ab und trat in Strümpfen ein. Wenn ich von einem Empfangszimmer rede, so muß man an diesen Ausdruck nicht den Maßstab europäischer Eleganz legen. Das Empfangszimmer des Pascha war eben nur ein großer, lichter, doch niedriger Saal mit getäfelten Holzwänden, an denen ringsherum weiche, mit einem großblumigen Stoffe überzogene Mindeluks angebracht waren. Auch fanden sich zwei Sopha's vor und ein Fauteuil, sämmtlich von etwas veralteter Form, in welchem letztern Faßli Pascha, ein Mann in den Vierzigen, von edlen Gesichtszügen und vornehmer Haltung, aus einer Nargile rauchend, saß. Sein Aeußeres zeigte von Sorgfalt und mußte sogar elegant genannt werden. Der Bart war kurz geschnitten, der Fehs groß und von gefälliger Form. Unter dem karmoisinrothen, mit weißem Pelzwerk verbrämten Kaftan war der feinste europäische Anzug von modernstem Schnitte und der geschmackvollsten Wahl zu bemerken. Einige Schritte vor ihm, fast mitten im Saal, stand die Nargile auf dem

Boden, ein gläsernes Gefäß mit Wasser, etwa wie die Gläser unserer Wasserstoffzündmaschinen geformt. Darüber glomm in einer eigens dazu geformten Lüle der feinste Tabak, dessen Rauch durchs Wasser geleitet, mittelst eines etwa fünfzehn Schuh langen elastischen Rohres, das, schlangenförmig gewunden und mit verschiedenfarbigen Quasten geziert am Boden liegt, eingezogen wird.

Achmed Effendi wies mir einen Platz rechts auf dem Sopha an, und nahm den seinen auf dem Mindeluk links neben dem Pascha. Da Letzterer nicht Deutsch, ich aber nicht Türkisch verstand, so übernahm Achmed Effendi das Geschäft des Dragomans.

„Seine Excellenz wünscht zu wissen, woher Sie kommen."

Ich nannte Oesterreich.

„Dann frägt Se. Excellenz, aus welcher Gegend Oesterreichs Sie stammen, was für ein Landsmann, ob Sie vielleicht ein Ungar seien?"

Ich nannte meine Heimath.

„Sie sind also kein Ungar? Sie haben den ungarischen Krieg nicht mitgemacht?"

Ich verneinte diese Fragen, um im Vorhinein der Meinung zu begegnen, als sei ich gekommen, um auf irgend eine Weise Rath oder That des Repräsentanten der Pforte in Anspruch zu nehmen, und wiederholte, was ich Achmed Effendi bereits gesagt, daß ich bloß zu meinem Vergnügen reise, und um sonst nichts, als um die Erlaubniß bitte, das Militärspital u. dgl. besichtigen zu dürfen, da mir in der That Manches auf österreichischer Seite als ein Muster von zweckmäßiger Anordnung gerühmt worden war.

Achmed Effendi trug mein Anliegen dem Pascha vor. Der Pascha gab kopfschüttelnd das Zeichen seiner Einwilligung, und ließ mir sagen, daß es ihn freue, wenn man in Oesterreich eine gute Meinung von irgend einer türkischen Institution habe, und daß es mir als Hetjim Bascha ohne Weiteres frei stehe, mich bis auf's Kleinste zu unterrichten, so wie er mir auch Dank wissen werde, wenn ich ihn wissen lassen wollte, wie ich Alles gefunden. Hierauf sprach er länger und scheinbar eifrig mit Achmed Effendi.

„Se. Excellenz befiehlt mir,“ nahm darauf dieser das Wort, „Ihnen zu sagen, daß er meine,

man habe in Europa überhaupt keine richtige Ansicht über die Institutionen in der Türkei. Man wirft uns allgemein den Stillstand und die Scheu vor Reformen vor. Es ist wahr, daß wir in Vergleich zu andern Völkern weit zurückgeblieben sind. Es ist aber auch wahr, daß wir das einsehn, und daß wir alle unsere Kräfte aufbieten, um das Versäumte nachzuholen. Andere Länder, die Einrichtungen anderer Staaten können uns aber nicht als Muster dienen, und man darf unsere Leistungen nicht nach denen anderer Völker messen. Unsere Stellung ist eine ungleich andere, ungleich schwierigere. Anderswo verlangen die Völker nach zeitgemäßen Reformen, und haben gegen den Widerstand der Regierungen anzustreben. Bei uns will die Regierung Reformen, und hat mit dem Widerstande des Volkes zu kämpfen. Anderswo macht das Volk Revolution, bei uns wäre es nöthig, daß die Regierung Revolution machte. Anderswo ist der Starrsinn der Herrscher der Feind des Fortschrittes und der Neuerungen, bei uns ist es der Aberglaube, und wenn Sie wollen, der ganze Glaube des Volkes. Bei uns ist die Politik von der Religion nicht geschieden.

Unsere Religion war von jeher unsere Politik und ist es noch. Unsere Gesetze, unsere Staatsverwaltung sind uns in unserer Religion vorgezeichnet, und das Volk hält an der Religion fest. So lange es nicht dahin gekommen sein wird, daß unser Volk, ja unsere Intelligenz, Staat und Religion als getrennte Dinge zu betrachten im Stande sein wird, so lange fehlt uns zu ernsten Reformen der Boden."

Ich erlaubte mir hierauf die Bemerkung, daß dies in Hinblick auf die Lage der Dinge in Europa zu lange dauern dürfte. Während der Islam das Volk gegen die Reformen stimme, sei es das Eigene des Christenthums, daß es seine Bekenner nicht nur für den Fortschritt empfänglich mache, sondern, weil es selbst noch einer höhern Entfaltung fähig ist, den Drang nach Fortentwicklung, Fortbildung, das Verlangen nach dem Fortschritte mit sich bringe. Dieser Drang sei aber ein so wesentliches Element des Christenthums, bemerkte ich weiter, daß die Christen in der Türkei von ihm eben so wenig frei sein dürften, als die anderer Staaten, und es nach den zahlreichen Erfahrungen früherer und jüngster Zeiten auch wirklich

nicht sind. Die freiern Institutionen der benachbarten Christen, namentlich der Stammgenossen in Serbien und Oesterreich, könnten ihnen nicht unbekannt bleiben, und würden unfehlbar die Sehnsucht nach Gleichem wecken.

„Allerdings eine schwere Collision für uns," fiel mir der Effendi in die Rede. „Wir wissen es ganz wohl, was wir thun müßten, um gegen die Raja gerecht zu sein. Doch stehen die Wünsche der Raja denen des türkischen Volkes so schnurstracks entgegen, daß an eine Vereinigung gar nicht zu denken ist. Der Türke erträgt es mit Gleichmuth, wenn sich ein Theil der Raja durch Empörung und Kampf selbst befreit. Er sieht darin eine Fügung des Schicksals. Er würde es aber nie dulden, daß seine Regierung die Raja befreie und ihm gleichstelle. Der Regierung bleibt auf diese Weise nichts Anderes übrig, als sich entweder auf die Raja oder auf das Volk, aus dem sie selbst hervorgegangen, zu stützen. Unsere Geschichte aber läßt uns in der Wahl eben so wenig einen Augenblick zweifeln, als unsere Natur. Die Raja wird uns nie eine verläßliche Stütze sein. Wir wissen das denn wir kennen ihre Sympathien.

Es bleibt uns also nichts, als nach besten Kräften und nach bester Möglichkeit die Reformen vorzubereiten, und sie allmälig und so unmerklich einzuführen, daß unser Volk nicht gegen sie aufgereizt wird. Vielleicht erlaubt die Zukunft ein rascheres Handeln, wenn erst unser Volk den Werth der Reformen einsehen gelernt haben wird."

Diesen nicht unintereſſanten, und durch die Umstände, unter welchen sie geschahen, doppelt intereſſanten staatskünstlerischen Verhandlungen machte der Tschibuk — der Gesellschafter, der es bei keinem Besuche unterlassen darf, sich einzufinden — ein Ende.

Fünf Diener in blauen, auf der Brust beschnürten Röcken traten ein, mir ihn zu bringen. Einer von ihnen reichte mir den Tschibuk in die Hand, der zweite legte eine blecherne Aschentasse auf die Erde und schob sie unter die Lüle, der dritte that die Kohle auf den Tabak, und die übrigen blieben tannengerade für den Fall an der Thüre stehn, daß sonst etwas nöthig werden sollte. Jeder Einzelne kreuzte die Hände über die Brust, ehe er den ihm zukommenden Part der Pfeifen-

präsentation ausführte, und entfernte sich mit derselben Höflichkeitsbezeugung nach vollzogenem Geschäfte. Bei der Thüre stellten sich dann die fünf in eine Reihe, verneigten sich abermals und entfernten sich, indem sie auf ganz militärische Weise Rechtsum machten. Dem Tschibuk folgte, von anderen fünf Dienern kredenzt, der schwarze Kaffee auf dem Fuße. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, zu versichern, daß die Manieren, mit welchen die türkischen Diener sowol, als die serbischen, ihre Geschäfte vollführen, wie sie Befehle empfangen, anbieten, abnehmen u. s. w. eine Anmuth zeigen, die mit dem oft häßlichen und ungeschlachten Aeußern dieser Leute in vollstem Widerspruche steht. Es liegt so viel Pünklichkeit, so viel Rücksicht, Zartheit, ja oft Schönheit in ihren Bewegungen, zu der unsere europäische Sitte in die Schule gehen könnte. Wenn Eines diesen Manieren Eintrag thut, so ist es die völlig unpassende und unschöne europäisirte Tracht, die den Türken wahrhaft entstellt. Für die malerische Bewegung ist das malerische Gewand geschaffen. Eins ohne das Andere ist Carricatur.

„Seine Excellenz läßt Sie nun fragen, was es in Europa Neues gibt,“ waren die sonderbaren Worte, mit denen Achmed Effendi das Gespräch wieder aufnahm.

Wollte ich nicht glauben, daß Se. Excellenz Belgrad als außerhalb Europa gelegen betrachte, und daß dieser Welttheil für ihn dasselbe sei, was Amerika, Australien oder die Sandwichs-Inseln, so mußte ich annehmen, daß es orientalische Sprachweise sei, die nicht mohamedanische Welt, und zwar insbesondere den modernen Westen, Europa zu nennen. Welchen Zweck aber diese entweder seltsame oder sich auf einen hohen Standpunkt stellende Frage haben sollte, wollte mir nicht sogleich klar werden. Sollte Se. Excellenz die Ereignisse der Zeit, die Ereignisse des Tages nicht kennen? Es war bei dem wichtigen Posten, den er einnahm, nicht vorauszusetzen. In ununterbrochener Verbindung mit den Consuln der größten europäischen Mächte, konnte ihm weniger unbekannt bleiben, als unser Einem. Wollte Se. Excellenz erfahren, welche Ansicht ich von den Dingen hatte? Ich hielt diese für zu wenig ein-

greifend in die Weiterverwicklung der europäischen Entwicklung, als daß ich es für geziemend hätte halten können, Se. Excellenz mit Darlegung meiner politischen Weltanschauung zu behelligen. Ich entschuldigte mich daher damit, daß ich bereits wochenlang auf Reisen sei, und deshalb mit Neuigkeiten von Wichtigkeit nicht dienen könne. Daß im einigen Deutschland sehr viel Entzweiung herrschte, glaubte ich Sr. Excellenz nicht als „Neuestes" auftischen zu dürfen, da ich voraussetzte, daß es ihm als eine „alte Geschichte" längst bekannt sein mußte. Um jeder weitern Frage, die mich in noch größere Verlegenheit hätte bringen können, auszuweichen, eilte ich über einige mißlungene Wendungen zu den vielbelobten türkischen Anstalten zurück.

Der Pascha gab dem Effendi ein Zeichen, und dieser forderte mich auf, ihm zu folgen, damit ich dieselben alsogleich in Augenschein nehmen könne.

Wie er mich empfangen, so entließ mich der Pascha, sitzend und rauchend. Eine Neigung des Hauptes sollte mir seine Zugethanheit bezeugen. Ich aber trat an der Hand eines Türken, dem

mich Achmed Effendi, versteht sich bloß figürlich, dringend an's Herz gelegt hatte — ich glaube, es war ein Derwisch — meine Inspektionswanderung durch die Festung an.

---

9. Serbisches Gasten und serbische Frauen.

Eine Wanderung durch Lazarethe pflegt in der Regel nicht als ein zur Erweckung des Appetites geeigneter Spaziergang vor Tische angesehen zu werden, am wenigsten durch türkische, die, nebenbei gesagt, und wenigstens hier, durchaus nicht jenes Lob verdienen, mit dem mir deren Besichtigung empfohlen worden. Ich will daher meine Leser, da ich nicht wissen kann, ob nicht vielleicht Einer von ihnen gleich mir einem Ručak entgegensieht, mit keiner Schilderung meines Hospitalganges behelligen, ja ich will ihnen nicht einmal von dem sprechen, was der interessanteste Stoff zu einer Vortischrede genannt werden muß, ich meine die Küche; will nichts von den drei braunen Nisam's erzählen, die in einer

raucherfüllten Kammer, um einen dampfenden Kessel sitzend, damit beschäftigt sind, Reisbrei in Krautblätter zu wickeln, und zwischen zwei Händen, die seit Jahren an der Wasserscheu zu leiden scheinen, zu tannenzapfenartigen Klößen zu kneten. Ich begebe mich vielmehr schnurstracks nach dem Hause des Gospodin Z . . ., wo mir Gelegenheit geboten werden soll, die umfassendsten Studien über die Speisekunst eines Volkes anzustellen, das es nie geduldet hat, in diesem Falle zu den letzten zu gehören. —

Das Haus des Gospodin Z . . . liegt einige Straßen weit von der Zdania in einem ziemlich entlegenen Gäßchen. Von den neugebauten Häusern schon nach Außen ganz verschieden, ist es eins derjenigen, welches in seiner Bauart und Anordnung noch ganz den ursprünglichen eigenthümlichen Charakter der serbischen Wohnhäuser an sich trägt.

Da selbst die reichsten und vornehmsten Serben — und zu diesen zählte Gospodin Z . . . — noch nicht so weit in der Cultur vorgeschritten sind, daß sie einen in Pelz gehüllten Müßiggänger vor dem Hause stehen haben, dessen Le-

bensaufgabe einzig und allein in der am gehörigen Orte angebrachten Ausübung zweier Extreme besteht, der devotesten Höflichkeit nämlich und des unbegränztesten Gegentheils derselben, so fand ich mich bemüssigt, eigenhändig die Eröffnung des großen, schweren, knarrenden Thores in Angriff zu nehmen, und gelangte nach Ueberwindung einiger in Form von allerhand Ackergeräthen herumliegenden Hindernisse glücklich in einen mit verschiedenen Karren, Balken, Fässern, Tonnen u. dgl. erfüllten weitläufigen Raum, den ich alsbald als den Hofraum erkannte. Der Eingang in's Wohnhaus selbst war verschlossen und ringsumher keine Menschenseele zu erschauen. Dafür aber umschlich jener liebliche Duft meine Geruchsorgane, über den allein schon mancher hungernde Musensohn nach der Versicherung glaubwürdiger Autoren in Entzücken gerathen sein soll, der Duft der Küche nämlich, dem ich in der gegründeten Voraussetzung, daß die Liebe der Gänse zum Menschengeschlechte noch nicht so weit gediehen sei, daß sie sich selbst in die Bratpfanne legen und sich in dieser so lange umwenden, bis sie gar sind, somit in der un-

trüglichen Hoffnung auf menschliche Wesen sto-
ßen zu müssen, die den Gänsen diesen Liebes-
dienst erweisen, auch alsogleich folgte.

Welch ein Bild regen Treibens, welche Ge-
schäftigkeit, welch' emsiges Walten entfaltete sich
vor meinem Auge! Welch ein Brodeln, Flackern,
Knistern, Sieden, Wallen, Schmoren und Rö-
sten auf diesem Herd! Welch ein Drängen in die-
ser Küche! Tausend Hände — man wird es
mir vergeben, wenn mich die Erinnerung an alle
diese Vorkehrungen, die durchaus kein norddeut-
sches Butterbemmenmahl erwarten ließen, zu ho-
merischer Darstellungsweise fortreißt — also
tausend Hände waren beschäftigt, die Hekatomben
von Hühnern, die Herden von Lämmern, die
Dekaden von Stieren zu rupfen, zu enthäuten,
um den Bratspieß zu wenden und einzumachen.
Die Ernten ganzer Krautgärten sanken unter den
theilenden Messern der Mägde in die dampfen-
den Kessel, die Fische eines Sees schwammen in
den wogenden Saucen. Eine heilige Scheu er-
griff mich bei dem Anblicke dieses zauberhaften
Waltens, ein erhebendes Gefühl durchquoll meine

Adern, und ich brach unwillkürlich in die Worte aus:

„Gesegnet sei das Haus,
Wo dies ist kleine Gabe!“

Der Ausruf meines Staunens ging nicht ungehört vorüber. Eine vollwichtige weibliche Gestalt, sowol durch ihren fast riesigen Bau, als durch ihre möglichst einfache Tracht an die goldene Zeit des Urmenschenthums mahnend, trat aus der Küche hervor und fragte mich, ob ich vielleicht der erwartete Gast sei. Auf meine Bejahung sah sie mich zwar einen Augenblick zweifelnd an, da es ihr wahrscheinlich nicht einleuchten konnte, daß so große Vorbereitungen einem so dünnen Menschen gelten können, beschied jedoch alsogleich eine ihrer Untergebenen, mich in den Garten zu führen, wo die Gospoda (die Herren, Herrschaften) versammelt seien und mich erwarteten. Die Küchenuntergebene that wie ihr geheißen, und nach wenig Secunden sah ich mich aus der praktisch düftevollen Atmosphäre der Küche des Gospodin Z . . . in die poetisch düftevollen seines Gartens versetzt. —

Die serbischen Gärten sind in der Regel geordneter und gepflegter, als die türkischen. Wie in Allem, strebt man auch in den Beeten und Laubgängen dem europäischen Geschmacke nach, ohne jedoch dabei das altherkömmliche Eigenthümliche ganz fallen zu lassen. Smilje i bosilje — Immortellen und Basilicum — dürfen in keinem Garten eines echten Serben fehlen. Diese beiden Blumen sind ihm das, was Veilchen und Vergißmeinnicht dem Deutschen, das Alpha und das Omega seiner Blumenpoesie. Smilje und Bosilje sind in alle Liebeslieder, in alle Hochzeitslieder, sind in Wiegenreime und Todtengesänge geflochten; Smilje und Bosilje fehlen nicht, wenn ein junger Serbe einer jungen Serbin eine Schönheit sagen will; Smilje und Bosilje fehlen weder bei der Tafel, noch beim Spiele.

„Standen goldne Becher auf der Tafel,
Schön geziert mit Smilje und Bosilje.“

„Ging ein Knabe, ging zu Liebchens Hause,
Trug am Gürtel Smilje und Bosilje.“

„Ging ein Mädchen Morgens in den Garten,
Pflückt' zum Kranze Smilje und Bosilje." —
u. s. w.

Diese letzten, einem serbischen Liebesliede entlehnten Zeilen, schwebten mir bei meinem Eintritte in den Garten nicht nur vor der Erinnerung, sondern auch in der Gestalt eines jungen allerliebsten Wesens, das eben Blumen pflückte, in leibhafter Verwirklichung vor den Augen, und ich kann eigentlich nicht gut dafür stehen, ob mir nicht in Wirklichkeit eher die Fortsetzung dieses Liedes:

„Selbst so schön wie Smilje und Bosilje"

einfiel, als dessen Anfang. So viel wenigstens ist gewiß, und wurde mir auch augenblicklich klar, daß das junge rehschlanke Mädchen mit dem kleinen rothen Fehs in den kohlschwarzen Haaren schneller hinter einem dichten Fliederbusche verschwand, als ich mir bewußt war, es zu wünschen.

Da es aber nach Allem, was ich über Schicklichkeit je erfahren, nicht gut anging, daß ich die „schnellgefundne Schnellverlorne" in den Schat-

tengängen von Flieder und Jasmin aufsuchte, lenkte ich meine Schritte derjenigen Gegend des Gartens zu, aus welcher mir ein lebhaftes Untereinandersprechen mehrerer Stimmen, von Augenblick zu Augenblick durch ein cordiales Gelächter unterbrochen, entgegenscholl. Der Erfolg lehrte mich, daß ich mich in der Wahl meines Wegweisers nicht getäuscht hatte. In dem nächsten Augenblicke schon stand ich unter einer dichtschattigen Laube dem Gospodin Z . . . und einer kleinen Gesellschaft von serbischen Herren gegenüber, die nicht geneigt zu sein schienen, sich dem Ernst des Daseins allzusehr in die Arme zu werfen.

Gospodin Z . . ., ein alter Serbe von echtestem Schlage, groß, breitschultrig, stark, wohlbeleibt, mit rothem Angesicht und grauem, fast weißem Schnurrbart, anerkannte augenblicklich die Identität meiner Person mit der Desjenigen, von dem ihm Knićanin gesprochen, ohne daß er die eine oder den andere jemals gesehn, und hieß mich durch einen Händedruck willkommen, der keinen der vielen Kuno's des Herrn Spieß Schande gemacht, dessen sich serbischerseits selbst Marko

Kraljewić Ursache gehabt hätte zu rühmen, und der, wenn er nur noch mit einem Haarbreit Herzlichkeit mehr ausgeübt worden wäre, die Leser um das seltene Vergnügen gebracht hätte, diese Wanderungen niedergeschrieben zu sehen.

„Dobro došli!“ (willkommen!) rief er aus, indem er mir treuherzig auflachend ein Gläschen Rakia darreichte, und mich neben sich Platz zu nehmen nöthigte. „Das ist schön von Dir, daß Du meine Einladung angenommen. Hab mir's gedacht, als ich hörte, daß Du ein „Tschek“ seiest, Du würdest es nicht so genau nehmen. Wir Serben halten's nun einmal so; wir laden ein, wer uns gefällt, sei er ein Fürst oder ein Pop, und wenn wir ihn auch Zeitlebens nicht gesehen, und nicht einmal wissen, wie er heißt. Sieh, auch Deinen Namen weiß ich nicht, und Du bist mir doch ein lieber Gast.“

Ich wollte meinen Namen nennen.

„Nemoj! nemoj! nije treba!“ (Nicht doch! nicht doch! es ist nicht nöthig!) unterbrach mich Gospodin Z... „Ich habe nicht Deinen Namen, noch weniger Dich wegen Deines Namens, sondern Dich allein eingeladen. Und nun — greif

zu! leere das Gläschen Rakia! Wir Serben halten's nun einmal so! Das räumt auf im Magen, und wer an einem serbischen Tische essen will, der muß ein aufgeräumtes Herz und einen aufgeräumten Magen mitbringen!"

Ich nahm das Gläschen und leerte es „na zdravlje!" das ist auf's Wohl des Gebers. In meiner Unerfahrenheit ahnte ich nicht, was ich mit diesem unschuldigen kleinen Wörtchen heraufbeschworen. Bald jedoch sollte es mir klar werden, welche riesige Wirkungen eine so geringfügige Ursache nach sich zu ziehen im Stande sei.

Der Höflichkeit Höflichkeit entgegensetzen, ist ein heiliges Gesetz, von dem sich kein Serbe nachsagen lassen wird, daß er es im Angesichte eines Weinglases oder eines Rakiafläschchens verletzt habe. Gospodin Z... jedoch schien einer von Jenen zu sein, die am allerwenigsten geneigt sind, sich einen solchen Vorwurf zuzuziehn, und erwiederte seiner Seits meinen Zutrunk augenblicklich dadurch, daß er ein, zu seinem eigenen Leibesumfange in billigem Verhältnisse stehendes Glas des gleichen Trankes auf einen Zug leerte. Der Zutrunk galt natürlich dem „zdravlje našoga

poštenoga gosta“ (dem Wohle unseres ehrenwerthen Gastes).

Diese mir erwiesene Artigkeit konnten die anwesenden Herren natürlich nicht ohne Nachahmung lassen, wenn sie nicht als Ketzer gegen die gute alte serbische Sitte angesehen werden wollten.

Den Anschein des Ketzerthums fern zu halten, hielt ein zum Besuche anwesender Pope, ein langer, schmaler Mann von sehr spärlichem Bartwuchse und außerordentlicher Insichgekehrtheit im Namen der Nation für seine unabweisliche Pflicht. Er erhob sich daher der Erste, füllte das vor ihm stehende Glas, ich weiß nicht zum wievieltenmale mit dem historischen Getränke, von dem die Sage erzählt, daß es Held Marko aus Becken zu sieben Okka Inhalt getrunken habe, nahm eine sehr fromme Stellung an, lüftete das kleine sammtne Popenkäppchen und begann in feierlichem Tone: „Ehrenwerther Hausherr! . .“

„Ei was! Du wirst doch jetzt keine Tischreden halten, Bruder Pope!“ unterbrach ihn Gospodin Z... mit einem homerischen Gelächter. „Laß das bis nach dem Rućak, sonst machst Du

unsern Gast meinen, daß wir ihn zu einem Mittagsmahl aus Rakia geladen haben!"

„Ehrenwerther Hausherr! . ." nahm der Pope, ohne sich in seiner würdigen Haltung durch eine dergleichen unwürdige Unterbrechung beirren zu lassen, wieder das Wort.

Gospodin Z... schlug wieder ein schallendes Gelächter auf. „Mißbrauche nicht meinen Namen bei einem Glase Rakia, steht in der heiligen Schrift geschrieben; und die solltest Du besser kennen, Bruder Pope, als ich!"

„Ehrenwerther Hausherr! . ." versuchte der geduldige Pope noch einmal das Wort zu bekommen, und mit so sehr gesteigertem Ernst, daß das Beispiel des Gospodin Z... alle Anwesenden zu einem Lachchor fortriß, durch welchen mit seiner Gesundheitsrede durchzudringen dem armen Popen durchaus nicht möglich war. Mit gekränkter Miene wandte er sich daher gegen mich, der ich der Einzige bei dem obwaltenden Umstande, daß ich der „Zugetrunkene" sein sollte, mich des Lachens enthalten mußte, flüsterte leise: „na zdravlje", und nahm sich mit einem tiefen Seufzer die Kränkung so wie auch das Glas Rakia zu Gemüthe.

Dem Beispiele des Popen folgte alsogleich ein kleiner dicker Herr in blauer Uniform, dessen Angesicht in übervoller Röthe ganz unzweideutig von einer langen Reihe meisterhaft überstandener Becherschlachten Zeugniß gab, und den man Gospodin Kapetan nannte. Ein dritter und vierter Herr durften sich als Regierungsbeamte, wenn auch der Civilverwaltung angehörend, weder von dem Repräsentanten des Klerus, noch von dem der Armee beschämen lassen, und thaten, was in ihren Kräften stand.

Die Gesundheit Jemandes ausbringen heißt ihn ehren; aber deshalb die Gesundheiten der Anderen vernachlässigen, wäre eine Barbarei, deren sich kein rakiafreundlicher Serbe je schuldig machen wird. Es war also nichts, als natürliche Weiterentwicklung des einmal gegebenen Trinkanlasses, wenn nun die ehrenwerthen Herren sofort begannen, sich unter einander zu-, oder wenn man will auch anzutrinken.

Es würde jedoch schwer fallen, voraus zu bestimmen, wie weit oder wie tief die fröhliche Gesellschaft, die natürlich blos um dem frommen Gebrauche der Väter zu genügen trank, in der treuen und

eifrigen Uebung der ehrwürdigen Herkömmlichkeit gegangen wäre, wenn nicht das Erscheinen der Hausfrau den Eifer für einen Augenblick unterbrochen hätte, wiewohl nur, um ihn alsbald auf ein anderes Gebiet zu verpflanzen.

„Jzvolte Gospodo!“ (Beliebt, Ihr Herren!) sprach die Hausfrau, eine jener Gestalten, denen die Jahre weder die Anmuth der Haltung noch der Formen benehmen, „der Tisch ist bereit!“

„So brechen wir unsere Zelte hier ab, um sie anderswo wieder aufzuschlagen!“ rief Gospodin Z..., indem er sich erhob und dadurch das Beispiel zum allgemeinen Aufbruche gab. „Kommt, Ihr Herren, wir wollen sehen, wie unsere Majka (Mutter) unsern Gast aus dem Tschekenlande zu ehren verstanden!“

Die Herren standen auf, und so schritten wir durch den Garten dem Wohnhause zu, die Hausfrau versteht sich, der es die Sitte gebot die Gäste in ihrem Hause einzuführen, voran. An der Haupttreppe angelangt, legte die Gospa die Schuhe, die sie bisher angehabt hatte, ab, und nahm dafür andere, die an der untersten Stufe bereit lagen, an.

Diese Sitte des Schuhablegens wird in den vornehmen Häusern der Serben, wo die alte nationale Tracht noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit beibehalten worden, sehr streng geübt. Hausfrau und Hausherr, Söhne und Töchter, Gäste und Diener legen an der untersten Stufe der Haupttreppe die Schuhe ab, deren sie sich auf der Straße, im Hofe, im Felde, im Garten bedienten. Die Treppe hinan gehen sie mit reineren, legen diese oben wieder im Vorhause ab, und betreten mit noch anderen Schuhen die Wohnstube. In vielen Häusern werden sogar auch die Schuhe an der Schwelle des Wohnzimmers abgelegt, und man betritt in bloßen Strümpfen den bunten Teppichboden. In Hinblick auf den oft durch Regengüsse aufgeweichten Zustand des Bodens und auf die Beschaffenheit der Höfe, wie sie bei einem reichen Viehstande kaum anders möglich, ist im Interesse der Reinlichkeit eine solche Sitte vollkommen erklärt.

Die Gospa hatte zum dritten Male die Schuhe gewechselt, und so traten wir denn in die Stube, in welcher, um dem Ausdrucke des Gospodin treu zu bleiben, die Zelte wieder aufgeschlagen

werden sollten. Die Mitte der Stube nahm eine lange, mit Schüsseln, Tellern, Kannen, Flaschen und Gläsern reich besetzte Tafel ein. Obenan prunkte die gelbe, altehrwürdige Rakia in einer riesigen Flasche, die kaum weniger als das berühmte Waschbecken enthalten mochte, dessen sich der vielgenannte Held Marko nach der Versicherung aller Guslaren bediente, wenn er sich mit seinem Leibrosse Scharatz in brüderlicher Gemeinschaftlichkeit am rothen Weine erlabte. In den übrigen Flaschen brannte so schöner rother Wein, als je von irgend einem das begeisterte Heldenlied sang:

„Rothen Wein trinkt Kaiser Constantinus
In der schönen Veste von Carigrad,
Trinket ihn aus hohen goldnen Bechern,
Trinket ihn in seinem Fürstenhofe,
Mit ihm trinken die Apostel Gottes,
Trinkt Sanct Petrus und Apostel Paulus."

Es versteht sich, daß es an silbernen Geräthen nicht fehlte; denn der Serbe liebte es, dem Gaste von sich eine hohe Meinung beizubringen. Wir setzten uns nieder. Obenan der Gospodin, ihm zur Linken die Gospa, ihm zur Rechten meine

gastliche Unbedeutendheit, neben der Gospa der Kapetan, neben mir der Pope. Die administrativen Herren schlossen sich uns an.

Bei dem Einnehmen der Plätze ist der Serbe gewohnt, eine so strenge Etiquette beobachtet zu sehen, daß ein Verstoß gegen dieselbe nicht nur sogleich bemerkt, sondern auch unausbleiblich mehr oder minder streng gerügt würde. Es wird nicht leicht vorkommen, daß ein minderer Gast dem Ehrenplatze des Hausherrn näher zu sitzen käme, als einer, dem man mehr Achtung schuldig zu sein glaubt. Rang, Alter, Stand, ja endlich Beliebtheit und größere oder geringere Wohlhabenheit sind die Eigenschaften, auf die beim Anweisen der Plätze Rücksicht genommen wird.

Meine Leser werden die Befriedigung ihrer Neugierde nach dem, was und wie an der Tafel des Gospodin Z..., welche in der That als ein Muster serbischer Gästebewirthung gelten konnte, gespeist wurde, nicht durch den Schmerz erkaufen wollen, der sich meines Gemüthes bei der Erinnerung an all die Ueberflüsse bemächtigen müßte, die stromweise und gebirghaft in der Zeit von einer Stunde über die lebenbedeutende Bühne des

Tisches schritten, um den sechs Menschen saßen, von denen jeder bemüht war, das uralte Lied, das da beginnt:

„Ich bin mit Wenigem zufrieden"

nicht in Anwendung zu bringen. Sie werden vielmehr gestatten, daß ich mit Uebergang der Speiseabtheilung sogleich zu jenem wichtigern zweiten Theile einer serbischen Tafel übergehe, zu dem sich der erste eigentlich nur wie eine Vorrede zum Hauptwerke verhält, — zu der Trinkabtheilung nämlich, und daß ich dort anknüpfe, wo wir im Garten aufgehört, — bei den vollen Gläsern.

Bei der innigen Freundschaft, welche serbische Tischfreunde für einander empfinden, ist nichts so natürlich, als daß sie von wegen ihrer wechselseitigen Gesundheit aufs Ernstlichste besorgt sind. Damit aber Einer dem Andern beweise, wie sehr ihm das leibliche Wohl seiner draga bratja (theueren Brüder) am Herzen liege, gibt es kein anderes Mittel, als in rührender Selbstaufopferung die eigene Gesundheit auf's Spiel zu setzen und so lange zu trinken, als die Lippen das Wort „na zdravlje" hervorzubringen vermögen, und wenn es sein muß, als es Wein auf Erden gibt.

„Dicht genug kann Reb' an Reb' nicht hangen,
Schnell genug kann keine Kelter pressen,
Tief genug sind nicht die tiefsten Keller,
Nichts, wie serb'sche Freundschaft, leert sie schneller."

Was nun das Schnellleeren anbelangt, so hatte Gospodin Z . . . sich über seine Gäste, einen einzigen ausgenommen, und zu meiner Beschämung sei es gesagt, daß ich dieser einzige war, nicht zu beklagen. Vielmehr hatten die vjerne sluge (treue Diener) vollauf zu thun, um die Vorräthe des Kellers mit einer Schnelligkeit zu Tage zu fördern, die jener Schritt hielt, mit welcher sie die ehrenwerthen Gäste wieder verschwinden machten. Insbesondere that sich der tiefgekränkte Pope durch eine unvergleichliche Kunstfertigkeit im Leeren der Gläser hervor, wobei er jedoch — die Momente, da er Zutrünke ausbrachte, ausgenommen — wie es allen wahrhaften Genies eigen ist, still und in sich gekehrt saß, als könne er nicht zwei zählen.

Hatte ihn Gospodin Z . . . nämlich im Garten und bei der alltäglichen Rakia nicht zu Worte kommen lassen, so ließ er ihn nun um so ungehinderter gewähren, und der Pope entwickelte mit-

unter eine Beredtsamkeit, die, wenn sie ihm auch auf der Kanzel treu blieb, ihn unstreitig zu einem der trefflichsten Seelenhirten stempeln mußte. Ein Zug edler Rache sollte es sein, daß er den ersten Zutrunk dem Hausherrn ausbrachte.

„Auf Dein Wohl, Bruder Hausherr!" hub er an, indem er sich erhob. „Mit Hilfe Gottes und im Namen Gottes haben wir uns heute wieder einmal bei Dir zusammengefunden, um Deinen Ruhm zu mehren und Deinen Wein zu mindern. Möge Dein Haupt dafür von der Ehre des Patriarchen und vom Glanze des Wojwoden umleuchtet sein. Möge Dir der Herr Weizen geben in Fülle und Korn in Ueberfluß, Wein aber noch mehr, und mögst Du Alles mit Deinen Kumen verzehren, hier an Deinem Tische und zum Lobpreis Gottes, und nicht vergessen, Deine Freunde dazu einzuladen! Möge er Dein Haus schmücken, Deine Erde segnen, Deine Heerde vermehren! Mögen Dich Deine Brüder lieben und Freunde aus allen Enden des Landes bei Dir einkehren und Dir mitbringen Liebe, Lob und Leben, und möge jeder Schritt, den Du aus Deinem Hause thust, Dich in dasselbe

zurückführen mit Ehre, Segen und Glück! Wie wir heute mit Dir trinken, so mögen wir es immerdar, so Gott will! Verehrter Bruder! Wohlgefalle Dir unsere Dankbarkeit, — und sende die Mutter Gottes Dir Glück zu jeder Zeit! — Mögest Du immer den Freunden dienen; — doch nie selbst Etwas benöthigen von ihnen! — Möge mit Gutem der Herr Dich betheiligen, — mög' Er Dir beistehen wie auch die Heiligen! — Mög' Er in Hülle und Fülle Dir geben, — daß Du kannst Gäste bewirthen Dein ganzes Leben! — So viel Becher wir an Deinem Tische leeren, — so viel Söhne, Schwiegertöchter und Enkel mögen Dir werden zu Deines Namens Ehren, — auf daß sie Dir — seien zu Schmuck und Zier, — wie am Meere den Wogen — der Regenbogen, — wie des Himmels Ferne — die flimmernden Sterne, — wie die Blüthen dem Baum — im Gartenraum, — wie den Wolken der Blitz, — dem Fuchse der Witz, — dem Felde die Saaten, — dem Helden seine Thaten! — Mögst Du gleichen unsern Vätern — doch besser wie sie bewahrt sein vor Türken und Verräthern! — Und nun zum Schluß — nur noch den Gruß:

— Unzählig wie die Tropfen in diesem Becher — seien, wenn Dir ein Leid wird, Deine Rächer!"

Gospodin Z . . . nahm den Zutrunk an, und erhob sich hierauf mit einem bis an den Rand gefüllten Glase, um mir folgende Standrede zu halten, die zu gleicher Zeit zeigen sollte, welch treffliches Gedächtniß er für Lieder und Sprichwörter habe:

„Verehrter Gast, auf Dein Wohl! Du scheinst ein vielgewanderter und wohl auch ein vielgewandter Mann; Du scheinst jedoch das Sprichwort nie gehört zu haben:

„Bist Du im Reigen,
So mußt Du mit steigen!"

Sonst wüßte ich mir nicht zu erklären, wie Du in der Mitte so verehrter Gäste, wie sie sich heute um meinen Tisch versammelt, sitzen kannst, ohne von dieser herrlichen Gottesgabe mehr zu trinken, als die Sonne, wenn sie in ein Glas schaut, oder ein Mädchen, das verliebt ist. Soll ich glauben, daß Du meinen Wein verschmähst, weil er Dir nicht gut genug, wie das Sprichwort sagt:

„Wen man nicht gerne küßt,
Zu dem sagt man: der Mund mir schmerzhaft ist. —“

Oder entsetzest Du Dich vor meinem verehrten Gaste und Bruder, dem Popen, dem Du nicht nachkommen zu können fürchtest? Fürchte Dich nicht, mein verehrtester Gast! Der Bruder Pope ist nicht so furchtbar, als er scheint!

„Nicht nach der Strecke schätzt man das Roß,
Sondern nach der Schnelle!“

Und trinkt der Bruder Pope auch ein Ausgiebiges, so läßt er sich doch viel Zeit dazu, und er kann nur Dir einige Ehrfurcht einflößen, der Du ein Fremder bist; denn

„Wer noch keine Kirche geseh'n hat,
Der beugt sich auch vor einem Kachelofen!“

Oder thust Du nur Anfangs so verschämt und zurückhaltend, ein heimlicher Held des Bechers — denn

„Wo eine Blüthe ist,
Da ist auch Honig zu vermuthen,“

um uns dann Alle zuzudecken, wie das Lied singt:

„Ritt ein Held durch's Waldgebirge,
Ritt bewaffnet, doch ganz zähmlich,
Hinter ihm zwei andre Reiter.
Spricht der Eine: „Tödten wir ihn!"
Spricht der Andre: „Möcht's nicht wagen!
Scheint zwar zahm, doch viel vermag er,
Und ich wett', er schlägt uns Beide!"

Sei dem, wie ihm wolle, so mußt Du doch bedenken:

„Wer wandern will,
Hat nicht viel Zeit zum Schlafen,"

und:

„Siehe, der Wein quillt!
Quillet und wahnet:
Trinkt mich, o trinket,
Wackere Helden!
Ich werde sein noch,
Wenn Ihr längst nicht seid;
Doch es wird dauern,
Der mich da trinket!"

Darum trinke, mein verehrter Gast! Ehre den Wirth und die Gabe, damit es Dir wohlergehe an allen Tischen und Du lange lebest in Serbien und nicht an Dir wahr werde:

„Wer im Sommer durstet,
Der wird im Winter frieren;“

sondern:

„Wer gut thut, den erwartet Besseres,
Und wer übel thut, den erwartet Schlechteres!“

Ich weiß nicht, ob diese Standrede nicht vermocht hätte mich endlich in den Zauberkreis der verehrten Gesellschaft zu ziehen, wenn nicht die milostiva gospa, offenbar um dieser Möglichkeit vorzubeugen, die „verehrte Gesellschaft“ gebeten hätte es ihr nicht übel zu nehmen, wenn sie den „verehrten Gast“ entführe, um ihn versprochener Maßen in eine der Dschamien (Moscheen) zu geleiten, da die Türken eben ihre Bußübungen abhielten; was denn auch nach manchem Proteste und unter viel Scherz und Lachen, gleichwol aber gegen die Versicherung, daß ich meinem Schicksale denn doch nicht entgehen solle, gestattet wurde.

10. Serbische Frauen. Türkische Weiber. Eine Dschamia. Fränkische Juden.

In derselben Laube, in welcher früher Gospodin Z . . . mit seinen Freunden gesessen und Rakia getrunken, harrte ein schöner Kranz serbischer Frauen bei Kaffee und Scherbet der milostiva gospa. Ich sage ein schöner Kranz, weil man die serbischen Frauen wirklich schön nennen darf. So wild, so urkräftig, und eben deshalb nicht immer ganz manierlich ihre Männer sein mögen, so fein, freundlich, ja so gewählt in ihrem Thun und Lassen sind die Frauen. Sie kennen den Putz und sie lieben ihn, und doch kann man nicht sagen, daß sie sich überladen. Sie huldigen dem Fortschritte der Mode, und werden dabei den nationalen Formen nicht untreu. Man bemerkt Kleider aus den feinsten französischen

Stoffen, aus den schwersten Atlassen, und darüber ein serbisches, pelzverbrämtes Leibchen aus Seidenstoff oder Tuch. Ein kleiner, flacher, eben nur für Frauen passender Fehs wird ein wenig nach der Seite gerichtet auf dem Kopfe getragen, und das kohlschwarze Haar in langen breiten Zöpfen um denselben gewunden. Die blauseidene Fehsquaste nickt über das mit goldenen Ringen geschmückte Ohr herab, und eine oder zwei Goldmünzen im Haar oder in der Quaste oder am Fehs, wol auch eine Rose oder Nelke, dürfen am Kopfputze nicht fehlen. Eine einfache oder mehrfache Reihe von Goldmünzen um den Hals, und ein dünner seidener Shawl als Gürtel um den Leib geschlungen, vollenden den einfachen, und in der That sehr geschmackvollen Anzug einer serbischen Frau aus besserem Kreise. Haltung, Bewegung und Sprache athmen eine Anmuth, von der man, wenn man von ungarischen Kriegsbulletins und Memoiren her gewohnt ist, das serbische Volk eben für nichts Anderes als eine kolossale Raubhorde zu halten, überrascht wird. Die Sitte, die Höflichkeit ist hier weder

französisch noch deutsch, und doch fein und voll Umsicht. Sie ist eben serbisch.

Das junge Mädchen, das meinen Blicken bei meinem ersten Eintritte in den Garten so rasch entschwunden war, trat mir nun entgegen, und reichte mir eine Rose und ein Zweiglein Basilicum.

„Das gibt Euch, Gospodin, meine Tochter," bemerkte die Hausfrau, „damit Ihr seht, daß Ihr in ihrem Garten ein willkommener Besuch seid. So ist es bei uns Sitte. Frauen werden mit Blumen und Küssen begrüßt und die Männer müssen sich vor der Hand mit den Blumen begnügen!"

Ich heftete Rose und Basilicum in's Knopfloch und glaubte die wie auch poetische, doch höchst grausame Sitte am besten dadurch erwidern zu können, daß ich der liebenswürdigen jungen Serbin, deren dunkle, geistreiche Augen den trefflichsten Commentar zu Vuk's ganzer Sammlung serbischer Frauenlieder abgeben konnten, auf dem Wege zu einer der vielen Dschamien, deren weiße Minarete pfefferbüchsenartig aus den grünen Baum- und bunten Häusergruppen des

Dortjol hervorragen und den wir alsbald unter dem Vortritt der milostiva gospa antraten, die Stütze meines Armes anbot.

Wenn ich die Minarete in diesem Augenblicke mit Pfefferbüchsen verglich, so geschieht dies keineswegs aus Frivolität, sondern lediglich, weil in dem Augenblicke, da ich das gastliche Haus des Herrn Z . . . verließ, meiner gesammten Weltanschauung noch der materielle Stempel serbischer Tafelfreuden anhaftete, und mir ebenso wie mir die Minarete als Pfefferbüchsen erschienen, die schönsten Klöster als Weinkeller und die herrlichsten Pfründen als fette Braten erschienen wären. Wie sehr die Weltanschauung des Menschen von den jüngsten Eindrücken abhängt, wird der Leser auch daraus ersehen, daß ich, ich muß gestehen, nicht ganz leer des Gottes von Negotin*), der jungen Tochter Serbiens, der ich einiges Angenehme zu sagen die dankbare Verpflichtung fühlte, versicherte, ihre Lippen seien schöner als das köstlichste Rosenscherbet, — wobei ich zugleich bedauerte, daß ich noch nicht wisse, was von beiden auch

*) Der Wein von Negotin gilt für vortrefflich.

das Süßere sei, — ihre Augen glichen den schönsten zwei Ebenholzkugeln des Rosenkranzes, an welchem der fromme Pope statt der Vaterunser die Rakiagläser abzählte, die er trank, und ihre Händchen seien so weich und duftig, wie die lieblichsten Biscuits, die je auf dem Tische des Hauses Z . . . erschienen. Zu welchen gewaltigen Irrthümern aber auch eine von momentanen Einwirkungen beeinflußte Anschauung der Dinge einen Sterblichen verleiten kann, sollte ich schon erfahren, als wir in die erste enge Straße des Dortjöl einlenkten.

Einige höchst abenteuerlich verhüllte Gestalten, an deren menschlicher Abstammung ich im ersten Augenblicke gerechtermaßen zweifeln zu dürfen glaubte, wandelten etwa dreißig Schritte vor uns durch die Straße. So wandeln nicht Töchter Eva's, so wandeln nicht Söhne Adams durchs Leben; so stiegen höchstens die drei Wesen aus der launenreichen Phantasie Shakespeares, die auf der Haide in so unheimlicher Weise den Than von Glamis und Cawdor begrüßten. Lange, faltenreiche, aber unschön gefaltete Hüllen — man kann dieses unförmliche

Kleidungsstück nicht Gewand nennen — umschlossen und umspannten vom Nacken bis über die Ferse in einer Art die Leiber, die eigens dazu ersonnen zu sein schien, um Alles, was dem menschlichen Körper Schönes an Form und Haltung eigen ist, zu verunformen, zu entstellen, zu verwischen. Wie weite Säcke schlotterten diese unförmlichen Hüllen von krautgrünem oder kartoffelbraunem Tuche um die Füße, und fegten was sie von Stroh und Disteln auf dem Wege vorfanden mit sich fort. An dem plumpen, unbeholfenen, stampfenden, watenden Gange sah man den Gestalten, die verdammt waren, sich in diese Tuchwüsten zu hüllen, an, daß sie nur mit Mühe in denselben fortzukommen vermochten. Die Gegend des Kopfes nahm eine aus mehreren weißen Tüchern zusammengesetzte kugelförmige Emballage ein, so daß manche der Gestalten nicht anders aussah, als wie ein wandelnder Erdhaufen, auf dessen Spitze ein Schneeball gelegt war, oder wie ein riesiger, in Kraut gewickelter Kloß, so wie wir sie im Nisam-Lazareth bereiten sahen, der den Händen der appetitlichen Köche entnommen durch die Straße wandelt, und

aus dessen oberem Ende der weiße Reis emporquillt.

Von Bildern aus dem Gebiete der Küche erfüllt, erschien mir auch das letzte Gleichniß als das, was es den Lesern nicht erscheinen wird, als das trefflichste nämlich, und ich fragte meine junge Serbin, kaum daß ich der sonderbaren Wesen ansichtig wurde: „Was sind denn das für Risamstrudel, die dort durch den Sokak (Straße) hintaumeln?"

„Ei, Gospodin, wißt Ihr nicht, was das sind?" fragte die Gospodična erstaunt, „das sind türkische Frauen!"

„Türkische Frauen!" rief ich nicht minder erstaunt aus. „Sind das die Odalisken, welche unsere Maler mit so vielem Aufwand von Farbenpracht und Formschönheit malen? Sind das die Bajaderen, sind das die Houri's, in deren Umarmungen die Erde zum Himmel werden soll, und im Himmel die Erde verfeinert und verklärt fortbesteht? Sind das die Vorbilder jener Wesen, deren Kuß im Jenseits zu erwerben, der Moslim begeistert hineilt, sich den Rubin der Todeswunde zu holen?" dachte ich bei mir, und

pries Gott, daß er mich nicht zum Türken geschaffen.

„Ihr müßt nicht so erschrecken, Gospodin!" beruhigte mich die junge Serbin. „Den türkischen Frauen befiehlt es so ihre Sitte und ihr Gesetz. Nie seht Ihr sie anders auf der Straße, als vom Scheitel bis zur Zehe in Gewänder, Mäntel und Tücher eingewickelt, und sei die Hitze auch noch so drückend. Doch müßt Ihr nicht meinen, daß dies ihre eigentliche Tracht sei. So entstellt und abgeschmackt Ihr sie auf der Straße seht, so putzsüchtig sind sie in ihren Häusern. So putzsüchtig sie aber in ihren Häusern sind, so sehr wetteifern sie darin, auf der Straße recht garstig und abscheulich auszusehen, damit es ja keinem Manne einfalle, sie näher anzuschauen."

Ich muß anerkennen, daß die Türkinnen, wenn sie die letztere Absicht wirklich und aus ganzem Herzen hegen, die Erfüllung derselben auf keine zweckmäßigere Weise einleiten können, als sie es thun. Indeß wird von Leuten, deren Erfahrung an der Wahrhaftigkeit ihrer Aussage nicht zweifeln läßt, behauptet, daß der Grund dieser Einhüllung, deren letzter Zweck Abschrecken

gegen die unberechtigte Männerwelt sein soll, mehr in der nicht immer unbegründeten Eifersucht der Männer, als in der halbklösterlichen Zurückgezogenheit und Männerscheu der Frauen zu suchen sei.

„Und wär' es also wirklich unmöglich, eine Türkin zu sehen?“ fragte ich meine Begleiterin.

„Unmöglich, Gospodin, in ihrem Hause wenigstens. Wir Serbinnen aber leben mit ihnen auf gutem Fuße. Sie besuchen uns, wir besuchen sie, und so häßlich Euch auch diese Gestalten erscheinen, so schöne Frauen, so schöne Sklavinnen, so schöne Mädchen gibt es unter ihnen. Sobald sie ihre Stube betreten, fällt das abscheuliche Gewand von ihnen ab, und Ihr seht sie je nach ihrem Stande und ihrer Wohlhabenheit in niedlichem, reinem, ja schönem Anzuge. Vom Kopfe fällt das weiße Tuch, und Ihr seht unter einem zierlich um die Stirn gewundenen Shawl die schönsten kleinen Locken hervorsinken. Ohrgehänge zieren das Ohr, Gold und Edelstein den Hals, die faltenreichen, aber schöngeformten Oberkleider sind aus den schwersten und reichgesticktesten Seidenstoffen verfertigt, die übrigen

Stücke aus Spitzen, Floren und dem feinsten Linnen. Da solltet Ihr einmal die Paschitza (Frau des Pascha) sehen, wenn sie Besuche empfängt! Ihr würdet nicht glauben, daß so eine vornehme, von Sammt, Seide, Gold und Perlen belastete Gestalt, wenn sie auf die Straße tritt, zu einer solchen Häßlichkeit zusammenschrumpfen kann! Die draußen so unbeholfen und ungeschlacht hintraben, sitzen zu Hause in der Frauenstube auf weichen Polstern herum, haben in jeder Ecke, ja an jeder Stelle wo es nur immer passend anzubringen, ein kleines Spiegelchen, und können nicht oft genug des Tages ihren Anzug mustern, ihre Haltung studiren. Die Zeit, die ihnen außerdem erübrigt, bringen sie am Webstuhle oder mit der Sticknadel zu. Im Sticken sind aber die Türkinnen in der That auch sehr geübt. Sie haben darin außerordentlich viel Geschmack, und der Türke hält viel auf eine schöne Marama (Tuch), die eines seiner Weiber gestickt hat. Seht hier meine Marama, sie ist das Geschenk einer Türkin, die sie selber gestickt."

Die junge Serbin reichte mir das Tuch hin,

das sie in der Hand trug. Ich kann nicht leugnen, daß es mir unglaublich schien, daß die vor uns hintrottenden plumpen Gestalten Hände haben, die ein Stück himmelblauen Flores mit Gold, Silber, Flitterchen, dann weißer, blauer, grüner und gelber Seide auf so geschmackvolle, ja man kann sagen sinnreiche Weise besticken können. Die Kunst, schön zu formen, läßt schönen Formsinn annehmen, und von schönem Formsinn auf Schönheit der Formenden schließen, ist, wenn auch nicht immer richtig, so doch erlaubt.

„Sind die türkischen Frauen für einen fremden Mann im Hause unsichtbar, so darf man es wohl auf der Straße versuchen, sie näher zu betrachten!“ erwiederte ich meiner jungen Serbin auf die gemachten Mittheilungen; denn ich müßte unwahr werden, wenn ich behaupten wollte, die Schilderung, die mir die Gospodična von der so ganz verschiedenen häuslichen Erscheinung der Türkinnen entworfen, habe meine durch die vielen abenteuerlichen Haremgeschichten, von welchen die Touristenliteratur überströmt, ohnehin vorerwärmte Phantasie nicht noch etwas erhitzt, der son=

derbare Dualismus dieser Gestalten mein Interesse nicht angeregt.

„Ich möchte es Euch nicht rathen!“ entgegnete die Gospodična. „Ihr könntet leicht Unannehmlichkeiten haben. Einem Herrn aus Oesterreich wäre es neulich bald arg ergangen, als er es mit Gewalt durchsetzen wollte, eine Türkin, die eben spazieren ging, zu sehen. Sie schrie nach Hilfe, und wären nicht Serben herbeigeeilt, ich glaube, die Türken hätten ihn erschlagen.“

Bis zur Gefahr des Erschlagenwerdens glaubte ich es um des bloßen Anblickes einer Türkin willen doch nicht treiben zu sollen. Auch meinte ich eine solche Gefahr nicht befürchten zu müssen, wenn ich alle Gewaltmaßregeln bloß auf ein unverdrossenes Verfolgen der kleinen Kolonne beschränkte, um einen Moment zu erhaschen, in welchem es mir gelänge zu entdecken, was an dem Mährchen von Schönheit wahr sei, welches die weiße Tücher-Emballage in sich schließen soll. Ich verdoppelte daher meine Schritte und holte die kleine türkische Frauenhorde ein. Als die Türkinnen dies merkten, verlangsamten sie ihrer-

seits ihre Schritte, so daß ich sie bald überholt hatte, und hüllten sich noch blickdichter in ihre weitläufigen Mäntel.

Meine Absicht zu verbergen, bog ich in eine Seitengasse ein, aus der ich, geschützt durch ein dichtes Gebüsch, die heranwandelnde türkische Weiberdekurie ungesehen beobachten konnte. Meine junge Begleiterin mußte es sich schon gefallen lassen diese Kriegslist mitzumachen.

Die Türkinnen näherten sich. Die Hitze war drückend, kein Luftzug wehte Kühlung. Alle Gefahr des Ueberraschtwerdens beseitigt wähnend, lüfteten sie ihre Gewänder, und zogen die weißen Tücher von ihren Angesichtern zurück. Blitzschnell überflog mein Auge die kleine Schaar. Furchtbare Ironie der Neugier! ... Wohin mein Blick traf, nichts als alte, verwelkte Züge, abgelebte Mohrinnen mit grellweißen Zähnen und abscheulich gelben Händen, weiße Gesichter, entweder alt und furchig, oder, wenn auch jung, so doch früh verblüht, auf keinem einzigen eine Spur frischer Röthe, dieses Morgenthaues der Jugend und der Lebensfülle auf dem menschlichen Ange-

sichte! Unwillkürlich entwand sich mir ein Ausruf bitterer Enttäuschung.

„Nun, das lohnte sich wol nicht der Mühe!“ bemerkte meine Begleiterin nicht ohne Schadenfreude, da ich aus dem Gebüsch hervortreten wollte. In demselben Augenblicke jedoch fuhr Etwas mit solcher Gewalt in das Gebüsch, daß einige Aeste brachen und die Blätter zu Boden flogen. Erschreckt sprang die junge Serbin zurück. Zu unsern Füßen lag ein Stein von einem Umfange, der hinreichte, die Stirn, die er traf, Zeitlebens der Mühe des Denkens zu entheben. Ein zweiter, ein dritter folgte. Die Türkinnen hatten uns bemerkt, und entrüstet darob, daß ein Giaur durch List den Anblick ihrer Reize gewonnen, die ersten besten Steine vom Boden aufgerafft um dem Giaur auf gut türkische Weise seine zarte Aufmerksamkeit zu erwiedern. Ein unverständliches Geheul, das der Steinigung als commentirende Begleitung diente, ließ mich keinen Augenblick zweifeln, daß das dem gewaltthätigen Oesterreicher zugedachte Schicksal das meinige werden könnte, wenn sich einige Türken bewogen fühlen würden, der kreischenden

Lamentation zu folgen. Ich fand es daher am gerathensten mich in die Seitengasse und aus der Tragweite der improvisirten Projectile zurückzuziehen, und von der Ankunft der milostiva gospa, die sehr gut türkisch sprach, und der es somit ein Leichtes werden konnte, die empörten Gemüther zu beschwichtigen, alles Heil zu erwarten. Glücklicher Weise war diese mit ihren Freundinnen schneller herbeigeeilt, als der benachbarte türkische Schmied mit seinen drei Cyklopen, und hatte bereits durch das Oel ihrer Rede den Sturm beschwichtigt, ehe Meister Schmied den beleidigten Damen seinen kolossalen Hammer ganz ehrerbietig zur Verfügung stellen konnte. Ein kleines Geldgeschenk an den Meister und die Ablieferung der schöngestickten Maramen, welche die serbischen Frauen in den Händen trugen, an die türkischen Damen, brachte es endlich dahin, daß diese, wenn auch immer noch äußerst entrüstet thuend und unaufhörlich kreischend, den Zorn ihres weiblichen Gefühles für vollkommen gesühnt erklärten, und sich in Begleitung des Schmiedes vom Schauplatze der Begebenheiten entfernten.

„Ihr könnt von Glück reden,“ nahm die

milostiva gospa nach abgewendeter Katastrophe das Wort. „Wenn Ihr türkische Frauen in der Nähe sehen wollt, dann müßt Ihr es anders anfangen. Es ist nicht so unmöglich, als man sagt, und man braucht sich nicht erst der Gefahr des Gesteinigtwerdens auszusetzen. Sie sind nur so furchtbar, wenn sie alt sind oder wenn sie in Gesellschaft ausgehen, weil sie sich selbst Eine vor der Andern fürchten. Einzeln nehmen sie es weniger genau!“ —

Wenige Augenblicke nach diesem durchaus die Gefahr nicht lohnenden Zwischenspiele traten wir in den Vorhof einer der vielen Dschamien des Dortjols, einen ziemlich wohlgeordneten und wohlgepflegten Garten, in welchem, da der Muezim vom Minarete noch nicht die Stunde des Gebets verkündet hatte, jüngere und ältere Türken — es versteht sich, nicht ohne rauchende Tschibuks — im Schatten der Jasminbüsche am Rasen herumlagerten.

„Komschiah!“ rief mir eine bekannte Stimme entgegen, die ich alsbald als die Meister Hassan's erkannte, ohne des Sprechers selbst sogleich gewahr zu werden. Eine kleine freundliche

Gestalt in reich mit Gold gesticktem karmoisinrothen Freitagsanzuge erhob sich unter einem der Büsche vom Rasen und trat vor mich hin. Der Mann, den man in diesem Augenblicke für den Pascha von Macedonien oder Bulgarien halten konnte, war Niemand anders als Hassan der Pfeifenmacher, derselbe, der die ganze Woche mit schmutzigen Händen den rothen Lehm in die bleierne Form preßte.

„Was suchst Du bei unserer Dschamia?" fragte der Lüledschiah. „Willst Du ein Türke, oder will Deine schöne Begleiterin eine Türkin werden? Siehst Du, Komschiah, Du wärest kein übler Moslim. Du bist gelehrt. Du kannst sogleich Derwisch, oder Mufti, oder Hetjim-Bascha bei den Nisams des Sultans sein, und Deine Freundin wäre die hübscheste Paschitza, die es je gegeben!"

„Laß ihn!" ließ sich eine tiefe, zitternde Baßstimme vernehmen, die Niemand anderm als dem Schuhflicker Jussuf angehören konnte. „Eh' wird aus einem alten zerrissenen Schuh ein neuer ganzer, als aus Einem, der nicht geboren ist im Islam, ein ganzer ehrlicher Moslim! Noch hat

Niemand auf den Koran geschworen, weil er ihn für den besseren erkannt; sondern weil türkisches Gold schwerer wiegt denn schwäbisches Papier, und leichter ist zu erwerben — versteht sich für einen Fremden, nicht für unser Einen!" —

Ich erklärte, durchaus noch nicht geneigt zu sein das Bekenntniß des Korans zu dem meinigen zu machen, sondern bloß deshalb hieher gekommen zu sein, um auch einmal zu sehen, wie die Kinder Osmans und Seltschuks den Gott verehren, dessen einziger Prophet Mohammed gewesen, der von Medinah ausgegangen, und dessen Licht noch nicht erloschen ist, wenn er auch längst in Mekka im ehernen Sarge begraben liegt.

„Das steht Dir frei!" erwiderte Hassan, der sich über die Umfassenheit meiner Kenntnisse des Korans nicht genug verwundern konnte.

„Und das sollst Du auch! Ich führe Dich selbst in die Dschamia," fügte der alte Schuhflicker hinzu. „Denn wirst Du auch Dein Leblang kein ehrlicher Türke, so weißt Du doch Alles, was ein Türke wissen soll, und bist werth zu sehen, wie die wahren Diener Allah's Allah verehren."

„Vielleicht kommt über Dich ein Strahl des Lichts!“ lächelte Hassan.

„Dazu ist er verdorben,“ fiel ihm Jussuf ganz ruhig in die Rede. „Das wahre Licht kann nur dem aufgehen, der sich nicht einredet Etwas zu wissen. Wissenwollen aber ist das Hauptlaster aller Schwaben! Doch möchte ich Dir rathen, Deine Frauen zurückzulassen, denn das Haus Allah's ist nicht für Weiber gebaut, die nur geschaffen sind, um die Sinne zu stören. Hörst Du, Meister Hassan, führe die Frauen dort hinter die Dschamia zu unsern Weibern, indeß ich unsern Gast in die Vorhalle der Dschamia geleite!“

Meister Hassan gehorchte, und ich nahm für eine kurze Zeit von der milostiva gospa und meiner schönen Begleiterin Abschied, um dem alten Schuhflicker in die Dschamia zu folgen.

Wir traten in eine Stube, in welcher ringsum auf dem Boden etwa zwanzig Türken saßen und schweigend vor sich hin rauchten. Ein Türke von etwa vierzig Jahren mit blatternarbigem Gesichte, schütterem Barte, einen weißen spitzen Turban auf dem Kopfe und in einen langen, dunkelgrünen Kaftan gehüllt schien der Herr des

Hauses zu sein; wenigstens war er es, der mich bewillkommte und mit dem Jussuf einige Worte heimlich wechselte, ehe mir ein Platz angewiesen und eine Pfeife gereicht wurde.

„Soll ich?" fragte der junge Türke, der mir die Pfeife gebracht und des Hausherrn Diener zu sein schien, nachdem ich Platz genommen den Mann mit dem spitzen Turban, den man mir später als das Haupt der Derwische bezeichnete, — indem er auf meine Stiefeln wies.

Der Mann mit dem spitzen Turban winkte bejahend, und alsbald bemächtigte sich der junge Türke meiner Fußbekleidung, um sie mir von den Füßen zu ziehen, was ihm auch nach wiederholten vergeblichen Versuchen zu meinem größten Leidwesen gelang; denn es gehört durchaus nicht zu den Wonnen des Lebens und setzt jedenfalls einige Uebung voraus, auf dem unebenen und mit scharfem Sande bestreuten Boden der Vorhalle einer Dschamia ohne einen andern Schutz umherzuwandeln, als den eines Paars dünnzwirnener Strümpfe.

Wenige Minuten nach meiner Entstiefelung erhob sich das spitzbeturbante Derwischhaupt von

seinem Sitze. Allen Anwesenden galt dies als Zeichen zum Aufbruche. Die Pfeifen wurden ausgeklopft und in eine Ecke gelehnt, die Schuhe in einer anderen Ecke zusammengeschoben, und man begab sich in die eigentliche Dschamia, die von der Stube der Derwische nur durch ein kleines Vorhaus geschieden war.

Der Raum dieser Dschamia umfaßte nichts mehr und nichts weniger, als der einer ziemlich großen, nicht sehr hohen Stube. Die Wände ringsum waren mit allerhand grünen Strichen bemalt, denen man es zur Noth ansah, daß der Künstler mit ihnen Bäume und Sträucher darzustellen beabsichtigte. In der Mitte der, dem Eingange gegenüberstehenden Wand war eine etwas mehr verzierte Nische angebracht, in der eine Oellampe brannte. Einige Türken hatten bereits auf den in einem weiten Kreise auf dem Boden herumgelegten Schaffellen und Wolldecken Platz genommen. Die Hinzugekommenen ließen sich neben ihnen, die Füße unter den Leib geschlagen, nieder. Der Mann mit dem blatternarbigen Gesichte nahm seinen Platz obenan unter der Nische, und die Bußübungen nahmen ihren Anfang.

Die Abhängigkeit des Menschen von einem höhern Wesen, die Anerkennung einer unbedingten höhern Macht, die Besorgniß des Gewissens den Gesetzen dieses übermenschlichen Wesens vielleicht entgegen gehandelt zu haben, und der Drang zur Buße sind Merkmale, die somit einem jedem Menschenglauben anhängen. Der Eine gebietet seinen Gläubigen zu fasten, der Andere sich zu kasteien. Der Anbeter des Feuergeistes auf der öden Insel im stillen Meere glaubt seinem Gotte eine Wonne zu bereiten, wenn er sich einen Tag lang in Nesseln wälzt; der wilde Indianer glaubt seinem Gotte keine größere Freude bereiten zu können, als wenn er sich eine Hand abhaut. Zu der Höhe der Ueberzeugung, daß ein göttliches Wesen nie an den Martern des Menschen Wohlgefallen finden könne; zu der Ueberzeugung, daß der reinste Gottesglaube mit dem reinsten und edelsten Genusse des Lebens in Eins zusammenfalle, hat es noch kein Glaube gebracht, — am wenigsten die Lehre Mohammeds. Ich für meinen Theil muß gestehen, daß der Eindruck, den die Bußübungen der dreißig bis vierzig Türken, die vor meinen Augen auf dem Boden der Dschamia

im Kreise herumsaßen, auf mich ausübten, ein tieferschütternder war; — nicht etwa weil er mir die gewaltige, wahrhaftige Zerknirschung des menschlichen Nichts gegenüber einer Allmacht, die sich in jedem Staubkorne offenbart wie in jedem Wogenschlag, die ein Riesenschiff eben so leicht verschlingen kann als vom Untergange erretten, vor die Augen geführt hätte; sondern weil er mich erkennen ließ wie unendlich abhängig der menschliche Geist sei, und wohin des Irrthums und der Selbstverachtung er gerathen sein müsse, wenn er auf solche Weise ein Wesen zu versöhnen glauben kann, in welchem er den Inbegriff aller Tugend, aller Vollkommenheit verehrt!

Der Ober-Derwisch schüttelte sein Haupt von einer Seite zur andern, murmelte mit einer der jüdischen Gebetweise ähnlichen Modulation und mit näselnder Stimme ein kurzes Gebet vor sich hin, und sprach dann laut einen Ausruf an Allah vor. Allsogleich begann die ganze Versammlung den Ausruf: „El Allah il Allah!“ mit einer eigenthümlichen Betonung, bei welcher der Nachdruck immer auf das „el“ und „il“ fiel, nachzusingen, erst langsam und tief, und nachdem sie

in demselben Tone den Ausruf etwa hundertmal wiederholt hatte, immer schneller und in chromatischer Steigung, bis es endlich nicht mehr möglich war, den Ruf mit noch größerer Schnelligkeit und in einer höhern Tonlage vorzubringen. Dabei wurde nicht nur der Kopf, sondern der ganze Körper mit eben so wachsender Schnelligkeit bis zum Schwindelerregen von einer Seite zur andern bewegt, so daß die Erschöpfung, mit der endlich das „El Allah il Allah!“ am Schlusse der Exclamationen hervorgebracht wurde, indem alle Betenden wie kraftlos zusammenbrachen, und plötzlich von dem höchsten Tone zu dem tiefsten Gemurmel herabsanken, gewiß keine erkünstelte sein konnte. Wie dieser, so wurden noch zahlreiche andere vom Ober-Derwisch vorgesprochene Ausrufe mit immer steigender Kraftanstrengung, immer zunehmender Schnelligkeit und in immer höherem Tone durchgemacht, die sich von den vorangehenden nur durch immer schwierigere Körperhaltungen und Körperbewegungen unterschieden. Als die Bußethuenden endlich mit der Stirn an den Fußboden schlugen; als sie bleich, schweißtriefend und mit dem Ausdrucke höchster Angst in

den Gesichtszügen auf einander selbst mit den Fäusten loszuschlagen begannen, da vermochte ich es nicht mehr über mich zu bringen, aus bloßer Neugierde Zeuge menschlicher Selbsterniedrigung, Zeuge religiöser Raserei zu sein. Ich verließ die Dschamia und eilte in die Stube des Derwisch. Schon wollte ich den Stab brechen über so unglückselige Verirrung, da ging die Erinnerung an ein kleines, altes, vor hundert Jahren in Speier gedrucktes Büchlein durch meine Seele, das ich in meiner Jugend gelesen und in welchem die Ordensregeln einer gewissen Klostergenossenschaft verzeichnet waren, die sich zum Glauben der Liebe bekennt — und meine Philosophie strich gedemüthigt die Segel vor meiner Erinnerung. Ich ertappte mich auf der Bewahrheitung des Sprichwortes vom Balken und vom Splitter.

Ein lauter Schrei durchhallte alle Räume der Dschamia; drauf folgte ein dumpfes Murmeln oder Winseln, wie wenn sich Sklaven unter der Peitsche ihres Herrn winden, und mitten unter das Winseln hinein tönte es wie versöhnender Gesang von der Stimme eines Knaben, dem allmählig das Murmeln und Winseln wich, so daß

endlich nur der Gesang allein durch die weiten Mauern hintönte. Die Bußübung war zu Ende. Die Büßer erhoben sich vom Boden und traten aus der Dschamia, zwar bleich und erschöpft, aber eine Ruhe in den Zügen, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen was ihren Gleichmuth zu erschüttern vermocht hätte.

„Nun, Komschiah! möchtest Du nicht ein Türke werden?“ fragte mich Meister Hassan mit dem Ausdrucke besonderer Selbstzufriedenheit, denn ich muß es ihm nachsagen, daß er sich durch Schreien und körperliche Anstrengung bei der Bußübung besonders hervorgethan. Die Leser werden es begreiflich finden, wenn ich mit der Beantwortung der Frage einstweilen an mich hielt, und ihn bat mich lieber zu den Frauen zu geleiten, mit denen ich hieher gekommen.

„He, Komschiah, Du taugst nicht zu einem Türken!“ erwiderte Hassan, sonst würdest Du begreifen, daß ich Dich nicht dorthin führen kann wo die Weiber versammelt sind, kaum daß die Bußestunde zu Ende. He! Moseh! hole Du die Frauen des Effendi aus dem rückwärtigen Garten.“

Moseh, der während der ganzen Zeit auf

einem Steine vor der Dschamia geschlafen hatte, sprang auf, die milostiva gospa zu suchen.

Diese saß mit ihren Freundinnen in einer Ecke des Gartens, zu der nun alle aus der Dschamia kommenden Türken wahlfahrteten, um das Wasser einer Quelle zu trinken, die dort von einer Ziegelkuppel überwölbt aus der Erde hervorquoll, und dem man, außerdem daß es wirklich ganz vortrefflich war, noch allerhand wunderthätige Eigenschaften beilegt. Ein prachtvoller Knabe von etwa dreizehn Jahren schöpfte es in eine messingene Pfanne und reichte es den Kommenden, die, ehe sie es tranken, einen Spruch aus dem Koran sprachen.

Nachdem auch uns auf ein Zeichen des Ober-Derwischs eine Pfanne des Wassers dargereicht worden war, verließen wir den Dschamiagarten, die junge Serbin, wie sich wol von selbst versteht, an meinem Arme. —

Wir waren kaum durch zwei, drei Gassen gekommen, als mir eine Verschiedenheit der Gesichtsformen sowol, als auch der Trachten nicht mehr entgehen konnte. Die Frauen und Mädchen, denen wir begegneten, kleideten sich zwar fast eben so

wie die serbischen Frauen, doch fiel es mir auf, daß einige unter ihnen durch seidene Tücher, die sie um den Fehs wanden, sorgfältig ihr Haar zu verbergen suchten, während andere ihre rabenschwarzen Haarflechten mit Goldmünzen verschiedener Größe, ordentlich als wollten sie ihren Reichthum zur Schau tragen, belasteten. Die Männer trugen lange, dunkelfarbige, von denen der Türken verschiedene Kaftans, ein leichtes bis an die Ferse reichendes Unterkleid von gestreiftem Zeuge, und zum Theil schwarze Tuchkappen, zum Theil wol auch Turbans oder Fehs.

„Wir sind in der Jalia," bemerkte meine Begleiterin, „in jenem Stadttheil, in welchem die Juden wohnen."

Ein niedliches braunes Köpfchen von einer Fluth schwarzer Locken umgossen, die ein kleiner rother Fehs zusammenhielt, grüßte mit einem Paar schwarzer funkelnder Augen aus einem der Fenster. Mußte man das Köpfchen, das alle Kennzeichen der Abstammung von den zwölf Stämmen Israels an sich trug, hübsch nennen, so durfte man dennoch den Fehs als das Kostbarste an dem jungen Mädchen bezeichnen, wenn man nicht fünf

Kreise doppelter Dukaten, die die Kopfbedeckung zieren sollten, sie aber jedenfalls bedeutend erschwerten, als eine Kleinigkeit zu betrachten gewohnt ist. Eine nicht geringere Last Goldes zierte des Mädchens schlanken Hals.

„Eine jüdische Braut!" erklärte meine Begleiterin.

„Die Tochter des reichen Isak!" fügte die milostiva gospa hinzu.

In demselben Augenblicke stand auch schon die junge Braut an der Schwelle des kleinen Hauses, küßte sich mit meiner Begleiterin, und bat uns, einzutreten.

Die Juden in Belgrad wie in der Türkei überhaupt unterscheiden sich wesentlich von ihren Stammesgenossen in den andern Ländern Europa's, und betrachten sich auch zum Theil als eine von diesen völlig verschiedene Nation. Der „deutsche" Jude, so nennen sie ihre nicht türkischen Glaubensgenossen, während sie selbst von den letztern „fränkische Juden" genannt werden, hält ihnen zu wenig fest an den orthodoxen Satzungen des Judenthums, hat sich von manchen Gebräuchen zu leichtfertig emancipirt, als daß sie in ihm noch einen

ebenbürtigen Genossen der Lehre Mosis anerkennen möchten. Er ist ihnen kein echter, treuer Sohn Israels mehr, sondern ein halber Abtrünniger, mit dem sie sogar jede verwandtschaftliche Verbindung scheuen. Sie selbst halten bis auf den geringfügigsten Gebrauch streng an den Gesetzen des Judenthums, und sind weit entfernt an eine Reform zu denken, und wenn sie auch die unbedeutendste Ceremonie beträfe. Ihre Sabbathe, ihre Fest- und Fasttage beobachten sie mit minutiöser Genauigkeit und ascetischer Strenge. Ihre Sprache ist ein verdorbener spanischer Jargon, den sie jedoch in ihrem Verkehre mit hebräischer Schrift, der einzigen, der sie sich bedienen, schreiben. Die meisten von ihnen sind auch der hebräischen Sprache vollkommen mächtig, die sie jedoch auf ganz andere Weise als die „deutschen" Juden aussprechen. Von wissenschaftlicher Bildung, von einem Streben nach Unterricht und Belehrung über andere Dinge als die Bibel und der Talmud, findet sich bei ihnen keine Spur vor. Der Knabe wird zum Handel, das Mädchen zur Küche herangezogen, und Beide mit sehr jungen Jahren verlobt und vermählt.

Die Braut, die uns an der Thüre des Hauses begrüßte, mochte etwa dreizehn Jahre alt sein, eine schlank aufgeschossene kindische Brünette mit gutmüthigen, aber geistlosen Gazellenaugen. Sie führte uns in's Innere des Hauses in die „große Stube,“ in der die Hausfrau mit den übrigen weiblichen Familiengliedern, den jüngern Geschwistern der Braut, auf einem über eine sehr niedrige Ottomane gedeckten Teppiche saß und einigen harrenden Dienerinnen Befehle ertheilte. Es war Freitags Nachmittag, und wie es schien, Alles zum Empfange des Sabbath bereit. An den Armen der messingenen Lampe lugten die weißen Spitzen der frischen Baumwolldochte hervor, zum Entzünden fertig; über Tische und Schränke waren weiße Tücher oder blumige Teppiche gedeckt; die Hausmutter trug ein halbes Vermögen von Dukaten an Kopf, Brust und Händen, und die kleinen Kinderchen freuten sich ihres hübschen bunten Sabbathanzuges.

„Wir hören, daß Ihr Eure älteste Tochter zur Braut gemacht,“ nahm die milostiva gospa das Wort, um unser Eintreten einigermaßen zu rechtfertigen, „und da benützen wir denn die Ge=

legenheit, um Euch, da wir vorübergehen, Glück zu wünschen."

„Was ist zu thun?" erwiderte die Jüdin, „das Mädchen ist dreizehn Jahr vorüber, und da ist wol nicht mehr viel zu versäumen."

„Und wen nimmt sie?" fragte die milostiva gospa weiter.

„Den Juda ben Naftali!" erwiderte die Hausfrau.

„Der ist, wenn ich nicht irre, reich; da müßt Ihr eine ziemlich große Mitgift zahlen."

„Was wir können, das thun wir armen Leute," entgegnete die Jüdin. „Wir geben unserer Rahel zweitausend Stück vollwichtige Dukaten, die ungerechnet, die sie am Kopf und an der Brust trägt. Mehr können wir nicht thun, wir haben auch noch für andere Kinder zu sorgen."

Die Thüre ging spannweit auf, und ein junger Jude trat ein eine flache silberne Schüssel mit allerhand süßem Gebäcke tragend. Ohne von den Anwesenden mehr Notiz zu nehmen, als daß er mit einem leichten Kopfnicken grüßte, ging er auf die junge Braut zu, küßte sie, und setzte die Schüssel zu ihren Füßen auf den Boden nieder.

Das junge Mädchen nahm die Schüssel erröthend auf, der junge Jude küßte sie wieder, und ging wie er gekommen war, ohne ein Wort zu sprechen. Es war der Bräutigam. So kömmt er, wie uns die Jüdin erzählte, seit er verlobt worden, jede Woche einmal, und zwar am Freitagabend vor Sabbatheingang, seine Braut zu schauen, zu küssen und ihr süßes Gebäck zu verehren, das seine Mutter gebacken, damit das Mädchen die ganze Woche an ihn denke, und so werde er von Freitag zu Freitag wol noch ein Jahr lang kommen müssen, bis er die Braut nach Hause führen dürfe. Chaßan und Kalah (Bräutigam und Braut) müßten so leben, meinte die strenge Mutter.

So romantisch diese Art zu freien sein mochte, so wenig schien sie der Gospodična zuzusagen. So viel ist wenigstens gewiß, daß sie ihre junge jüdische Freundin allsogleich zur Seite nahm und sich bemühte, ihr in äußerst lebhafter Weise die Vorzüge jener Art des Werbens auseinanderzusetzen, wo Herzen und Lippen freier Verkehr gestattet ist. Die junge Judenbraut schien für die Lehren der christlichen Liebe durchaus nicht unempfänglich zu sein, und wer weiß, hätte sie nicht diesel-

ben bald so vollkommen wie irgend ein rechtgläubiges Christenkind in sich aufgenommen, wenn nicht der grelle Ruf einer heisern Stimme, deren Besitzer, ein alter Jude, eben so schnell vom Fenster verschwand, als er vor demselben erschienen war, dem Bekehrungs-Akte, dem die milostiva gospa durch allerhand Fragen über Ausstattung und Hauswesen den Rücken deckte, plötzlich ein Ende gemacht hätte.

„Es ist Zeit, daß ich meine Lampen anzünde!" rief die Jüdin, unser Schamas (Kirchendiener) hat so eben dazu aufgefordert!" und erhob sich fast hastig, um nach ihren weißen Dochten zu sehen.

„Wir wollen die Juden in ihrem Feiertag nicht stören," wandte sich die milostiva gospa zu ihren Freundinnen. „Heute beginnt ihr Sonntag, und so haben wir in Belgrad eigentlich drei Sonntage in jeder Woche: Freitag bei den Türken, Samstag bei den Juden und Sonntag bei uns selbst!"

Wir empfahlen uns. Die junge Braut nahm sichtlich schwer von ihrer serbischen Freundin Abschied. Ob sie die unterbrochenen „Mittheilungen einer liebekundigen Seele" gern dem Beginn ih-

res Sabbaths opferte? Ich möchte es fast bezweifeln! —

Nach einer kleinen Viertelstunde sah ich mich wieder im Speisezimmer des Gospodin Z.... Hier hatte sich seit unserer Abwesenheit Nichts geändert. Gospodin Z... saß am Tische obenan und lachte, der Pope hatte die ihm des Morgens angethane Kränkung „in der Tiefe" bereits völlig verschmerzt, der Kapetan hatte noch immer Raum für einen Zutrunk, und die zwei Beamten hatten ein Aussehen gewonnen, daß man sie für die zwei Helden halten konnte, von denen das Lied sagt:

„Und sie tranken rothen Wein so lange,
Bis das Weiß der Augen roth geworden,
Und die Thränen von den Wimpern rollten."

Den Umfang der Veränderung aber, die einstweilen im Keller vorgegangen, kann nur der ermessen, der den vjerna sluga mit der Nachricht hereintaumeln sah, daß der Inhalt des Eimerfäßchens Nummer zwei ebenfalls bereits bis auf die nackten Dauben „verschwunden sei."

Druck von G. E. Elbert.
Correctur von Dr. Fließbach in Leipzig.

Südslavische Wanderungen.

Südslavische Wanderungen

im Sommer 1850.

Zweiter Band.

Leipzig,

Friedr. Ludw. Herbig.

1851.

Der Cordon. Pančevo.

Die vierundzwanzig Stunden, die mir von kaiserlich österreichischem auf fürstlich serbischen Boden überzutreten ausnahmsweise gestattet worden, waren bereits zu wiederholten Malen abgelaufen, als ich mich endlich entschloß, den Dschamien und Rucaks, den Smiljen und Bosiljen, dem Gospodin Z... und dem Meister Hassan Lebewohl zu sagen, ohne daß in Folge der Fristverlängerung, die ich mir aus eigener Machtvollkommenheit zulegen zu dürfen glaubte, das Gleichgewicht Europa's im Mindesten gestört worden wäre. Um so gefährdeter sollte es werden, als ich, begleitet von meinen beiden Dioskuren Stewa und Moseh, spät am Abend an den Ufern der Save erschien, um mich dem theuern Heimathufer zurückstellen zu lassen.

„Schrift!“ verlangte nämlich der die Ueberfahrt überwachende Haiduk, ein gelbes Männlein mit blitzenden Augen, von dem mir nicht gleich recht klar war, ob bei ihm das natürliche Menschenwachsthum aufhöre, oder das Zwergthum anfange. Ich reichte ihm das vom österreichischen Consul zur Rückreise gefertigte Dokument hin.

„Nichts! Ich kenne das nicht!“

Den Folgen eines Mißverständnisses vorzubeugen, erklärte ich dem Vertreter der serbischen Macht, von dem ich bei dem Umstande, daß er das Blatt in verkehrter Richtung untersucht hatte, mit Recht annehmen zu dürfen glaubte, daß er nicht lesen könne, daß dies die Unterschrift des Vertreters meiner Heimathsmacht, des Vertreters Oesterreichs sei, die ich ihn um so mehr zu respectiren aufforderte, als es spät war, und ich die letzte Barke, die eben vom Lande stoßen wollte, nicht versäumen mochte.

„Was Oesterreich! Nichts da Oesterreich!“ erwiderte der gelbe Haiduk, indem er mit dem Stock auf den Tisch schlug. „Ich kenne kein Oesterreich! Ich kenne keinen Kaiser! Ich kenne nur ein Serbien und nur meinen Fürsten! Dein

Kaiser und Dein Consul gehn mich nichts an! Die sind für Dich da, nicht für mich! Die Unterschrift der serbischen Polizei verlang' ich, sonst lass' ich Dich nicht fort!" Die Leser begreifen, zu welchen europäischen Wirrnissen diese Nichtanerkennung Oesterreichs führen konnte. Sie begreifen, daß sich die Eventualitäten nicht berechnen ließen, wenn der Haiduk darauf bestanden wäre, mich meinem Vaterlande vorzuenthalten. Vor allem Andern eine Reihe von Reclamationen; dann ein heftiger Notenwechsel; endlich eine Palmerstonade Belgrad's um den Ersatz für die Unkosten zu erzwingen, die mir der Schnupfen verursacht hätte, den ich mir in Folge des Uebernachtens am Ufer der Save zugezogen haben würde. Die Pforte und Rußland konnten nicht gleichgiltig zuschauen; mein Kleiderkünstler und vielleicht meine Freundinnen ebenfalls nicht; Frankreich mußte eine médiation armée anbieten; kurz, es ließ sich nicht einmal bestimmen, ob nicht selbst das Fürstenthum Liechtenstein sein Armeecontingent hätte ausrücken lassen müssen, um Europa in den Fugen zu erhalten. Ein augenblicklicher Zusammenstoß beider Mächte konnte zwar den Conflict schnell entschei-

den, schien mir jedoch nicht rathsam, da Serbien einen sehr starken Knittel hatte, Oesterreich aber, das ist ich, aller Waffen ermangelte. Ich erkannte daher sogleich, daß der Friede Europa's und die Ehre Oesterreichs einzig und allein auf „diplomatischem" Wege zu erhalten seien, und richtete deshalb an den Haiduken einige eindringliche „Noten," die derselbe zwar damit erwiderte, daß sie in seinem Vaterlande keine Geltung hätten und daß er fünfundzwanzig Procent an ihnen verlieren müßte, die ihn jedoch augenblicklich zu der Aeußerung bestimmten, daß, recht betrachtet, Oesterreich denn doch auch ein gutes Land sei, und die Unterschrift des österreichischen Consuls eigentlich eben solche Anerkennung verdiene, wie die der serbischen Polizei. Der Friede Europa's war somit gerettet, und ich konnte nach einem rührenden Abschiede von Stewa und Moseh als rehabilitirte Großmacht die Barke besteigen, die mich nach weniger als einer halben Stunde ohne weitere Umstände auf österreichischen Boden setzte, als daß der Commandant des Wachtpiquetes am heimatlichen Ufer mir einige Blätter einer serbischen Zeitung aus der Reisetasche zog und nicht wieder

zurückstellte, weil er den Auftrag hatte, alle Druckschriften, die man aus dem censurunterliegenden Serbien in das preßfreie Oesterreich herüber zu schmuggeln versuchen würde, zu confisciren; wahrscheinlich damit die diesseitige Preßfreiheit von der jenseitigen Censur nicht mit allzuliberalen Ideen überschwemmt werde. —

Am nächsten Morgen glitt eine Tschaikistenbarke ruhig und langsam die breite Donau hinab. Sie hatte die Bestimmung, von Semlin aus in drei Stunden Pančevo zu erreichen. Jedermann aber, der sie von Semlin abstoßen sah, konnte ihr prophezeien, daß sie sich glücklich preisen dürfe, ihr Ziel in der doppelten Zeit zu erreichen. Die Kommunikation zwischen Belgrad, Semlin und Pančevo, die erst nach einigen Wochen mittelst eines kleinen Dampfschiffes eingeleitet werden sollte, wurde nämlich mittelst zweier kleiner Tschaikistenboote unterhalten, von denen täglich eines von Pančevo nach Semlin und das andere von Semlin nach Pančevo fuhr. Wenn man dem Boote, auf dem ich mich eingeschifft hatte, keinen raschen Fortgang prophezeien konnte, so hatte man dazu ganz guten Grund, da außer den zehn bis zwölf

Reisenden auch noch ein Transport rumänischer Gränzsoldaten förmlich Mann an Mann auf dasselbe geladen war, die aus Italien in ihre Heimath zurückkehrten. Fünfzig Mann waren aber jedenfalls mehr, als ein so schwaches und kleines Fahrzeug wahrscheinlicher Weise ertragen konnte. War auch der enge Dschamatz (Kahn) bis kaum auf einige Finger breit unter Wasser getaucht, so hielt es der Ueberfuhrcommandant doch noch nicht für zulässig, einen zweiten Kahn herbeizuschaffen, „weil die ärarischen Fahrzeuge geschont werden müßten und nicht so zu Jedermanns Bequemlichkeit da seien."

Die Fahrt nach Pančevo dauerte in der That ungewöhnlich lange und würde zudem noch äußerst langweilig geblieben sein, wenn nicht die Beobachtung dieser theils sonngebrannten, theils fiebergelben dakoromanischen Gestalten, die als letzter Rest eines aufgeriebenen Bataillons von den Gefilden des Kirchenstaates heimkehrten um ihre Angehörigen nach zweijähriger Abwesenheit wiederzusehen und den Angehörigen der Zurückgebliebenen die traurige Kunde zu bringen: „Wartet nicht, sie kommen nicht wieder!" einiges Interesse

geboten, die Phantasie etwas beschäftigt hätte. Sie waren in Ferrara und Bologna gewesen, hatten sich mit Garibaldi und den Crociati geschlagen und konnten von der Feigheit der Wälschen, und, wie sich wol von selbst versteht, von ihrer eigenen Tapferkeit nicht genug erzählen. Bologna, ihren letzten Standort, hatten sie vor sechs Wochen verlassen. Da sie den Weg zu Lande zu nehmen angewiesen waren und stets zu Fuß gingen, so war es begreiflich, daß sie zur Zurücklegung des Weges bis hieher eine so ungeheuer lange Zeit gebraucht hatten. Zwei von ihnen waren auf dem Wege den Mühsalen der Wanderung unterlegen. Von den Ereignissen, die mittlerweile im eigenen Vaterlande vorgefallen, wußten die Leute, deren Bekleidung sich im elendesten Zustande befand, so viel als gar Nichts. Sie waren, so wie viele andere Gränzbataillone, im Winter von 1847 auf 1848 ausmarschirt, und gar keine, oder nur dunkle, entstellte Kunden waren zu ihnen an die Ufer der Tiber gedrungen von den Kämpfen, die mittlerweile über ihre eigenen Aecker getost. Was hie und da ein zurückgebliebenes Gränzerweib ihrem ausmarschirten

Manne, wenn sie dessen Standort wußte, schrieb, klang verworren und fabelhaft. Die Namen Kossuth, Jelačić, waren fast Alles, was von der ganzen jüngsten Geschichte bis zu ihnen gedrungen. Von der politischen Umwandlung der Dinge in Oesterreich hatten sie eine kaum schattenhafte Vorstellung und lauschten mit Begierde, als ein Mann von etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahren, dem Ansehen nach ein aus der Bačka oder dem Banate stammender Serbe, ihnen das zu erklären trachtete, was man ehedem als die „Errungenschaften" bezeichnete und als er ihnen auseinandersetzte, wie sich nun auch die traurige Lage der „Gränze" werde bessern müssen. —

Wie die Ufer Syrmiens weiter aufwärts, so sind auch hier die rechten Donauufer die schöneren. Die Bergwälder Serbiens tauchen hier bis hart an die Fluten herab; Schluchten und Waldthäler münden an den vorüberrauschenden Strom. Nur hie und da ragt aus dem Grün eine kleine Gruppe von Dächern hervor, ein kleines Serbendorf, von Schiffern bewohnt oder von Hirten. Die linken Ufer liegen flach und fast öde, die letzten Ausläufer der unabsehbaren Ebenen Südun-

garns, die Regimentsbezirke der Banatergränze. Es scheint, als wäre hier alles Leben ausgestorben. Traurig streift die Morgenluft über die schilfbewachsenen Strecken hin oder durch die Gruppen von Weidensträuchen, und taucht irgendwo ein einsames Dach aus dem abwechslungslosen Bilde hervor, so ist es das eines Čardak's oder einer verlornen Straža. Diese Čardak's ziehen sich längs des ganzen linken Ufers von Strecke zu Strecke hin, und man muß sich manchmal verwundern, wie diese äußersten Posten, die hie und da mitten im Wasser zu stehen scheinen, nicht jeden Augenblick dem Andrange der Wogen zum Raube werden. Auf vier ins Wasser eingerammten Pfählen erhebt sich der viereckige Raum einer aus Bretern gezimmerten Hütte, oder vielmehr einzigen Stube, die an allen vier Seiten mit Fenstern versehen ist, damit die den Cordondienst versehenden Gränzer nicht nur den Strom auf- und abwärts, sondern auch das Land ringsum beobachten können. Nach Außen ist die Stube, ebenfalls von allen vier Seiten, von einem Gange umgeben, über den sich das oft nur aus Schilf bestehende Dach als Schutz gegen Regen und Sonnenstrahlen

hinerstreckt. In dieser Stube nun sitzen die armen Leute, deren Aufgabe es immer noch ist die Pest, seit jüngster Zeit auch neuerliche Einfälle der Ungarn aus der Türkei abzuhalten, um einen schlechten Tisch bei einer Tracht abgesottener Bohnen und Zwiebel, bei einem Stücke gelben Kukuruzbrodes, und wenn es gut geht, bei einem Schlucke Rakia, indessen der Posten draußen zwei Stunden lang den Gang nach allen Richtungen umgeht, und wol auch aus langer Weile die Muskete an die Wand legt und sich auf das Geländе des Ganges setzt, die Arme auf die herabbaumelnden Füße und den Kopf in die Hände stützt, und ein Stündchen vor sich hinträumt und im tiefsten Herzen wünscht, daß die Pest die Pest hole und der Donnerer Ilia in die Magyaren fahre, oder daß doch wenigstens die acht Tage schon vorüber wären, die er in diesem weltverlorenen Čardak zuzubringen habe, oder auch schläft, bis ihn das Plätschern eines Ruders aufweckt, und ihn an seine Pflicht ermahnt, Jeden, der vorüberfährt, anzurufen. —

„Holt wer do!" rief uns der Cordonsposten von Nova Barča an, nachdem er beim Anblick

unserer Barke sogleich nach seiner Muskete gegriffen. Auf seinen Ruf kam die gesammte Mannschaft seines Piquets, den Commandanten an der Spitze, vor den Čardak herausgeeilt, der sich auf dieser Hauptstraža von allen anderen Čardaken dadurch unterscheidet, daß er einem kleinen Hause ähnlich bequem auf einer kleinen Insel gelegen ist.

„Transport iz Italie!“ erwiderte einer unserer Ruderer in langgedehntem Rufe ohne Miene zu machen sich dem Lande zu nähern, was eigentlich zu geschehen hatte, da bei dieser Straža die Päſſe eingesehn werden sollen.

„Halt Bruder!“ wiederholte der Posten, dessen scharfem Auge die Anwesenheit einiger nicht militärisch gekleideter Personen auf dem Fahrzeuge nicht entgangen war. „Gehört Alles auf dem Schiffe zum Transport?“

„Al—les!“ erwiderte der Tschaikiste in der gedehnten Weise der Schiffer.

„Auch die mit den weißen Hüten und in Civilröcken?“

„Auch!“ entgegnete der Schiffer, der durchaus keine Lust hatte den schwerbeladenen Dschamatz an's Land zu rudern.

„Mir scheint nicht!“ rief der gewissenhafte Gränzer zurück.

„Leg' die Puschka aus der Hand und Dich selber schlafen, Bruder!“ gab der Tschaikiste als Ultimatum zur Antwort und verdoppelte seine Ruderschläge, indem er mit seinen beiden Rudergenossen ein Lied anstimmte, das gellend von den serbischen Bergen widertönte. Wer immer sich auf dem Fahrzeuge befunden hätte, er wäre diesmal der Wachsamkeit des Cordons entgangen. Nicht immer jedoch ist dies möglich. Schöpft der Commandant der Staža nur einigen Verdacht, oder will das Fahrzeug auf den Anruf nicht stehn bleiben, oder an's Land legen, so wird demselben pfeilschnell mit einem Kahne nachgesetzt, und es steht den Gränzern sogar frei, auf die nicht Folgeleistenden Feuer zu geben.

Das linke Ufer wird etwas gebüschreicher, das Fahrwasser seichter. Ganze Strecken von Wasserpflanzen, ganze Netze von Algen erschweren dem Dschamatz das Weiterkommen; — wir nähern uns dem Stabsorte des Deutschbanater Regimentes, Pančevo. Noch eine kurze Strecke gleitet das Fahrzeug über den Wässern der Donau hin,

und lenkt dann in die Mündung der Temeš ein. Nach einer kurzen Fahrt durch einen Wald von Weiden und Zitterpappeln legen wir endlich zwischen zahlreichen Frachtschiffen, den Zeichen eines lebhaften Handels, in Pančevo an's Land.

Pančevo ist eine der hübschest gebauten Gränzstädte. Breite Straßen und nette, wenn auch meist ebenerdige Häuser geben ihr ein freundliches, einladendes Aussehn. Dem Handel mit der gesammten Banater Gränze, dem Verkehr mit dem gegenüberliegenden Serbien so wie dem Fruchtmarkte verdankt Pančevo seine wirklich bedeutende Wohlhabenheit, ja man kann sagen seinen Reichthum. Die hübschesten Gebäude umstehen den Hauptplatz, wenn auch einzeln und zerstreut. Hier ist die Hauptwache, schöner und geschmackvoller gebaut als in der Hauptstadt manchen Kronlandes; hier das Stadthaus, ein Gebäude im neuesten Style, das jeder Stadt Ehre machen würde.

Das Stadthaus! — Bei diesem endet Alles, was ich meinen Lesern über das hübsche Pančevo zu sagen im Stande bin. Nicht etwa, als ob ein beobachtendes Auge in dem Leben dieser theils

militärischen, theils kaufmännischen Stadt nicht manches interessante Streiflicht entdecken könnte; sondern einzig und allein darum, weil die Interessen, die ein halbes Dutzend Bureaux hat um den Paß eines Reisenden eben so vielen Einsichten und Stempelungen zu unterziehen, höher stehen als die Interessen des Reisenden selbst.

Die Zeit, die ich in Pančevo zubringen konnte, war nur auf wenige Stunden beschränkt. Auf dem ganzen Wege von dem „Herzen" unseres geliebten Vaterlandes bis zu dessen „Beinen" — denn wer möchte die Militärgränze seit dem letzten Kriege nicht so nennen dürfen? — hatte ich das Glück mit Paßbehörden aller Art so viel zu verkehren, daß ich, wie alle nie zufriedenen Gemüther, des Glückes endlich überdrüssig, mir dasselbe in Pančevo so schnell als möglich vom Leibe schütteln wollte, um dann desto sorgenloser mich einer Wanderung durch die Stadt hingeben zu können. Der Mensch aber denkt, und seit in Ungarn die alte „Unordnung" der Dinge, nach welcher wie in England jeder Reisende sich wenden durfte wohin es ihm beliebte, ohne erst einer Dekurie von Revidenten seinen Besuch abstatten

zu müssen, der neuen „Ordnung" hat weichen müssen, haben wenigstens zwölf Augen ein jedes Reisedokument zu inspiciren, und es ist begreiflich, daß dies Zeit braucht. Mein erster Gang galt sonach dem Stadthaus — mein letzter dem Schiffe, das mich wieder weiter bringen sollte. Alle Zeit, die zwischen diesen beiden Momenten lag, brachte ich im Stadthause zu, um meinem Passe die allerlei Visa zu erwerben, die nach der neuen Einrichtung erforderlich sind.

„Wollen Sie nicht meinen Paß vidiren?"

„Belieben Sie sich an jenen Tisch zu begeben!"

„Wollen Sie nicht meinen Paß vidiren?"

„Belieben Sie sich in jenes Zimmer zu verfügen!"

„Wollen Sie nicht gefälligst meinen Paß vidiren?"

„Draußen im Gange rechts!"

„Ich bitte, meinen Paß . . . ."

„Droben im Gange links!"

Der Gesuchte ist endlich gefunden. Er nimmt den Paß, wendet und kehrt ihn nach allen Seiten und legt ihn schweigend neben sich hin, um in Eugen Sue's „Martin der Findling" weiter

zu lesen, den er vor sich auf dem Bureau liegen hat.

„Darf ich nicht bitten, meinen Paß . . . .“

„Sogleich!“

Nachdem der fleißige Findlingleser noch drei Blätter verschlungen, streckt er die Hand nach dem Passe aus. Ein Freund tritt herein.

„Ach Bruder! lässest Du Dich auch einmal sehen?“

„Ja, doch nur um Dich um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Du kennst den W...? Der Mann will mir wegen seiner Paar Gulden nicht vom Halse; könntest Du nicht trachten, so auf eine Weise . . .“ Die beiden Feunde verkehren leise, eine halbe Stunde verstreicht.

„Wollen Sie nicht meinen Paß . . . .“

Endlich wird der Paß zur Hand genommen.

„Ja sehen Sie, wo soll ich Ihnen Ihren Paß vidiren? Sie sind erst zwei Wochen auf Reisen und haben auf dem ganzen Bogen kein Plätzchen mehr leer um einen Stämpel drauf zu drücken. Was haben Sie gemacht?“

„Ich? Nichts! Die Civilbehörde und die Militärbehörde in Wien, das sind zwei; die Civilbe=

hörde und die Militärbehörde in Preßburg, das sind vier; in Komorn stieg ich aus ein Glas Wein zu trinken, da mußte ich wieder erst von der Civilbehörde und dann von der Militärbehörde das Visum einholen, als aber der Paß visirt war, mußte das Dampfschiff wieder fort und ich mußte das Glas Wein ungetrunken stehn lassen, das sind sechs; in Pesth stieg ich aus um ein Paar Stunden zu schlafen, wieder zwei Behörden, sind acht; in Baja stieg ich aus Kirschen zu kaufen, wieder Civil- und Militärvisum, sind zehn; in Mohač rief mich ein unabweisliches Bedürfniß an's Land, wieder zwei Visa, sind zwölf; in Semlin..."

„Bitte, ist genug! ich sehe ja selbst, daß Sie schon zweiundzwanzig Visa auf Ihrem Passe haben! Wie lange gedenken Sie zu reisen?"

„Vier Monate."

„Nun, da wär's besser gewesen, daß Sie sich gleich ein Buch Papier mitgenommen hätten! Was ist jetzt zu thun?"

„Ich stelle es Ihrem Ermessen anheim; doch bitte ich um baldige . . ."

„Da muß ich erst den Herrn Bürgermeister fragen!" —

Eine Stunde vergeht. Der Beamte erscheint endlich; meinem Passe ist ein Surrogatschweif von einem Bogen Papier angepappt. Die Unterfertigung erfolgt.

„Nun gehn Sie zum Platzhauptmann um die militärische Vidirung!"

Der Platzhauptmann hat just Gesellschaft. Eine halbe Stunde vergeht, ehe er den Paß zur Hand nimmt, eine andere halbe Stunde ehe er eine gute Feder findet.

„Nun gehen Sie zum Cordonskommandanten!"

Der Cordonskommandant trinkt schwarzen Kaffee. Nach einer halben Stunde habe ich auch sein Visum.

Nun endlich könnte ich das Haus aufsuchen, in welchem Šuplikac am 15/17. December 1848 an demselben Tage gestorben, an welchem zu Olmütz seine Wahl zum Wojwoden bestätigt worden, den Ort besichtigen, wo Knićanin wenige Tage später gesiegt, — da zeigt die Uhr sechs, die Stunde der Abreise schlägt in demselben Augenblicke als ich aus dem Stadthause trete, und ich habe dafür, daß ich in Pančevo einen halben Tag zugebracht, das edle Bewußtsein, daß der Revisor am Ufer der Temeš, aus welcher ein

Boot die Reisenden zu dem Wartschiffe auf der Donau hinausschafft, meinen Paß in bester Ordnung findet.

„Zweck der Reise, bitt' ich!" fragte der Revisor.

„Mir in verschiedenen Städten den Paß visiren zu lassen," war meine Antwort.

Weißkirchen. Ein Verschollener.

Pfeilschnell, als wär' es das Glück, flog das stolze Dampfboot durch die schäumende Wasserbahn hin. Mährchenhaft flogen die aus den Fluten emporsteigenden Zinnen und Thürmchen der alten Türkenfestung Smederevo (Semendria) übergossen vom Glanze der herrlichsten Morgensonne an unserm Auge vorüber, und nach wenigen Stunden hielt der Kiel an dem Steinkohlengeschwärzten Landungsplatze in der Nähe des Kaludjeren-Klosters Basiaš, dem Zielpunkte aller Reisenden aus und nach dem südlichen Theil des Banates und der walachischen Militärgränze.

Ich stieg an's Land, und ehe noch der Dampfer Kohlen eingenommen, um die Fahrt durch die prachtvollste Partie der untern Donau zwischen

den Felspässen Serbiens und der südöstlichen Spitze des Banates bis an das eiserne Thor fortzusetzen, die eben bei den Bergen von Basiaš ihren Anfang nimmt, saß ich auf dem leichten Karren eines walachischen, oder wie er sich nun lieber nennen hört, rumunjischen Bauers, um meinen Weg donauabseits nach dem Innern des Landes zu nehmen. —

Man kann nicht behaupten, daß die Rumänen die Erinnerungen an ihre Abstammung aus der Stadt oder dem Lande der Cäsaren durch irgend eine Hinneigung zu Weichlichkeit oder Luxus bewahrt haben. Der Karren wenigstens, auf dem ich eine mehre Meilen weite Reise vor hatte, war durchaus nicht im Stande, irgend Etwas von cäsarischer Behaglichkeit nachzuweisen; vielmehr schien er dazu eingerichtet, den armen Wanderer von vorne herein mit den Entbehrungen und Beschwerlichkeiten vertraut zu machen, die ihn in den Thälern des ehemaligen Daziens erwarteten. Nichts schützte ihn vor den glühenden Strahlen der Sommersonne, Nichts hinderte, daß sich die Erschütterungen nnd Stöße, die der über alle Unebenheiten eines ungepflegten Gebirgsweges

hinpolternde Karren erfuhr, mit mehr als unmittelbarer Heftigkeit seinen unschuldigen Rippen mittheilten. Ein Beschwören des schnurrbärtigen Rosselenkers, Schatten und bessere Wege zu suchen, war umsonst; denn ihn quälte die Sonnenhitze nicht, der vorne auf einem Bündel Heu sitzend, einen Schafpelz um die Schultern geworfen und eine Mütze von Schafpelz auf dem Kopfe, sich ganz wohl fühlte, da er von dem Grundsatze ausging, daß, was für den Winter gut sei, auch für den Sommer gut sein müsse. Die kleinen, dürren, langmähnigen Pferde trotteten guten Muthes über Stock und Stein hin, ja machten sich sogar eine Art Vergnügen daraus, das knarrende Fahrzeug durch ein Stück Sumpf zu schleppen, und am Ende mußte ich ihm glauben, wenn er mich versicherte, daß es nicht nur keinen bessern, sondern gar keinen andern Weg von den Ufern der Donau in das gelobte Land Banat gebe, da die Eisenbahn von Basiaš nach Steuerdorf wol schon Jahre lang im Begriff sei in Angriff genommen zu werden, aber, wie ich sehen könne, bis jetzt nur noch

aus einigen Versuchen ein Paar Stangen auszustecken, bestehe.

Zum Glücke ist der Weg nach Sakalowac, einem sehr wohl angeordneten Gränzerdorfe, nicht so weit, wie der zu einem Amte wenn man keine Protection hat, und man hat für die bishin überstandenen Leiden die Genugthuung, von nun an auf ziemlich gut erhaltenen Gränzstraßen hinzufahren, die, Dank der bessern Gränzverwaltung, von schattenden Alleen eingesäumt sind.

Bald ist auch Vračevgaj erreicht, der Punkt, von dem aus die Serben in den Jahren 1848 und 49 den tapfern Weißkirchnern so viel zu schaffen gaben, daß es mich nicht wundern sollte, wenn der Name, der wol Teufelsforst bedeuten mag (von vrag, Teufel, und gaj, Forst), von der guten Stadt Weißkirchen erst jetzt dem Orte beigelegt worden wäre, und nach einer kurzen Fahrt über die Ebene, auf welcher zwischen den Serbianern und Weißkirchnern so viele tausend Schüsse gewechselt worden, daß die Zeitungen die arme Stadt vom Erdboden völlig verschwunden sein ließen, haben wir auch Weißkirchen vor uns.

Die Lage dieses, theils von Serben, theils

von Deutschen bewohnten Stabsortes des ehemals illyrisch-, nunmehr serbisch-banater Gränzregiments, den die Serben Bela crkva nennen, ist eine eben so angenehme in der Natur, als sie in der Politik eine unangenehme war. Während man sich ihr über eine prachtvolle, üppig grüne Ebene von Süden her nähert, ist sie gegen Norden an eine herrliche Wellenkette rebenreicher Hügel gelehnt, indeß gegen Osten die blauen Gebirgszüge von Neumoldawa und Saßka den Horizont begränzen, über die sogar noch die hohen Kegel der walachischen Gebirge dämmernd in den heitern Himmel hineinragen. Die Stadt selbst ist als der Sammelpunkt eines sehr ausgedehnten Regimentsbezirks ziemlich lebhaft, von guter Bauart, jedoch nicht so hübsch, wie Pančevo oder Semlin. So viel ich im Stande war zu beobachten, ist sie durchaus noch nicht so völlig von dem Erdboden verschwunden, wie uns die Zeitungen während des ungarischen Krieges mit so vielem Wehklagen über serbische Barbarei versicherten; vielmehr steht sie noch ganz wohlbehalten auf ihrem alten Platze, wie vor Jahren, wie ich den Zeitungen als

Augenzeuge versichern kann, und es ist kein Stein vom andern gekommen; und wären nicht bei jener Gelegenheit, da die Serben um jeden Preis eindringen wollten, die Dächer einiger der äußersten, gegen Vracevgaj zu gelegenen Scheunen und Stallungen aufgelodert, man würde in Weißkirchen vergeblich die Spuren kriegerischer Verwüstung suchen. Minder dürfte dies bei einem Blicke in das Innere der Familien der Fall sein. Weißkirchen, wie die Deutschen behaupten zum größern Theile von Deutschen, wie die Serben behaupten zum größern Theile von Serben bewohnt, hatte das traurige Loos, den Streit der Nationen in seinen Straßen, wenn auch im Kleinen, doch auf die erbittertste Weise mitspielen zu müssen. Die Deutschen, der Sache Ungarns zugethan, kannten keine heiligere Pflicht, als ihre Stadt dieser Sache zu erhalten. Die Serben, im Aufstande gegen Ungarn und dessen Regierung begriffen, kannten nichts Wichtigeres, als Weißkirchen in ihre Macht zu bekommen, wenn sie ihre Erhebung von da aus rasch und erfolgreich über das Banat verbreiten wollten. Die Waffenablieferung des Ober-

sten D . . an die Serbenanführer Koić und Stanimirović hielt die allzeit schlagfertige Bürgerschaft nicht ab, den Serben den Einzug zu verweigern, und die Tapferkeit der Weißkirchner machte die Serben nicht von ihrem Vorhaben abstehen. So kam es denn zu einer Reihe von Scharmützeln, die nicht nur auf's Grimmigste auf der schönen Ebene um den Wald von Veračevgaj gefochten wurden, sondern sich auch bis ins Innere der Stadt fortsetzten, wo Serben und Deutsche einander auch außer dem Kampfe und ohne allen weitern Anlaß als die gegenseitige Erbitterung beim ersten besten Begegnen niederschossen. Nicht nur dürfte es auf solche Weise nicht leicht eine Familie in Weißkirchen geben, die nicht Ein oder mehre Opfer zu beklagen hätte, sondern es sind sogar ganze Familien aufgerieben worden, verschwunden. —

Waren auch im Ganzen die serbischen Einwohner den deutschen gegenüber im Nachtheil, so konnte Derjenige keineswegs das Gleiche behaupten, der zu gleicher Stunde mit mir vor dem wol ehrsamen, keineswegs aber hübschen Gasthofe zum „Türkenkopf“ halt machte und in die Wirths-

stube trat, allwo eine Anzahl von etwa zwölf Personen gemischter Nationalität eben mit der Vernichtung eines Theiles der table d'hôte beschäftigt war, wobei sich der serbische Theil der Tischbesatzung keineswegs im Nachtheile befand.

„Sind Sie Herr . . .?“ fragte mich sogleich bei meinem Eintreten ein junger, ziemlich modern gekleideter Mann, dessen fein gestrichener Schnurrbart den Magyaren, dessen besticktes Sammtkäppchen den Wirth erkennen ließ.

Nicht wenig erstaunt, daß hier Jemand meinen Namen kenne, bejahte ich.

„Dann werden Sie draußen im Garten erwartet.“

Mit dem Gefühl des gespanntesten Erstaunens ließ ich mir den Weg nach dem Garten zeigen.

Unter einem der schattigen Bäume saß die Gestalt eines jungen Mannes vor einem mit rothem Gerstensaft gefüllten Glase wie in tiefes Nachdenken versunken, die Arme auf den Tisch gekreuzt, das brillenbewaffnete Auge auf Gambrini edles Naß geheftet. Galt es fernen Erinnerungen? Galt es die Güte des Getränkes

mit kennendem Blicke zu durchforschen? Eine leichte Sommerkappe beschattete das bleiche aber wohlgenährte Angesicht; ein Anzug aus leichtem weißem Zwillich, der Abgang der überflüssigen Last einer Weste und des beengenden Zwanges eines Halstuches zeigten von Hinwegsetzung über die Formen der Mode und der Ueblichkeit. Erinnern sich meine Leser oder doch meine Leserinnen noch des bleichen jungen Mannes, der vor sechs bis acht Jahren träumerisch und schon damals auf Aeußerlichkeiten wenig achtend durch die Straßen Prags hin ging, seiner Erscheinung nach von Niemandem bemerkt, den Offenbarungen seiner tiefen Dichterseele nach von Jedem, der sich um die literarischen Regungen in der Moldaustadt kümmerte, gekannt und bewundert? Damals zählte er neben Alfred Meißner und Hartmann zu den schönsten Hoffnungen der jungen deutschböhmischen Literatur. Tiefe des Gemüthes, innige Verwandtschaft mit der Natur und ihrem geheimnißvollen Leben und Weben, unbefangene Weltanschauung stellten ihn über seine beiden Freunde. Heute ist er der schlichte Doctor eines Banater Bergstädtchens.

„Dieses ist nicht Don Fedrigo,
Don Fedrigo kohlmarktwohnhaft,
Der in schönen Mondscheinnächten
Sang die zarten Sensitiven!“

dachte ich im ersten Augenblicke, unwillkürlich in jene parodirende Weise gerathend, in welcher der Dichter der „Sensitiven“ so sehr Meister ist, indem mir, ich weiß nicht wie, eine ähnliche Stelle seines launenvollen Heldengedichtes: „Der verkümmelte Mantel,“ durch die Seele fuhr. Und dennoch — es war Friedrich Bach, der gedankentiefe Dichter der Lieder „vom Vergessen,“ der Lieder vom „Sterben.“ Er schlug die Augen auf — und ich erkannte ihn. Im nächsten Augenblicke hatte ich seine treuherzige Hand gedrückt; er, der sich von den Freunden vergessen, und den mancher der Freunde verschollen und gestorben wähnte, saß mir am kleinen Tische im Schatten einer Linde gegenüber wie wir so oft gesessen vor zehn Jahren unter den Schatten der „Schützeninsel“ oder des „Baumgartens“ oder irgend eines andern der vielen Gärten Prags und einander über einem Kruge böhmischen Malzabsuds Verse vordeklamirten, die jüngsten Erzeugnisse unserer Muse, noch brühheiß

an Gefühl, und noch tintennaß an Frische, und noch unbekannt in „Ost und West." Diesmal aber sprachen wir keine Verse, sondern sahen einander stumm an, und lasen in unseren Zügen und auf unseren Stirnen. Auf unseren Lippen schwebte die Frage: „Wie hast Du gelebt seither?" Aber sie zögerte laut zu werden. Zehn Jahre lagen zwischen damals und heute. Wie hatte jeder von uns so viel gehofft, so viel gewollt, so viel gestrebt! Wie wenig und wie ganz Anderes hatte jeder von uns erreicht, als er gedacht! Erreicht? Nein! Zu wie ganz Anderem hat ihn der Zufall getragen, wie das Blatt, das vom Baume fällt, nicht weiß, wohin es der Wind trägt; wie den Schiffbrüchigen die Welle ganz anderswo an's Land wirft als wo er hinwollte, da er die Segel seines Schiffes den vollen Winden gab. Und wo war die Freundschaft? Und wo war die Liebe? Den jugendfrischen Kreis haben theils die Mächte der Verhältnisse, die Sorgen der Wirklichkeit, die mit unerbittlichen Forderungen den idealen Wünschen entgegentraten, auseinandergerissen, theils die Gewalten der Ereignisse zersprengt. Wie Spreu zerstreut weilte der Eine in irgend einem

Cantone der Schweiz; der Andere hing in Paris „revolutionären Studien“ nach; der Dritte ließ irgendwo in einem vergessenen Journalbureau das herrliche Brillantfeuer seines Witzes im Dienste nothzüchtigender Tagespresse versprühn; der Vierte saß in einem Amt, der Fünfte in einem Staatsgefängniß, und er selbst in der entferntesten Ecke des Banates unter Bergen und Bergleuten, wohin nur die Nachklänge gelangen der Weltereignisse und von Kunden über Kunst und höheres Streben nur so viel, als sich verirrt auf den Flügeln des Zufalls, wie manchmal der Wind das Samenkorn einer Thalblüthe auf den Gipfel einer Alpe verträgt. Ich saß ihm gegenüber, ihm von kaum mehr als dem Zufalle entgegengetragen, seit Jahren der Erste und Einzige, die ihm von allen seinen Freunden entgegengetreten. Und die Liebe? Wo gab es ein Gemüth, das reiner, kindlicher, edler liebte als das seine? Und das Alles lag fern, fern wie ein verlassenes Frühlingsland hinter abendrothüberschienenen Bergen.

Wir schwiegen lange.

„Wie hast Du gelebt seither?“ brach endlich Friedrich das Stillschweigen.

„Und wie hast Du gelebt?“ entgegnete ich die Frage.

„Ich hab's gelernt, zufrieden sein,“ erwiederte Friedrich. „Ich habe mir einen Wirkungskreis erworben, der mir nicht Zeit läßt zum Müssiggang. Ich arbeite, habe Freunde, hab' ein Weib genommen und fühle mich wohl.“

„Und die Poesie?“

„Ich ruf' sie nicht. Tritt sie mir entgegen, so weise ich sie nicht ab.“

„Du schreibst also nichts mehr?“

„Als ob Alles, was einem Poeten durch's Herz zieht, geschrieben sein müßte oder gedruckt. Ist's nicht genug, daß es empfunden ist? Es war, wenn es der Dichter gedacht, gefühlt hat. Ob es auch fortbestehen, ob man es auch Anderen mittheilen muß, das ist eine andere Frage. Ich bin dahin gelangt sie verneinend zu beantworten.“

„Und doch hast Du während Deines Aufenthaltes in diesen Gegenden eine neue Ausgabe Deiner Gedichte veranlaßt.“ *)

*) Bei J. J. Weber in Leipzig 1847.

„Das muß ich, um zu jener Verneinung zu gelangen. Meine „Sensitiven" haben gefallen; wenigstens meinen Freunden. Ich wußte sehr gut, woran es ihnen fehlte, und suchte es bei meinen späteren Gedichten zu vermeiden. Durch eine neue Ausgabe der Gedichte, durch Hinzufügung des Besten, was ich an neuen Arbeiten hatte, wollte ich an Bekannte und Unbekannte die Frage stellen, wie weit ich vorgeschritten. Die Antwort war völliges Nichtbeachten des Buches. Weder Freund noch Fremder kümmerte sich darum; die Kritik nahm keine Notiz davon; ich war dem ganzen Kreise aller Jener, die sich ehedem meine Freunde nannten, entrückt, das Buch ging unter. Was soll ich weiter?"

Ich machte Friedrich auf die Ungunst der Zeitverhältnisse aufmerksam. Die um eine reiche Anzahl wahrhaft prachtvoller Gedichte vermehrte neue Ausgabe war nämlich in die Periode kurz vor dem Ausbruche der Revolution gefallen. Die politische Poesie nahm damals alles Interesse in Anspruch, und nur auf dem Wege durch sie oder durch sonst eine politische Bedeutung, ein politisches Schicksal, konnte der Dichter die Auf-

merksamkeit auch seinen nichtpolitischen Poesien erwerben. In den Schlachtrufen der nächsten Zeit mußte das stille Lied des Tiefsinns überhört werden, im Dampf der Kanonen mußte der zarte Blüthenstaub der „Sensitiven“ unbemerkt verhauchen.

„Unrecht wär's von Dir,“ entgegnete ich Friedrich, „wenn Du den Freunden und der Welt um der Ungunst der Zeit willen grollen, wenn Du darum der Poesie entsagen wolltest. Hört die Lerche auf zu singen, weil ihr Niemand zugehört hat, als sie einmal sang?“

„Sie läßt's aber nicht drucken!“

„Doch hören läßt sie sich. Und ein Poet, der in den letzten Enden des cultivirten Europa seinen Aufenthalt genommen, muß drucken lassen, damit man ihn höre, da er füglich nicht erwarten kann, daß man zu ihm herabwallfahre um sich von ihm vorlesen zu lassen.“

„Ich erwarte das auch nicht. Aber ich habe ein Buch hinausgeschickt in die cultivirte Welt; Weber in Leipzig hat es so schön ausgestattet, wie irgend ein mit Glacéhandschuhen geschriebenes Buch je ausgestattet worden; ich warte

ab, was sein Schicksal sein wird. Ist es schlecht, dann soll es vergessen sein, es geschieht ihm und mir kein Unrecht; enthält es Gutes, dann wird sich noch Jemand finden, der darauf zurückkommt."

„Zurückkommen!" erwiderte ich, im tiefsten Herzen beklagend, daß ein so förniges, reichbegabtes Talent wie Bach zu solchen Irrschlüssen, zu solchen Irrentschlüssen gelangt sein konnte. „Die Welt kommt auf Nichts zurück, worüber sie einmal hinweggerauscht; man muß sie darauf zurückführen!"

„So thut das!"

„Wer?"

„Ihr, meine Freunde! Versteht sich, wenn Ihr's der Mühe werth haltet."

„Und glaubst Du, daß die Welt sich entschließen würde, auch nur einen Blick nach rückwärts zu thun," entgegnete ich, „und wenn man ihr tausendmal zuriefe: Hinter Dir liegt ein Buch voll der schönsten Gedichte, die Du im Sturme übergangen! Sie wird es nie! Soll sie es, dann muß sie durch Neues, Frisches für den Poeten Interesse gewinnen. An Dir aber ist es, ihr

dies Interesse einzuflößen; und Du kannst es, wenn Du willst. Du bist reicher geworden, Du hast Erfahrungen, hast Anschauungen gesammelt —"

„Ein neuer Versuch würde doch nur dasselbe Schicksal haben!"

„Dann mußt Du ihm einen dritten folgen lassen."

„Und wenn der auch mißlingt?"

„Einen vierten! Man muß nie müde werden, wenn man bei sich weiß, daß man was kann. Nicht in der Welt liegt's, wenn wir keinen Erfolg haben; nur in uns, die wir nicht die rechte Weise getroffen!"

„Ich bin's aber schon müde!" rief Friedrich, indem er sich erhob und die Neige seines Glases leerte. „Ich habe der Literatur zweimal gesagt, daß ich bin. Soll ich ihr's öfter in die Ohren rufen? Etwa so lange, bis sie frägt: Wer ist Der? Soll ich ihr mich nachtragen? Das mag ich nicht. Wollte man mich kennen, dann hatte man Gelegenheit genug dazu. Hält man mich für zu gering, um sich um mich zu kümmern, mag man mich nicht, so werd' ich mich nicht auf-

dringen! Ich geh' einspannen lassen. Ich hoffe, daß Du ein Paar Tage in Oravitza mein Gast sein wirst!"

Also auch er? War's auch mit ihm dahin gekommen? Ich konnte keinen Augenblick mehr zweifeln. Friedrich Bach war unter die Verkannten gegangen, oder unter die nicht genug Anerkannten. Wenn er auch nicht klagte, — sein unerschöpflicher Humor läßt ihn dazu nicht kommen — so klagte er doch an. In der Erkaltung seiner Freunde, in der Theilnahmlosigkeit der Welt sucht er den Grund eines durch den Zeitsturm verlorenen Erfolges, oder eigentlich eines Nichterfolges, den hundert Andere mit ihm theilen, und der auch Bessere getroffen hätte. Er war überreizt, er war gekränkt, ohne daß ihn Jemand reizte oder kränkte, als er selbst. Er grollte der Welt, und hielt sie für unempfindlich und unempfänglich, und sie ist weder das Letztere, noch gab sie ihm zu dem Ersteren Anlaß. Er war in jenen traurigen Irrwahn gerathen, in dem schon so manches Talent verstummt ist, weil es glaubte, daß man es nicht genug würdige. Er fing an, das Loos Aller zu theilen,

die sich selbst zurückziehen, und dann klagen, daß sie die Gesellschaft nicht beachte. Ihn so wiederzufinden, that mir weh. Würde ich nicht an die Allgewalt der Poesie in seinem Gemüthe geglaubt haben, ich hätte ihn für verloren gegeben. Doch glaubte ich an jene — und auch daran, daß noch seine Sangszeit nicht vorüber! —

Es war spät am Nachmittage. Der Wagen stand bereit — Dank Friedrich, ein besserer als der mich hieher gebracht — und bald ging's die Weinhügel hinter Weißkirchen hinan, von denen aus sich die freundliche Militärkommunität mehr wie ein Garten mit einer Stadt, als wie eine Stadt mit Gärten ansieht, und dann rasch hin über den luftigen Bergrücken zwischen Wald und Fels, durch das serbische Dorf Grušica, wo das Gränzgebiet aufhört und das Provinziale des Banates beginnt, und durch das öde Räuberthal, eine unwegsame Felsenschlucht, der zahlreiche Raubanfälle den Namen gegeben und in der man sich die Stelle zeigt, wo erst im vorigen Jahre einige Honvéds zwei von ihren Geschäften friedlich heimkehrende Bürger, einen Zuckerbäcker und einen Tapezierer wie ich glaube, zur

Unterhaltung erschossen und beraubt haben. Bald war auch Nikolinca, das erste von Rumänen bewohnte Dorf, erreicht. Vor unseren Augen gewann der ringsum hochgebirgige Gesichtskreis immer deutlichere Umrisse: gegen Norden das Werschitzer Gebirge mit dem weißen Kirchlein auf dem höchsten Gipfel, gegen Osten die schneebedeckten Spitzen der Siebenbürgner Kette und die Berge von Mehadia und ringsum in unmittelbarer Umgebung welliges Hügelland, waldig, brach, bebaut, in bunter Abwechslung. Noch stand die Abendsonne über dem Horizont, als wir zwischen den Hütten des Dorfes Rakaschdia hinfuhren. Die Hügelwellen gewannen immer mehr und mehr den Charakter von Bergen und bald wand sich die Straße mitten ins Gebirge hinein. Eine Reihe von Rauchsäulen stieg aus einer, zwischen hohen Kegeln sich hinziehenden Kluft empor in der Höhe der Luft vom Sonnenuntergange wiederscheinend.

„Das ist der Rauch von den Oravitzer Hochöfen!“ sprach Friedrich. „Habe ich nicht eine genug schöne, wenn auch einsame neue Heimath, um die Träume der alten zu verschmerzen?“

Eine halbe Stunde später mußte ich gestehen, daß Friedrich Recht habe, wenn er nicht sehr nach dem Glücke der Anerkennung geizte, — hatte Er ja da jenes der Liebe gefunden.

Oravitza. Eine Grubenfahrt.

Abseits in einer Bergschlucht, nicht eher sichtbar als bis man mitten drin ist, liegt Oravitza das Bergstädtchen, eine einzige lange Kette von Häusern, die sich, hier von einem kleinen Garten, dort von einem Felsstück, dort wieder von einem Hohlweg oder Werkplatz unterbrochen, durch die enge Windung zwischen den Bergen hinanzieht. Schöne Gebäude, einen Marktplatz würde man vergeblich suchen. Kaum scheinen die kleinen Wohnhäuser und die Werkhütten dem Geklüfte genugsamen Raum abgewonnen zu haben. Und doch ist der Anblick ein schöner, der Eindruck ein freundlicher, und es ist begreiflich, wie sich ein Poet, der gewohnt ist mit der Natur zu verkehren, hier bald heimisch und wohl fühlen kann.

Wohin das Auge blickt, begegnet es irgend einem Schaffen, das an die geheimnißvollen Beziehungen mahnt, in welche der Mensch zur Natur tritt, wenn er sie werth hält, sie in ihrer Verborgenheit aufzusuchen. Ueber dem ganzen Orte webt die Poesie der Berge, der Stollen, der Schachten. Dort lagern auf einem Platze zwischen kahlen Felsmauern die Haufen grauer Erze, wie sie eben aus dem Schooße der Erde hervorgefördert worden. Hier schlägeln ein Paar Leute die größern Massen in kleinere Stücke, dort klappert ein Mühlwerk, um die Zerschlägelung anstatt der Menschenhände selbst zu vollführen. Aus zwanzig Schloten steigen dicke Rauchsäulen empor und zeugen, daß man in den Röstöfen rüstig beflissen ist, durch allerlei Zusätze von Schwefel, Kalk und dergleichen den spröden Erzen das gediegene Metall zu entlocken.

Wie das prasselt in einem solchen Röstofen! Ringsumher sprühen die Funken in der finstern Kammer vom kohlschwarzen Ofen. Das Schwefelfeuer der röstenden Erzlagen übergießt die Gesichter der herumstehenden Hüttenleute mit geisterhaft grünlichem Lichte. Da scheint es dem Meister,

daß es Zeit sei, das Metall zu befreien aus der glühenden Schmelze, und hin tritt die schwarze Gestalt eines Hüttenmannes und bohrt mit einem langen Stabe eine Oeffnung in das feuerumprasselte Behältniß, und heraus schießt ein rother Strahl flüssiger Gluth, um in den untergestellten Gefäßen zu erkalten und zu erstarren. Das schönste Kupfer ist gewonnen und wird in runden Stücken aufgeschichtet, um unter den gewaltigen Hammer zu kommen und zur Versendung zurecht geschmiedet zu werden. Dort tritt Einer aus dem niedrigen Hause, das Fell umgethan, die Lampe in der Hand, um früh am Morgen seinen Gang nach den Stollen anzutreten. Dort klimmt der Markscheider zwischen Busch und Gesteinen hinan; der Meßtisch wird ihm nachgetragen, daß er in der Frühe noch sein Werk beginne. Und unter alles das mischen sich die aus den umliegenden Dörfern herbeigekommenen Landleute, der Eine um ein Lamm zu verkaufen, der Andere um Arbeit zu suchen, der um selbst einzukaufen, jener um dem Doctor seine Leiden zu klagen.

Der Doctor aber hat alle Wehmuth und alle Erinnerungen des gestrigen Wiedersehens vergessen,

und rennt in seinem weißen Zwilchrocke, sein Kappel auf dem Kopfe und sein Stöckel unter dem Arme die lange Häuserreihe entlang, tritt fast in jedes andere Haus ein, frägt, räth, verschreibt, eilt wieder weiter, hält dort im Vorbeigehen eine Krankenvisite am offenen Fenster, anderswo an der Hausthüre, grüßt rechts und grüßt links, und hat doch nicht Grüße genug, um alle Grüße zu erwiedern, die ihm geboten werden, insbesondere von den unzähligen hübschen Köpfchen, die ihm von allen Seiten aus den Fenstern entgegenwinken. Man sieht es ihm an, er ist nicht nur der Arzt, sondern auch der Freund von Oravitza und, versteht sich, der hübschen Köpfchen. Fast rennt er in seinem Gruß- und Geschäftseifer an dem Freunde vorüber, der ihn auf wenige Stunden in seiner Weltabgeschlossenheit aufgesucht.

„Friedrich!"

„Grüß' Dich Gott! Einer von den Horvath'schen Bergleuten hat ein Bein gebrochen!"

„Wer ist die hübsche Blondine, die Dir dort aus dem Fenster so freundlich zugewinkt?"

„Blondine? Wo? In Oravitza gibt's lauter Hübsche, und darunter sehr viele Blondinen! In

Guruja haben die Räuber einen Mann halb todt geschlagen. Um Ein Uhr fahr' ich hinaus. Beschäftige Dich bis dorthin."

„Womit? Mit dem Bewundern der Blondinen?"

„Womit Du willst. Ich habe keine Zeit!"

Ein alter Bergmann geht vorüber und grüßt.

„Oder warte! Ich will Dich gleich beschäftigen! — He! Herr Mathes! gehen Sie in die Stollen?"

Der alte Bergmann bejaht.

„Gut! Dann nehmen Sie mir den Herrn da mit! Um Ein Uhr beim Wagen! Adjes!" — Und verschwunden ist er hinter der Thüre eines der nächsten Häuser.

Also ehe ich es noch von oben recht kannte, sollte ich Oravitza schon von unten kennen lernen. Schwer zwar, ich muß es gestehen, ward es mir von den hübschen Köpfchen zu scheiden, die hinter allen Vorhängen und Blumentöpfen hervorlugten. Doch Friedrich hatte über mich verfügt, und ich mochte selbst nicht gern die günstige Gelegenheit zu einem Gange durch die Banater Unterwelt un-

benützt vorübergehen lassen. Für die Oberwelt blieb mir noch manche Stunde. —

„Wollen Sie etwa in dem Anzuge, in dem Frack, in diesen Nankinghosen, mit dem weißen Hut hinuntersteigen?" fragte der alte Bergmann schier befremdet, als ich mit ihm am Ende des langen Ortes angelangt war und wir seitwärts in's Gebirge einlenken wollten, um zum Eingange der Stollen zu gelangen.

Ich erklärte, als ich meine Morgenwanderung antrat auf das Abenteuer einer Grubenfahrt nicht gefaßt gewesen zu sein, und mich daher mit jener Toilette nicht versehen zu haben, in der allein es Sitte sei, den unterirdischen Göttern seine Aufwartung zu machen.

„In diesen Kleidern geht's nicht," bemerkte Mathes trocken; „wenn Sie keine bessern haben — — —"

„Bessere?" maß ich erstaunt meine Toilette, die ich über allen Tadel erhaben wähnte.

„Für da unten ist das eine schlechte, und eine schlechtere wäre eine bessere!" erklärte Mathes. „So müssen wir eine zu leihen nehmen!" fügte er hinzu, und wir traten in eines der nahegele=

genenen Häuser, die Wohnung des Herrn Markscheiders, wie sie Mathes nannte.

Meine Metamorphose in einen Grubenfahrer war bald zu Stande gebracht, und nun ging es in lederbesetzten Beinkleidern, grauer Bergknappenjacke und schildloser Kappe mit Stock und Lampe rüstig in's Gebirg hinein.

Nach einer kleinen Viertelstunde hatten wir den Eingang in den Schacht erreicht. Herumliegendes Gebälk, zur Unterstützung lockerer Partien der Stollen und zur Sicherung mancher gefährlicher Stellen so wie zum Schachtbau bereit, bezeichnete den Ort, herausgeförderte Erzhaufen lagen ringsumher.

In einer kleinen Hütte, die zur Aufbewahrung der zum Bergbau nöthigen Geräthschaften diente, und in der sich die Bergleute des Morgens, bevor sie in die Stollen gehen, versammeln, wurden die Lampen mit frischem Oele versehen und angezündet, und nun ging's hinein in die Elisabethgrube, wo „Gold“ geschürft wird, wie Mathes mit Wichtigkeit bemerkte.

Gold! wo Gold geschürft wird! Der Gedanke ist erhaben. Wem schleichen nicht dabei die

lieblichsten Träume durch die Seele? Wer Gold hätte, der hätte Verstand, Witz, wäre liebenswürdig; wer Gold hätte, der könnte reisen in alle Welt und brauchte nirgends ein Agio zu zahlen; wer Gold hätte, der wäre vollends der beste Finanzminister; — und ich befand mich in der Nähe des Goldes! Rings um mich her, vor mir und hinter mir, so weit ich schon durch den engen finstern Schlauch vorgedrungen war, nichts als Gold, überall Gold, nur Schade, daß es nicht am Tage lag! Wer da eine Wünschelruthe hätte, dachte ich in meinem armen Herzen!

„Wo ist das Gold?" fragte ich endlich meinen Führer durch das Kalifornien von Oravitza.

„Wird schon kommen!" erwiderte Mathes einsylbig." Geben Sie aber Acht," fügte er fast boshaft hinzu, als wäre ich eine Nationalbank, die in Ueberschätzung ihrer Kräfte zu weit gegangen oder eine Staatskasse, die sich nur noch mittelst der Krücke des Credits auf den Füßen erhält, „geben Sie Acht, daß Sie nicht „fallen" eh' 's kommt!"

Wir hatten noch ein Schock Klafter zurückgelegt. Gold suchte mein forschender Blick, nach

Gold seufzte meine Sehnsucht. Von Gold war aber unter diesem Stück österreichischen Vaterlandes eben so wenig zu entdecken, als über demselben. Wol aber waren wir bereits bis an die Knöchel in jene Mischung von Wasser und Erde gerathen, aus der nur ein Genie hätte Gold machen können. Wer da ein Genie wäre! dachte ich seufzend. Wenn ich es je schmerzhaft empfand, daß ich keins bin, so war es diesmal.

„Wo aber ist das Gold?" fragte ich, bereits ungeduldig werdend, meinen einsylbigen Führer noch einmal.

„Geben Sie Acht, daß Sie nicht in den Koth versinken!" war die Antwort.

Nach einer Weile endlich und nachdem ich mich genugsam durch die verschiedenen Krümmungen bald aufwärts und bald abwärts, bald über Leitern und bald auf allen Vieren durchgearbeitet hatte, blieb Mathes so gut es in dem kaum mannshohen Stollen ging stehen, und hielt die Lampe empor.

„Da ist Gold!" rief er mir zu, der ich, ein Neuling in dergleichen unterirdischen Pilgerfahrten, einige Klafter hinter ihm zurückgeblieben war.

Ich brauche nicht erst zu versichern, daß ich meine Schritte beschleunigte. Wie groß war jedoch mein Erstaunen, da ich bei dem matten Schimmer der Grubenlampe nichts als eine Oeffnung zu Gesichte bekam, durch welche man in einen Seitenstollen hinab- und aus welchem eben ein Bergmann emporstieg, einen Karren grauer Erde vor sich her fördernd.

„Bun lukre!" grüßte Mathes mit dem walachischen Bergmannsgruße, in welchem Philologen das römische bonum lucrum erkennen mögen.

„Bun lukre!" erwiderte der Bergmann, indem er den Karren einen Augenblick ruhen ließ und sich den Schweiß von der Stirne trocknete.

„Nun, da sehen Sie Gold!" erklärte Mathes, indem er mir eine Handvoll der grauen Erde zur Besichtigung hinhielt.

„Habt Ihr denn kein gediegenes Gold in Euren Stollen?" fragte ich meinen Führer.

„Sollen einmal ein's gehabt haben, aber 's ist verschlagen," erwiderte Mathes. „Jetzt müssen wir zufrieden sein, wenn wir das finden. 'S ist freilich nicht viel, und zahlt sich kaum aus, aber 's Gold ist halt doch 'ne rare Sach!"

„Und wie kam's denn, daß man die Spur verloren?“ fragte ich weiter.

Mathes setzte sich auf ein Felsstück nieder, das als Merkzeichen, daß hier das Besitzthum eines andern Grubenherrn anfange, an die Stollenwand hingewälzt war. Die Bergwerke von Oravitza sind nämlich theils ärarisches, theils Privateigenthum. Die Stollen der Privaten jedoch gehören oft mehreren Besitzern gemeinschaftlich, oft sind sie unter mehrere Eigenthümer getheilt.

„Da war einmal,“ begann Mathes, „so erzählen noch die alten Leut', ein armer Teufel von einem Menschen, der sich jahraus jahrein da in den Gebirgen herumgetrieben hat. Da er nicht wovon zu leben hatte, so nahm er bald bei dem, bald bei jenem Grubenherrn eine Woche Dienst und schlug sich so kümmerlich und nothvoll herum. Was er übrige Zeit hatte, das trieb er sich mit der Wünschelruthe in der Hand auf den Höhen und in den Schluchten umher, und wenn man ihn fragte: Was machst Du? da antwortete er: Ich suche Gold! Und wenn ihn die Leute neckten und sagten: Wärst wohl mit Kupfer auch zufrieden! da antwortete er: Nein! Gold muß es sein,

anders thu' ich's nicht! Einmal geht er wieder in's Gebirg, setzt die Wünschelruth' auf den Boden, und sieh' da, er bekommt richtig das Zeichen, daß da Gold liegt. Nun aber fing erst seine Pein an. Woher nehmen um zu arbeiten, daß er's bloß legen und muthen kann? Einem Reichen, denkt er, trau' ich mich nicht an; der bringt mich d'rum, oder ich muß ihm wenigstens die Hälft' geben. Es der Obrigkeit sagen? Da komm ich um's Ganze. Ich will mir ein Zeichen machen, denkt er, und mir's über Nacht überlegen; steckt dann ein' Hagebuttenruth' in die Erd', und geht seiner Weg'. Wie er so den Berg herabgeht und nachdenkt, da kommt ihm ein alt's Weib entgegen, 'ne alte Walachin. „Bun lukre!" sagt sie. „Mults an!" (der walachische Dank, vom römischen multos annos, und analog dem slavischen mnoga ljeta) antwortet er und will weiter gehn. „Was machst Du ein so traurig Gesicht?" fragt sie. „Bist wieder mit der Wünschelruthen herumgestiegen und hast Nichts gefunden?" — „Finden thät' sich's schon," antwortete er ihr d'rauf; „aber da fehlt's," und zählt sich mit Daum und Zeigfinger in die flache Hand, zum

Zeichen, daß er Geld meint. „Ei," meint die Alte, „laß Du das Suchen gut sein, es führt so zu Nichts, und schau Dich lieber nach was Andrem um!" und geht weiter. Er aber schaut der Alten nach, und denkt bei sich, die Leute sagen, die hat ein Paar Gulden Erspartes; wie wär's, wenn ich von der zu leihen nähme? Gedacht, gethan. Wie es Abend wird, geht er zu ihr hin in das kleine Haus, wo sie im Beding lebt. „Frau Mutter," sagt er, „Ihr habt Recht. Ich will das Suchen sein lassen und was Anderes anfangen. Ich will ein Paar Pferde und ein'n Karren kaufen und Fuhrwerk treiben. Da drüben in Saska sind ein Paar gute Gäul' zu verkaufen, leiht mir's Geld d'rauf, in ein Paar Wochen zahl' ich's Euch zurück." Die Alte läßt sich nicht erst zweimal bitten, geht über ihre Truhe und reicht ihm ein Säckel mit hundert Gulden hin. „Da hast Du Alles, was ich hab'," sagt sie, „und helf' Dir Gott, daß mir's bald wieder zahlst." Wer ist jetzt froher, als mein armer Teufel? Geld ist da, und ist's auch auf Gäul' geliehen, so kann man doch dafür auch schürfen, denkt er, und nimmt gleich am andern

Tag zwei Leut' auf und fangt dort an zu graben, wo er die Hagebuttenruth' in die Erd' gesteckt hat. Richtig, es dauert keine Woche, und 's Gold liegt am Tag', gelbes, schönes, gediegenes Gold. Versteht sich eilt er gleich zum Berggericht, legt den Beweis vor, und zahlt die Muthung. Geld vorgestreckt wird ihm nun von allen Seiten, und kurz, in Zeit von einem halben Jahr schon ist aus dem armen Teufel ein reicher Mann geworden, denn er findet Nichts, wie lauter Handstufen, wo ihm das Pfund zehn, zwölf, ja fünfzehn und zwanzig Loth Gold gibt. Nach einem Jahr hat er allen seinen Gläubigern, auch der Alten bezahlt, hat sich ein schönes Haus gebaut, fahrt mit Vieren, und hat seine fünfzigtausend Dukaten trocken in der Truhe liegen. Da bricht Feuer im Ort aus, und der Alten ihr Häusel ist das erste, was abbrennt. Das Feuer aber wird groß, und unser lieber Grubenherr denkt, man kann nicht wissen, wie weit das um sich greift, und denkt, die Truhe mit Dukaten sei doch viel besser d'rin im Schacht aufgehoben, als da draußen im brennenden Ort, und schleppt sie noch in selbiger Nacht allein in den Schacht und hebt sie an einem sichern

Ort auf, von dem kein Mensch wußte. Das Feuer wurde gelöscht, und als es am Morgen war, da zeigte sich's, daß zum guten Glück nicht mehr als drei kleine Häuser abgebrannt, darunter das von der Alten. Das arme Weib war ganz außer sich vor Verzweiflung. Das Häusel war abgebrannt, die Truhe stand erbrochen vor dem Hause, die menschenfreundlichen Löscher haben das Schloß abgerissen und das Säckel mit den hundert Gulden war daraus verschwunden. Die Alte hatte nicht auf Brod. Da faßt sie sich und denkt, Du warst allezeit ein ehrlich' Weib und hast Jedem gerne geholfen, der zu dir gekommen, mach' einen Gang durch den Ort, die Leute werden Dir gern beistehen, daß Du wenigstens nicht verhungerst auf Deine alten Tage. Unser Grubenherr steht just vor seinem Hause, beide Hände in den Taschen, und handelt mit einem Bauern um ein Paar junge Roß. Jetzt ist keine Zeit, denkt die Alte, daß Du ihn ansprichst, wart' bis der Bauer fort ist. Unser Grubenherr kauft die Roß, zahlt sie mit blanken Dukaten aus und läßt sie in den Stall führen. „Wirst nicht bös sein," red't ihn jetzt die Alte an, „wenn ich Dich bitt', mir mit Et=

was auszuhelfen. Mein Häusel ist abgebrannt, mein Bissel Geld haben s' mir gestohlen, der Winter kommt in's Land, und ich hab' nicht auf Brod, viel weniger auf ein Obdach!" Mein lieber Grubenherr aber wend't sich ab als hätt' er gar nicht recht aufgemerkt, und sagt: „Komm' Sie ein Andersmal!" — „Ein Andersmal?" sagt d'rauf die Alte, „wenn mich heut' Nacht ein solches Unglück betroffen, und ich heute nicht auf Brod hab'?" — „Was will Sie von mir?" ruft mein lieber Grubenherr, da er sieht, daß sich die Alte nicht abspeisen läßt. „Ein Almosen um Gotteswillen!" sagt die Alte. „Helf' Gott!" gibt er ihr zur Antwort und will fort. „Und was wär' aus Dir geworden," meint d'rauf die Alte, „wenn ich Dir jetzt ein Jahr auch geantwortet hätte, helf' Gott? ein Lump wärst Du geblieben, ein armer Teufel wie Du warst!" Da fährt ihm die Wuth in's Gesicht, die Zornader fangt ihm an zu schwellen, und er schlägt der Alten mit der flachen Hand Eins auf die Backe. „Pack' Dich," ruft er, „sonst hetz' ich die Hunde auf Dich! für solches Bettelvolk hab' ich kein Geld!" — „Nun so soll Dir's Gott lohnen wie Du thust!" schreit die Alte so

laut sie kann, macht ein Kreuz über's Haus, ein Kreuz nach der Gegend, wo die Goldgrube war und geht fort. Unser Grubenherr aber läßt sich sein Roß satteln und reitet nach dem Schacht, um die Bergleut' anzutreiben und bei Gelegenheit nach seinen Dukate zu sehen. Wie er aber beim Eingang ankommt, da stürzen ihm die Bergleut' entgegen, „Herr, die Grube ist verschüttet!" Mein lieber Grubenherr wird bleich wie eine Leiche, springt vom Roß, eilt in den Stollen, und siehe da, er kann keine zehn Klafter mehr vorwärts kommen. Alles, Schacht, Stollen, Gänge, Alles ist eingebrochen und verschüttet, Alles wie verschwunden. „Mein Gold!" ruft er, „meine Dukaten!" Aber auch die sind verschüttet. Es ist, als wäre der ganze Berg inwendig zusammengesunken. Der Grubenherr rauft sich die Haare aus dem Kopfe und schlägt sich vor Verzweiflung die Stirn an den Felsen. Da klingt Etwas aus dem Thal herauf, wie Glockenläuten. „Das ist schon wieder die Feuerglocke!" ruft Einer von den Bergleuten und steigt auf eine Anhöh', um zu schauen, was es ist. „Herr! Euer Haus steht in lichten Flammen!" ruft er gleich d'rauf von oben herun=

ter. „Das Feuer von heut' Nacht muß nicht recht gelöscht gewesen sein, und da hat's der Wind halt wieder aufgeblasen!" Das bringt meinen lieben Grubenherrn nun ganz von Sinnen. „Mein Haus! Meine Dukaten! Mein Gold!" schreit er auf, daß die Berge zittern. „Alles hin?" lacht er wild auf. „Ei so hol' der Teufel auch mich!" und rennt in den Stollen hinein. Kaum ist er d'rin, so hören die Bergleut' ein Gepolter, als wenn wieder ein Paar Gänge zusammenstürzen thäten. Und so war es auch. Das Erdreich wälzte sich sogar durch den Eingang heraus und verschüttete die letzte Spur vom Stollen. Seit der Zeit hat's Mancher versucht, den Goldgang wieder aufzudecken, aber Jeder hat noch sein Geld d'ran verloren. Der ganze Strich vom Berge ist wie purer tauber Stein, und was man weiter in ihm findet, ist das, was ich Euch da gezeigt habe."

Nach dieser für die vaterländischen Finanzzustände wenig erfreulichen Mittheilung erhob sich Mathes von dem Felsstücke, machte den Docht an seiner sowol als meiner Lampe zurecht, der Bergmann griff nach seinem Karren voll Gold=

erde, und nach gewechseltem „Bun lukre“ setzte Jedes seinen Weg fort. —

„Und ist diese graue Erde wenigstens genug reichhaltig?“ wandte ich mich an Mathes, nachdem wir bald an der entgegengesetzten Seite des Berges im Angesichte einer prachtvollen Gebirgslandschaft aus dem Stollen heraus gekommen, und den Weg nach einem neuen eingeschlagen hatten, in welchem auf Kupfer gebaut wird.

„Das ist nicht gleich,“ erklärte Mathes. Der Goldbau ist ein verlockend Teufelsspiel, und hat schon mehr Leute an den Bettelstab gebracht, als er reich gemacht hat. Hunderte setzen ihr Geld d'ran und schürfen Jahre lang und finden Nichts, und geben's dann auf, und dann kommt der Hundert und Einste und will auch ein Paar Gulden d'ran versuchen und legt kaum den Spaten an und ist schon auf Erz. Nun glaubt er, daß er eine Ader gefunden, schürft ein Paar Wochen heraus und ist wieder auf Taubem. Es war nur ein versprengtes Stück, was er gefunden, was ihm kaum die Unkosten auszahlt. Nun aber läßt's ihn nicht mehr ruhen, er denkt, eine Ader kann doch nicht weit sein, arbeitet weiter und arbeitet auch sein Bissel

Hab und Gut hinein, bis er's stehen lassen muß und so geht's fort. Reich werden ist schwer. Es müßt' denn Einer auf eine Schürfung kommen, wo er aus Einem Centner zwölf, zehn, neun oder wenigstens acht Loth Gold bekommt. Ein Loth gibt fünf Dukaten; da kann der Centner sechzig, fünfzig, vierzig Dukaten geben. Eine solche Schürfung aber gehört zu den Seltenheiten; und findet sie sich, so ist sie doch nur schwach. Meistens geben **1000** Centner drei, vier, fünf bis sechs Loth. Da trägt der Centner bei 1—2 Kreuzer, wovon noch die Unkosten zu bestreiten kommen. Bessere Schürfungen sind, wo **1000** Centner acht bis neun, oder zehn bis zwölf Loth Gold geben und da trägt der Centner ohne Abschlag der Unkosten zwei, drei bis fünf Kreuzer. Wer's nicht im Großen treibt und nicht sehr gute Stollen hat, der mag es lieber ganz sein lassen; doch Gold glänzt und lockt. Besser zahlt sich bei uns der Kupferbau aus.

Ueber diesen montanistischen Aufklärungen waren wir den Berg herabgekommen und hatten nach einem kurzen Wege durch einen Theil des Ortes den Eingang zu dem Josephs-Erbstollen erreicht. Die Wanderung durch diesen Stollen,

dem sich eine zahlreiche Reihe anderer anschließen und der von seinem Eingange an 950 Klafter in gerader Richtung verläuft, ehe er sich in den Berg verzweigt, ist Anfangs viel bequemer als durch die anderen Stollen. Die Wände sind gemauert, die Decke gewölbt, die Schürfungen werden aus den verschiedenen Seitengängen in den Hauptstollen gebracht und aus diesem auf einer Schienenbahn mittelst Pferden herausgeschafft. In seinem weiten Verlaufe jedoch hat man nicht minder mit Wasser und Koth zu ringen als anderswo, und mag es sich noch so poetisch anhören, wenn ein leises Rauschen von Ferne das Hervorrieseln eines unterirdischen Quelles ahnen läßt, dessen Wasser eine willkommene Erfrischung verspricht, so ist es doch Nichts weniger als dichterisch, wenn man sich im nächsten Augenblicke, da man doch einmal unmöglich gesonnen ist, für ewige Zeiten, wie einst Jonas im Bauche des Wallfisches, in dem des Berges zu verbleiben, entschließen muß, auf dem eignen Bauche durch ein klafterlanges kothiges Loch zu schlüpfen, in dem man auch bei halbwegs ungünstiger Stimmung der Kobolde stecken bleiben

und von dem Gottseibeiuns geholt werden kann, ohne je fünfzigtausend Dukaten besessen zu haben. —

Vom Scheitel bis zur Zehe mit den unleugbaren Beweisen meiner unterirdischen Wanderung bedeckt, ein leibhaftes Abbild Adams in dem Augenblicke, da er noch ganz Thon und Koth aus Gottes Schöpferhand hervorging, trat ich wieder an's Tageslicht, ein Bewunderung erregendes Schaustück für all' die hübschen Blondinen, die immer noch zwischen den blühenden Blumenstöcken aus den Fenstern hervorlugten, und durch deren schalkhafte Augen ich bis zu Friedrichs Hause ordentlich Gassen lief.

Blondinen unter dem warmen Himmelsstriche des Banats, und viele Blondinen und hübsche! Ich will Alles, was ich über dieses Räthsel der Natur zu erforschen im Stande war, den Lesern auf's Getreulichste mittheilen. Oravitza ist, so weit die Forschungen der Geschichte zurückreichen, stets von Walachen, d. h. Rumänen, bewohnt gewesen. Ob auch von ihnen gegründet? Ich habe darüber keinen Aufschluß erlangen können, ebenso wenig als über die Frage, ob auch schon die noch ursprünglichern Einwohner der Dacia ripensis,

wie die Römer das Banat seiner felsigen Ufer wegen nannten, in den Bergen von Oravitza nach Gold gruben, oder ob sie dieses einträgliche Geschäft ihren Besiegern, den Römern, überließen. Nicht minder war ich nicht im Stande zu eruiren, welchen Einfluß auf die physiognomische Entwickelung und Culturgeschichte Oravitza's die Hunnen, Gepiden und Longobarden gehabt haben, die nach den Versicherungen der meisten Historiker, wenn sie je wieder in's Banat kämen, allerdings einige begründete Ansprüche auf Anerkennung ihrer Nationalität erheben könnten. Ob sich vielleicht die ersten Häuser von Oravitza erst damals aus der Bergschlucht erhoben, als die Avaren, oder später die Serben, oder endlich im neunten Jahrhundert die Magyaren, und zwar die Letztern vom Ural, herabstiegen, um sich in den weizenreichen Ebenen heimisch zu machen, ist für mich ebenfalls in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben. Soviel jedoch ward mir offenbar, daß es von jeher ein vielbeliebtes Pilgerziel deutscher, meist tyrolischer Bergleute — auch Mathes stammte aus Tyrol — gewesen, und daß seit mehr als einem Jahrhundert ein ganz respectables Colonielein

deutscher Beamter mittelst allerhöchster Ernennungen und Verordnungen dahin verpflanzt worden, und daß somit in den gottgefälligen, nicht allein auf die Erzberge des Herrn beschränkten Bestrebungen dieser frommen deutschen Ansiedler der Grund der so außerordentlichen Verbreitung des deutschen blonden Haares, deutscher blauer Augen und deutscher Physiognomien selbst unter den walachischen Ureinwohnern zu suchen sei. Aber auch Ton, Sprache und Gemüthsleben sind in Oravitza vorherrschend deutsch, wenn auch die Urbevölkerung eine rumänische ist. Man begegnet sich und grüßt sich deutsch, wenn man nämlich dem Bereiche der „honoratioren“ Klasse angehört. Man spricht in allen Häusern und bei allen Besuchen deutsch, man liest deutsche Zeitungen, dann deutsche Literatur, z. B. „den ewigen Juden“ und „Paul de Kock's humoristische Romane.“ Muß das nicht als der geistige Sieg des deutschen Elementes angesehen werden? Kurz, Oravitza war zwar ursprünglich keins, ist aber nun ein deutsches Bergstädtchen, hat sein Theater aufzuweisen, seine böhmischen Musikanten, sein gutes Bier, seinen Gesangverein, und hat sogar eine Zeit gehabt,

wo neben einem berühmten deutschen Botaniker noch zwei deutsche Poeten darin lebten. Der deutsche Botaniker war Montanchirurg des Ortes und trug wahrscheinlich durch den Zufall der Geburt den polnischen Namen Wierzbicki, der auch zur Verewigung seines Andenkens mit dem classischen Endlaut — — ana auf eine Pflanze überging. Er starb im Jahre 1847. Sein reichhaltiges Herbar, das einzige der Flora Dacoromaniens, seine fleißigen Zeichnungen und Manuscripte werden durch das Schicksal, dem sie entgegensehen, es bethätigen, daß er ein Deutscher war. Sie werden ohne Zweifel zu Grunde gehen. Einer der Poeten hieß Arthur Schott, der, in inniger Beziehung zu einer in der Nachbarschaft begüterten gräflichen Familie stehend, in diesem Städtchen zehn Jahre lang lebte und liebte und einen absonderlichen Socius spielte. Sein Name ist in Aller Mund. Ganz Oravitza weiß von dem „Herrn Schott" zu erzählen, der da mit seinem selbstdressirten Jokey in einem kleinen Häuschen wohnte, alle Tage auf seinem Pony ausritt, nie ein Halstuch trug, sehr schön sang und Klavier spielte, selber componirte, walachische Sitten und

Lieder studirte, Verse machte, zu Dilettantentheatern anregte und doch dabei ein Sonderling war. Der andere Poet war Friedrich, der eben, als ich von meiner Grubenfahrt zurückkam, die erste Strophe eines Liedes seines Freundes Schott:

„Vor Belgrad an der Donau
Steht Mann und Roß im heißen Kampf,
Es rollt und qualmt in Wogen
Der dicke, schwarze Pulverdampf.

Vor Belgrad an der Donau
Da steht ein weißes Roß im Feld,
Der Reiter liegt am Boden,
Das Herz verwund't, das Haupt zerschellt." u. s. w.

vor sich hersingend, die hölzerne Treppe herabpolterte.

„Nach Gurnja, Freund!" war Alles, was mir dieser Dritte der Oravitzer Berühmtheiten zurief, da er meiner gewahrte.

Ein vierschrötiger Wagen mit vier walachischen Pferden bespannt stand vor dem Hause. Ich hatte kaum Zeit die bergmännische Hülle gegen meine frühere umzutauschen, und im nächsten Augenblick flog das Gespann durch den langen Ort hin nach dem zwei Stationen entfernten Walachendorfe.

Banater Räuberhistorien. Walachische Hochzeit.

Es hat eine Zeit gegeben, wo auch ich vor Wonne über eine Räuberhistorie außer mir gerathen konnte. Ich mußte täglich meinen Räuberroman haben. Meine gesammten Renten beliefen sich zwar damals auf nicht mehr als einen Silbergroschen Taschengeld täglich; aber der kannte keine andere Bestimmung, als schnurstracks in die Leihbibliothek zu wandern als Erlösungsgeld für einen Räuber, der in dem Kerker des alten Bücherschrankes schmachtete, bis ein gefühlvolles Herz kam, ihn zu befreien. Das muß ich aber dennoch gestehen: Ein Räuber mag allerdings eine sehr anziehende Gesellschaft für zartfühlende Seelen sein, besonders wenn er verliebt und im Grunde eine edle Seele ist, so lange

man hinter'm Ofen sitzt und ihn zahm und unschuldig in Gestalt eines abgegriffenen Leihbibliothekromanes vor sich hat. In Wirklichkeit, so mit Fleisch und Blut und Aug' in Aug' möchte ich ihn keineswegs den poetischen Genüssen des Lebens beizählen. Und muß man schon die ungarischen Räuber als die letzten Mohikaner des so schönen und romantischen, nun aber wie alles Bessere und Edlere fast ganz erloschenen Räuberzeitalters anerkennen, so nehmen sie sich doch jedenfalls viel liebenswürdiger und romantischer in den Gedichten Lenau's und Beck's als auf der öden und verlassenen Pußte aus, wenn sie so im schönsten Mondschein, fünf, sechs Mann stark, hoch zu Roß und mit Säbeln, Lanzen, Gewehren und Fangstricken bewaffnet, aus dem Schatten eines Busches, oder aus dem hohen Kukuruz, oder aus einer Vertiefung des Bodens hervorspringen. Der Kutscher merkt was von Ferne im Mondenschein funkeln. Sind es die Zweige des Weidenbusches, die sich dort im Windzug bewegen, oder sind es dunkle unerkennbare Männergestalten? Die Luft ist still. „Betjaren!“ ruft er, und schwingt die Peitsche hoch in die

Lüfte. Aus Leibeskräften schlägt er auf die dürren, halbmüden Pferde ein. Die springen auf, als ahnten sie, was vorgehe, und jagen mit letzter Kraftanstrengung über den hallenden Boden hin. Die Räder rollen nicht, sie fliegen über Stock und Stein, über Gruben und Hügel. Nur Eins kann retten: im Dunkeln einer Wolke, die über den Mond zieht, verdeckt von einem Gesträuche einen andern Weg einschlagen, in ein hohes Kukuruzfeld hineinfahren oder im Halbdunkel verschwinden. Da schallt dumpfer Hufschlag hinterdrein, immer näher und näher. Der Ruf: „Haho!" tausendfach wiederholt, schlägt an unsre Ohren. „Es ist umsonst!" ein Augenblick noch, und die Reiter haben den Wagen umrungen. Der Eine fällt den Pferden in die Zügel, der Zweite haut die Zugseile mit seinem Messer entzwei, der Dritte reißt den Kutscher vom Bock und die Andern den Reisenden aus dem Wagen. — — Ich muß gestehen, daß weder Friedrich noch ich eine besondere Lust verspürten, ein dergleichen Betjarenrencontre dem Kreise unserer unmittelbaren Erfahrungen einzuverleiben, als das Fuhrwerk, das uns nach Guruja gebracht hatte,

spät am Abend über das öde Haideland hinklepperte, um uns nach Oravitza zurückzubringen.

Die Sonne war bereits untergegangen. Nächtliche Wolken erhoben sich über den Gebirgen von Mehadia und den noch ferneren schattenhaft emporragenden Koppen des walachischen Nachbarlandes, und senkten sich allmählig auf die Haide nieder. So weit das Auge reichte: kein Baum, kein Dach, kein sonstiges Zeichen menschlicher Nähe. Wenn schon der alte Ruf von Unsicherheit, in welchem die Gegend von jeher stand, es uns wünschenswerther konnte erscheinen lassen die Nacht im Schutze eines Obdaches als auf der Fahrt durch eine Gegend, die an Punkten, an welche sich die Erinnerungen mancher Räuberhistorien knüpften, eben keinen Mangel litt, so wurde dieser Wunsch durch die Erhöhung der Unsicherheit in der letzten Zeit nur gerechtfertigter. Zudem waren wir noch vor wenigen Stunden Zeugen der unglücklichen Folgen gewesen, die ein dergleichen romantischer Besuch über eine ganze Familie gehäuft.

Vor nicht ganz acht Tagen hatte nämlich ein Haufe solcher poetischer Gesellen den Ent-

schluß gefaßt, den Juden zu Guruja zum Gegenstande eines seiner phantastischen Abenteuer zu machen. Ein Jude! Wo ein Jude ist, muß etwas zu holen sein! Und so kamen ihrer denn eine blank bewaffnete Schaar, man will wissen, daß ihrer an zwanzig gewesen, vor das Haus des Juden, drangen in dasselbe ein, banden den Alten mit Stricken, ließen sich von ihm erst Alles, wovon sie glaubten, daß es besser ihnen angehören möchte als dem Juden, ausliefern und ihn dann mit Wunden und Beulen zur Erinnerung an ihre Anwesenheit bedeckt, liegen. Die erschreckten Angehörigen des Juden hatten den sonderbaren Einfall gehabt, auf die Straße zu rennen und nach Hilfe zu rufen. Das ganze Dorf lief zwar auf ihr Angstgeschrei zusammen und umringte das Haus. Ja es fanden sich sogar einige Männer, welche meinten, man müsse die Leute zu fangen trachten. Da trat einer von den poetischen Abenteurern der Pußta in ihre Mitte und rief: „Ihr werdet doch nicht Eure ehrlichen, christlichen und rechtgläubigen Brüder stören wollen, wenn sie einem Juden ein Paar lumpige Gulden wegnehmen, oder sie gar einer elenden Judenseele

wegen einfangen und an die Gerichte ausliefern wollen? Ihr, Christen und unsere Brüder, uns, ebenfalls Christen und Euere Brüder?" Das Argument war gründlich genug, um ein ganzes Dorf ruhig zusehen zu machen, wie die Räuber mit Sack und Pack abzogen und eine zu Bettlern gewordene Familie ihnen händeringend nachjammerte. Der alte Jude war's gewesen, an dessen Wundenlager ich mit Friedrich gestanden war. Wir hatten ihn sterbend verlassen — vielleicht war er in dem Augenblicke, als wir in die dämmernde Nacht hineinfahrend seiner gedachten, schon todt.

„Weißt Du was," sprach Friedrich, „wir bleiben im nächsten Orte über Nacht. Der Stuhlrichter dort ist eine junge Fidelität, macht sich daraus eine Ehre, guten Wein zu haben; seine Tante bäckt die besten Backhühner im Banat, und ich halte es für verdienstlicher, dem jungen Manne Gelegenheit zu verschaffen, daß er seine guten Eigenschaften zur Anerkennung bringe, als sich in die pechschwarze Betjarennacht hineinzutummeln."

Ich halte es für überflüssig, die Leser zu ver-

sichern, daß ich gegen diesen vernünftigen Vorschlag durchaus nichts einzuwenden hatte. Vielmehr kam mir die Strecke, die wir noch zurückzulegen hatten, noch viel endloser vor als ein ungarischer Proceß, und ich konnte der Weisheit meines Freundes nicht genug Lob und Preis wissen, als mir einige von Ferne schimmernde Lichtpunkte die Ueberzeugung beibrachten, daß das Dorf nicht mehr ferne sein könne. —

Noch eine kleine Viertelstunde und unser Fuhrwerk polterte über eine kleine Brücke in einen Hof. Bellende Hunde umsprangen das todtmüde Gespann; lärmende Knechte eilten mit Kerzen und Laternen hin und her; eine kleine Generation von Spanferkeln, die sich in der Nähe der Stelle, wo wir Halt gemacht hatten, in eine etwas weichere Partie des Hofes gelagert hatte, scheuchte grunzend auf. Wir waren auf's Freundlichste empfangen.

Fünf Minuten darauf saßen um den schweren Eichentisch der löblichen Stuhlrichterkanzlei vier Menschen, sämmtlich mit dem besten Willen ausgestattet, froher Dinge zu sein. Es waren dies Friedrich, der junge Stuhlrichter, ein junger

Mensch mit dem schönsten schwarzen Barte, der je ein magyarisch Gesicht umwuchert, und ich.

Ein Comitatshusar, der officielle Diener des Stuhlrichters, gewohnt, Alles was er im Dienste seines Herrn that, als amtliche Funktion zu betrachten, hatte sich augenblicklich in seine gelbgeschnurte Amtsjacke geworfen und brachte, den Haselstock, seines Amtes Zeichen, unter'm Arme, Gläser und Wein. Die Tante ließ eine Treibjagd unter dem Hühnervolke anstellen; die Mägde mordeten und buken, und der gute Genius in der Gesellschaft konnte nicht fehlen. —

„Habt Ihr sie schon?“ fragte Friedrich den Stuhlrichter, einen jungen Rumänen aus der magyarischen Schule.

„Wen?“

„Nun, die Räuber von Guruja!“

„Nichts haben wir. Einen Ladstock haben wir von ihnen, und das ist Alles!“ erwiderte der Stuhlrichter.

„Und was macht die Gensd'armerie?“

„Die wird sie einfangen, bis sie kommt.“

„Und was macht das Standrecht?“

„Das wird sie hängen, bis es sie hat.“

„Und die Räuber können einstweilen hingehen, wohin sie wollen?"

„Halt sie auf, wenn Du kannst!"

„Ei, da möcht' ich unter Euch doch lieber ein Räuber sein als ein ehrlicher Mensch!" rief Friedrich, indem er mit dem Glase so heftig aufschlug, daß sich die Hälfte des köstlichen Inhalts über den Tisch ergoß. „Ein ehrlicher Mensch kann nicht tausend Schritte gehen, ohne in die Gefahr zu kommen, von Räubern angefallen zu werden; ein Räuber kann hingehen, wo er will, und braucht nicht zu fürchten, daß ihn ein ehrlicher Mensch festhält. Die ehrlichen Leute werden todtgeschlagen und die Spitzbuben singen: „Ein freies Leben führen wir!"

„Du darfst nicht vergessen, Freund; wir sind in einer Uebergangsperiode!" entgegnete der Stuhlrichter.

„Ja, dominatio vestra, daß Einem die Augen übergehen!" schaltete der schwarzbärtige Magyare ein, und leerte sein Glas auf einen Zug.

„Ei was, Du bist ein Malcontenter!" entgegnete der Stuhlrichter.

„Da soll der Doktor sagen," wandte sich der

Magyare gegen Friedrich, „der hat die ganze Zeit bei uns gelebt, ob während der ungarischen Herrschaft nur ein einziger Casus — wie heißt man's — Raubanfall vorgekommen ist."

„Ich wüßte nicht," bemerkte Friedrich. „Dafür aber wurde gehenkt und erschossen ad sufficientem quantitatem, wenn auch nicht immer lege artis, um mich im Rezeptstyl auszudrücken."

„Rogo, dominatio vestra," entgegnete der Magyare, „aber niemals per nefas vel falsum!"

„Nein, nur ad libitum," fiel ihm Friedrich in die Rede. „War das z. B. eine Marter, wie sie da ohne alle Frag' und Untersuchung den Subotitzer Richter aufhängten! Ein Jammer war's zu sehen! Weil kein studirter Scharfrichter zu haben war, mußte der Schinder d'ran, der vom Henkerhandwerk so viel verstand, wie mancher Jurat vom Recht. Zweimal fiel der arme Teufel vom Baume, so ungeschickt that's der Schinder. Das machte aber den zuschauenden Herren nur Spaß; 's war ja nur ein vad rácz (wilder Serbe), und ich glaube fast, daß es ihnen

leid that, als er zum dritten Male endlich hängen blieb!"

„Ah, dominatio vestra!“ rief hierauf der Magyar, indem er sich von Friedrich abwandte, „man hört Ihnen Ihre zwei Farben an! Da ist freilich nichts zu reden — und doch behaupt' ich," schlug er auf den Tisch, „daß die Unsicherheit jetzt größer ist, als zur Zeit der ungarischen Regierung und auch als früher!"

„Die Räuber wenigstens merken nichts davon," fiel ihm Friedrich lachend in die Rede. „Die fühlen sich sicherer als je. Ein Kirchenraub, wie der neulich zu Bogschan, hätte glaub' ich selbst zu jener Zeit nicht vorkommen können, als noch die Stuhlrichter mit den Räubern Compagnie machten."

„Die Stuhlrichter!" schrie der junge rumänische Träger der gleichnamigen Würde, der eine solche Verletzung des amtlichen Respectes selbst Freunden gegenüber nicht dulden zu müssen glaubte.

„Mäßige Dich!" lachte Friedrich. „Du kannst unmöglich gemeint sein, denn Du und Deine Stuhlrichterei, Ihr seid beide noch zu jung, um nicht ehrlich zu sein. Wie nennst Du's

aber, wenn in einer Gegend eine Räuberbande jahraus jahrein ihr Unwesen treibt, heute dort zwei Kühe, morgen anderswo drei Pferde aus dem Stalle holt, ein anderes Mal einen Juden ausplündert oder einen Reisenden abklaubt, und wenn der Stuhlrichter nicht im Stande ist, die Räuber ausfindig zu machen, während alle Leute mit Händen auf sie zeigen und sie ganz gemächlich und ungestört im Dorfe wohnen? Wie lange ist's denn her, daß der Räuber zum Stuhlrichter kam und zu ihm sagte: „Spectabilis, ich hab' ein gut Geschäft gemacht, hier ist ein Theil davon für Euch." Wurde dann Lärm, da ging der Räuber seiner Wege, der Stuhrichter sandte Hayducken nach allen Weltgegenden aus, fluchte und drohte mit dem Galgen — der Räuber war aber nicht zu finden. Wie lange ist's denn her, daß die Räuber von Y . . . einen Mann auf der Pußta nackt auszogen, ihm Ringe, Uhr, Geld abnahmen, und daß der Beraubte, als er zum Stuhlrichter kam, um Hilfe zu suchen, sein Taschentuch auf dem Tische erkannte, in welches die Räuber, die fünf Minuten früher dagewesen waren, dem Spectabilis ihre Erkenntlichkeit einge-

wickelt hatten? Was that der Spectabilis? Anstatt die Räuber aufzusuchen, ließ er den Beraubten niederziehen, und ihm die Taschentucherkenntniß mit fünfundzwanzig Stockstreichen bezahlen. Die Geschichte mit dem Rockschoß, die ist endlich noch jünger als Deine Stuhlrichterschaft. Wie heißt das, wenn der Beraubte in die Stube des Stuhlrichters tritt, ein Stück von einem Rockschoß in der Hand, das ihm währnd des Ringens mit dem Räuber in der Hand geblieben, und bei dem Stuhlrichter just ein Mann zugegen ist, an dessen Rocke gerade dies Stück Schoß fehlt, und der Beraubte ruft: „Herr, das ist der Räuber, ich habe ihn genau gemerkt, und da ist zum Beweise sein frisch abgerissener Schoß! und wenn der Stuhlrichter den Kläger wegen Beschimpfung eines ehrlichen Mannes einsperren läßt, um unterdessen dem Räuber Zeit zu lassen, das Weite zu suchen? Ist das nicht Compagnie? Ich könnte Dir noch Geschichten von der ungarischen Justizpflege erzählen, daß Du glauben möchtest, ich sei selbst einmal Stuhlrichter gewesen!“

Der Husar trat ein und meldete, daß die Backhühner fertig seien, item, daß ein Wagen mit vier Pferden in den Höf eingefahren sei.

Ihm auf der Ferse folgte die Tante mit der gebackenen Bevölkerung einer ganzen Hühnersteige und ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit einem Gesichte, das von Gesundheit, Bart und Vatermördern strozte.

„Jó estét!“ donnerte der Mann vor sich hin, indem er die Thüre so weit aufriß, als eben der hinter ihr stehende Kasten gestattete.

Bravo, Herr Sicherheits-Commissär! rief der junge Stuhlrichter dem Eintretenden entgegen. „Just zur rechten Zeit! — János, frischen Wein!“

„Teufel zur rechten Zeit!“ erwiderte der Sicherheits-Commissär den Gruß, indem er seine Mütze mitten auf den Tisch warf und Platz nahm. „Habt Ihr schon gehört, was in Čiklava geschehen?“

„Nun?“ riefen wir Alle einstimmig.

„Die alte, reiche Bäckerin M... ist ausgeraubt worden!“

„Wann denn?“

„Vor ein Paar Stunden.“

„Und die Räuber?“

„Weiß der Teufel, wohin sie sind!“

„Und wie ging das her?“

„Nun, wie ging's her? Gestern schon wollte man die Räuber in Walachisch-Čiklava gesehen haben. Seitdem der Wirth von Z... beraubt worden ist, waren sie abwesend gewesen und hatten sich wahrscheinlich in Serbien drüben aufgehalten. Nun kamen sie nach Hause, holten ihre Weiber und Kinder ab, nahmen alle ihre Sachen mit und schafften diese fort, wahrscheinlich auch nach Serbien hinüber. Die Anzeige davon wurde gemacht. Aber wer kann denn auf all' das Rücksicht nehmen, was die Leute reden? Heute früh erscheinen die Räuber wieder und lagern sich vor Deutsch-Čiklava in einem Garten und liegen da bis gegen Abend, ohne daß Jemand Miene macht, sie zu stören. Abends rücken sie, neun Mann stark, mit Flinten bewaffnet, im Dorf ein, besetzen das Haus der Bäckerin, stellen ordentlich Vorposten und Schildwachen aus und lassen sich anderthalb Stunden Zeit, um die alte Frau ja ganz gründlich auszuplündern. Auf den Lärm kommen die Leute aus den Häusern. Die

Räuber aber drohen jeden niederzuschießen, der sich ihnen nähert und fangen wirklich an durch's Dorf auf- und abwärts zu feuern. Darauf kamen die Paar Gränzer herbei, die bei dem ärarischen Kupfermagazin Wacht halten. Aber Einer von ihnen wird von den Räubern verwundet und die Anderen ergreifen die Flucht. Es wird Sturm geläutet; die Räuber lassen sich nicht beirren, vollenden ihre Arbeit, und ziehen in bester Ordnung über's Gebirge davon. Als man mir's mittheilt, ist es schon zu spät, etwas anzufangen. Wahrscheinlich haben die Räuber ihren Weg wieder nach Serbien genommen und sind noch heute Nacht drüben."

„Und wird das kein Ende nehmen?" fragte Friedrich.

„Man hat uns Gensd'armerie und eine halbe Compagnie Soldaten versprochen," meinte der junge Stuhlrichter. „Die werden das Gesindel wol bald zu Paaren treiben!"

„Man hört Dir's, Freund, an, daß Du noch nicht viel erfahren," nahm ihm der Sicherheits-Commissär das Wort. „Nicht Gensd'armerie und nicht Soldaten können da helfen! Nicht zersprengte

Honvéds sind an der ungeheuren Unsicherheit Schuld, wie man da in den Zeitungen liest! Die Räuber wohnen mitten in den Dörfern, sind Leute, denen wir täglich begegnen. Schuld an dieser unerhörten Unsicherheit ist einzig und allein die Entwaffnung des Volkes; denn nur dies macht die Räuber so keck. War es sonst, wo jedes Haus seine Waffen, seine Flinten hatte, möglich, daß neun Räuber ein ganzes Dorf in Schrecken setzten? Hundert Mal wären sie zusammengeschossen oder gefangen worden. Es kam aber eine solche Frechheit gar nicht vor. Nun aber wissen die Räuber, daß sich im ganzen Ort, ja im ganzen Land kein Schuß Pulver vorfindet, und da können sie's freilich mit ganzen Dörfern aufnehmen und bei helllichtem Tage plündern. Ich habe das neulich dem General M.... bei der Commission in Temeswar auch wirklich gerade herausgesagt. Und was meint Ihr, daß er antwortete? „Das Land ist im Belagerungszustand. Vertheidigt Euch mit Stöcken!" Herr General, sprach ich, würden Sie Ihre Soldaten mit Stöcken gegen Gewehre commandiren? Der General gerieth darüber in Zorn. Ich sagte noch einmal: So lange nicht

jeder Bauer wieder seine Flinte hat, so lange nicht Jeder zu Haus und auf Reisen sich und sein Eigenthum selbst vertheidigen kann, so lange ist von Sicherheit bei uns keine Rede. Was nützt mir Standrecht, was nützt mir Gensd'armerie, wenn ich Nachts mitten auf der Pußta angefallen werde und Nichts haben darf, womit ich mich wehre? — der General aber hob die Commission auf. —"

Nach dieser Kernrede über die Sicherheits- oder eigentlich Unsicherheitsverhältnisse Ungarns fühlte sich der Sicherheits-Commissär so sehr erschöpft, daß er Kräftigung in einem vollen Glase Wein suchen mußte.

Ueber die Fortsetzung dieser Kräftigung und deren Folgen für die Aufgeräumtheit der kleinen Gesellschaft so wie für den logischen Zusammenhang der weiteren Auseinandersetzungen des Sicherheits-Commissärs glaube ich den Lesern nur so viel mittheilen zu müssen, daß die alte Tante im Verlaufe der Stunden zu wiederholten Malen Ursache hatte, uns durch ihre vierschrötige Magd darauf aufmerksam machen zu lassen, wie weit schon die Nacht und endlich wie weit der Morgen vorgerückt sei,

und daß der Sicherheits-Commissär, als er den Hahn krähen hörte, schwor, er habe sein Lebtag den Nachtwächter noch nicht so schön singen hören, und er wolle ihm ein Glas Wein verehren, wenn er die ganze Nacht so fortfahren würde.

Eine Walachische Hochzeit.

Als wir des andern Tages in Oravitza einfuhren, war es nicht mehr ferne von Mittag. Musik scholl uns aus dem kleinen Städtchen entgegen.

„Wir kommen zu einer Hochzeit!“ rief Friedrich. „Nun, sage selbst, führe ich nicht hier ein bewegtes Leben? Tod, Raub, Gelage und Hochzeit in der Spanne von vierundzwanzig Stunden! Braucht's mehr?“

In der That kam alsbald ein langer Zug von festlich geputzten Leuten die schmale lange Straße herab, dem man es sogleich ansah, daß er darauf losziele, zwei Menschen aus dem Arkadien der Liebe in das Jammerthal der Ehe zu geleiten. Civilisirte Völker thun dergleichen Calamitäten im Stillen ab. Sie machen kein Aufsehen mit ihrem

unabweislichen Schicksalswechsel. Völker, denen Gott noch das naive Glück der Culturlosigkeit gelassen, jubeln dabei auf, jauchzen und musiciren und halten Processionen, um die beiden Opfer nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Alles, was Gebrauch und Sitte ist, concentrirt sich bei ihnen auf die drei inhaltschwersten Momente des Lebens: Geburt, Heirath und Tod. —

Wir hielten unsere Pferde an, um den Zug an uns vorüberkommen zu lassen.

Voran schritten zwei Stadthusaren in vollster Gala, mit Dolman, Kalpak und Säbeltasche, die Jacken an der Brust wie bepanzert mit Schnüren. Die Haselstöcke hoch erhoben, repräsentirten sie die obrigkeitliche Würde, und sorgten nicht nur dafür, daß alle Wagen und Rinder dem Zuge Platz machten, sondern trieben auch das barfüßige und ungeladene Proletariervolk der Kinder und Straßenjungen vor sich her, die dem Zuge in lichten Haufen voranrannten, jetzt wieder stehen blieben und ein Geschrei erhoben, von dem man nicht wußte, ob es Freude verkünden, oder die Amtsgewalt herausfordern sollte, und gleich darauf wieder vor den beiden Haselstöcken Reißaus nah-

men und einen entsetzlichen Staub erregten. Auf die zwei Husaren folgten vier walachische Burschen zu Pferde. Roß und Reiter waren mit künstlichen Blumen auf's sattsamste geschmückt, und die Burschen gewährten einen ganz prächtigen Anblick, wie sie da saßen ohne Sattel und ohne Bügel auf den bäumenden Thieren, die wahrscheinlich, um zur Ausführung einiger Capriolen desto aufgelegter zu sein, eine Handvoll Hafer über's Maß bekommen hatten, in flatternden, weiten Sackhosen, mit schön blau und roth gestickten Hemden, in langen, weißtuchenen mit den schönsten Blumen von bunten Tuchfleckchen besetzten ärmellosen Jacken, die breitkrämpigen Hüte zur Seite geschoben, und wie sie, der allgemeinen Entwaffnung gleichsam zur Verhöhnung, da sie keine Pistolen hatten, aus denen sie hätten schießen können, nasse Papierpfröpfe aus kleinen Knallröhren, wie die Kinder damit spielen, in die Luft schossen. Auf die Reiter folgten die Musikanten, echte braune Zigeuner, zwei Geigen, eine Bratsche und ein „Bassettl," die ganz wacker einen feurigen Marsch aufspielten, in welchem das „Bassettl" zwar seinen aparten Ansichten über die

Harmonie nachzuhängen schien, der aber doch nicht verfehlte über den ganzen Zug eine eigene Art wilder, unbändiger Lustigkeit zu verbreiten. Auf die Musik folgte der Brautführer mit der Braut und der Bräutigam mit der Kranzeljungfer in ihre besten Gewänder angethan, und diesen paarweise und in langem Zuge die Hochzeitsgäste, meist Frauen.

An unserm Wagen angelangt machte der Zug Halt. Die Stadthusaren erklärten, daß sie nicht umhin könnten, ihren Respect vor solchen „zwei ehrenwerthen Herren," wie wir wären, kundzugeben, und ergossen ihn in einer weitläufigen, von den Zujauchzungen der Gäste unterbrochenen Anrede, deren Alpha und Omega darauf hinausging, daß wir die Feier des großen Augenblicks, der dem Menschen, dessen Gesundheit nicht geschaffen ist ein Weib zu überdauern, nur einmal in seinem Leben zu begehen gegönnt ist, durch unsere Gegenwart verherrlichen sollen, und zwischen dessen von Ehrfurcht und Uneigennützigkeit überströmenden Zeilen die unzweideutige Sehnsucht nach einer klingenden Anerkennung dieser Ehrenbezeugung zu lesen war. Die Zigeuner „tuschten"

auf, die vier Reiter knallten einige Papierpfröpfe in die Luft und wir stiegen ab um dem Zuge in die nahe Kirche zu folgen.

Hatten die Männer im Zuge gefehlt, so waren sie dafür in der Kirche versammelt, voran die Aeltesten der Gemeinde, grauhaarige Walachen mit schneeweißen Schnurrbärten und zinnernen Sammeltellern.

Vor der Kirchthüre angelangt, verstummte die Musik. Die Hochzeitsgäste reihten sich im Halbkreise um ein kleines, rundes, mit einem Teppiche bedecktes Tischchen, das in der Mitte der Kirche vor dem Ikonostas aufgestellt war und das zum Traualtar dienen sollte. Ein einfaches Kreuz aus Ebenholz und zu dessen beiden Seiten zwei künstliche Blumenstöcke und zwei mit künstlichen Rosen gezierte Kerzen bildeten den gesammten Altarapparat. Vor dem Kreuze lag ein abgenutztes Evangelium, und zu dessen beiden Seiten zwei, aus einem Paar dünnen, mit rothen und grünen Bändern umwundenen, und von desgleichen Bögen überspannten Reifchen, geformte Kronen.

Sogleich nach dem Eintreten traten Bräutigam und Braut, die, nebenbei gesagt, in durchaus

keinem günstigen Altersverhältnisse zu einander standen, vor das Ikonostas um ihr Gebet zu verrichten.

Die Heirath zwischen jungen Burschen und viel älteren Mädchen ist eine in den Lebensverhältnissen des Volkes gegründete Unsitte. Jeder Hauswirth sucht die Arbeitskräfte seines Hauses möglichst zu vermehren. Es ist deshalb eine seiner Hauptsorgen, seinem Sohn sobald als möglich ein Weib zu verschaffen und dadurch ein Paar Hände mehr für seine Wirthschaft zu gewinnen, so wie Jeder seine Tochter so spät als möglich ausheirathet um sie möglichst lange im eigenen Hause zu verwenden. Vielleicht mag diese Unnatürlichkeit nicht ohne Einfluß auf die minder günstigen Populationsverhältnisse des Landes geblieben sein.

Nach dem Gebete trat aus dem Ikonostas der Parintje hervor, wie die Rumänen vom römischen parens ihren Popen nennen, und reichte jedem der Brautleute eine Kerze, worauf er sie an das runde Tischchen geleitete. Hier übergaben die Brautleute die Kerzen dem Brautführer und der Brautführerin. Der Parintje verrichtet ein

langes Gebet, bindet dann nicht wie es sonst üblich, Rechte in Rechte, sondern beide Hände der Brautleute mittelst eines weißen Tuches fest in einander, verrichtet wieder ein Gebet, und nun tritt ein zweiter Parintje hervor, faltet einen Kleiderstoff aus einander, den der Bräutigam der Braut zum Geschenke macht, und wickelt ihn, mag er noch so viele Ellen lang sein, dem neuvermählten Paare gemeinschaftlich um die Köpfe, so daß diese wirklich nun mit Leib und Seele unzertrennlich an einander gebunden sind, und, wie es in der Liebe eigentlich sein soll, wirklich Nichts von alle dem sehen, was rings um sie ist, um sie vorgeht. Hierauf setzt noch der einsegnende Parintje jedem von ihnen eine der Kronen auf das kleiderstoffbedeckte Haupt, und nun befindet sich das Paar in der gehörigen Verfassung, in welcher es eine lange Reihe von Gebeten und Gesängen über sich ergehen zu lassen hat.

Nachdem es eingesegnet ist, werden ihm die Kronen abgenommen, desgleichen die Einwickelung und der Händeverband, und schweißtriefend darf der junge Mann nun seine alte Frau küssen, um ein schweißtriefendes Leben anzutreten. Noch halten

ihm die Aeltesten der Gemeinde die zinnernen Teller entgegen, um eine kleine Gabe für die Kirche zu erhalten. Die beiden Parintje's nehmen den baaren Dank für die Bemühungen das Paar glücklich zu machen von den Brautgeleitern an, und nun setzt sich der Zug unter dem humoristischen Raisonnement des „Bassettls" wieder in Bewegung, nur daß jetzt die neuen Ehehälften nicht mehr gesondert, sondern Hand in Hand mit einander voranschreiten. —

Auf dem Platze vor der Kirche hat sich unterdessen ein Haufen junger Leute versammelt, schmucke, bartlose Burschen, in den schönsten weißen Hosen und mit weitflatternden Hemdärmeln, rothwangige Mädchen mit dem schönsten schwarzen Haar und mit den schönsten Kotrinje's und Gizelje's um den üppigen Leib. Ich sprach von rothen Wangen, bin jedoch dem Leser allsogleich die Aufklärung schuldig, daß hiemit nur mit rother Schminke überladene gemeint sein wollen. Die walachischen Mädchen sind schön; man findet unter ihnen sogar ausgezeichnete Schönheiten. In ihren Formen, in der schönen, niedrigen Stirne, in den scharfgezogenen Augenbraunen, in den schwarzen,

flammenden Augen, in der edel gebogenen Nase, in dem schwellenden Munde, im ganzen Oval des Kopfes lebt noch etwas vom alten römischen Typus. Hiemit jedoch noch nicht zufrieden, glauben sie der Natur durch einen Tiegel rother Schminke nachhelfen zu müssen, und thun dies oft wirklich noch über's Uebermaß hinaus. Die walachischen, oder um sie mit dem neuen österreichisch-staatsbürgerlichen Namen zu nennen, die rumänischen Mädchen wissen, daß sie wunderschönes schwarzes Haar haben, und verstehen sich vortrefflich darauf, es in ganz nette und zierliche Flechten zu legen. Man kann an ihnen oft äußerst geschmackvolle Kopfputze bemerken. Es versteht sich, daß künstliche Blumen dabei eine Hauptrolle spielen, so wie sie überhaupt einen der gebrauchtesten Luxusartikel unter den Abkömmlingen der Dazier abgeben. Die Rumäninnen wissen auch, daß sie von Natur in Bezug auf ihre Formen durchaus nicht stiefmütterlich behandelt wurden, und thun Nichts, was dieselben irgendwie verballwerken oder verballhornen könnte. Vielmehr sind sie in ihrem ganzen Anzuge der möglichsten Einfachheit beflissen. Das Hauptstück ihres Anzuges

ist ein Kleid aus weißem Linnen, um den Hals, jedoch nicht allzuhoch und allzufest, durch ein farbiges Band zusammengezogen, mit weiten, offenen, an den Säumen oft sehr hübsch gestickten Aermeln, und nicht bis ganz an die Knöchel reichend. Die Kotrinje, eine Vorderschürze aus einem etwa eine halbe Elle breiten und eben so langen Stücke bunten und mit Flittern benähten Stoffes, von dem die meist rothen Fransen bis zur Erde herabhängen, und die Gizelje, eine gleichbeschaffene Rückschürze, dürfen nicht fehlen. Diese beiden Schürzen sind der Gegenstand des Putzes und der Eitelkeit bei den rumänischen Mädchen sowol als Weibern. So einfach sie in der Form sind, so viel Geschmack und Geld wird oft aufgewendet, um ja eine recht schöne Kotrinje und eine noch schönere Gizelje zu haben. Man sinnt auf die Wahl, auf die Zusammenstellung der Farben, auf die Verzierung durch schillernden Flitter, durch schmale Gold- und Silberbörtchen, man befleißt sich eines eigenen, etwas tanzenden Ganges, um namentlich den langen Fransen der Gizelje beim Gehen eine gewisse hin- und herschwankende Be-

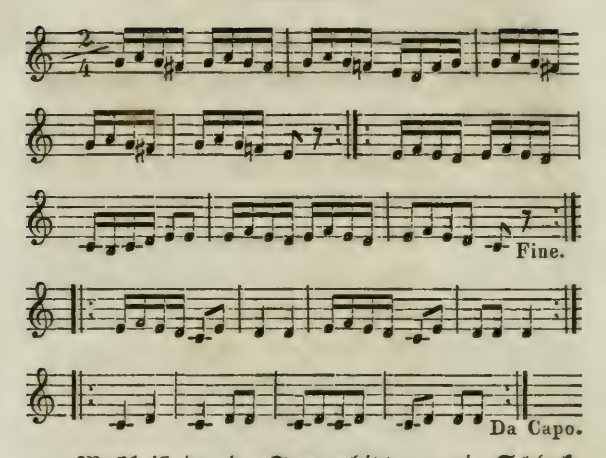
wegung mitzutheilen, die man sehr hübsch findet. Eine Schnur Korallen, Glasperlen, oder bei Reichern von Silbermünzen um den Hals vollenden den ganzen Festanzug, wenn nicht ein kühles Wetter das Anlegen einer Ueberjacke aus weißem, buntbesetztem Tuche gebietet, die ganz die Form jener der Männer hat, nur daß sie etwas weiter und länger ist. —

Die Musik hat die neuen Eheleute nach Hause begleitet und kehrt nun zurück, um zum „Schock" (von jocus, italienisch gioco) aufzuspielen. Die Zigeuner nehmen ihren Platz unter einem Baume, das „Bassettl" beginnt die jungen Beine durch die lustigsten Tonsprünge zum Tanzen herauszufordern, die Fidel jauchzt darein, und zwei Burschen legen einer dem andern einen Arm auf die Schulter und beginnen mit kleinen Schritten im Takte den Boden zu stampfen. Eine Weile darauf tritt ein Mädchen hinzu und die beiden Burschen nehmen sie zwischen sich und der Tanz geht weiter. Allmälig kommen neue Burschen herbei und nehmen je ein Mädchen zwischen sich auf, und nach einer Weile ist der Kreis geschlossen, und der

„Schock“ trappelt ringsherum, bald nach der einen, bald nach der Richtung hin, bald sanft, bald wild.

Schleicht die Weise
Leise, leise:
Sittsam, schweigend,
Köpfe neigend
Wollen im Reigen
Die Tänzer sich zeigen.
Jauchzt die Fidel,
Jubelt das Liedel:
Fest im Schritte,
Um die Mitte
Halten die Jungen
Die Mädel umschlungen.
In einander gegittert
Fliegt's um die Wette,
Der Boden erzittert
Vom Tritte der Kette,
Die Gewänder fliegen,
Die Lippen siegen —
Und selbst die Fransen
Der Gizelje tanzen!

Und als ob es kein Ende nehmen wollte, jauchzt es von den Fideln:



Musik ist da, der Tanz erhitzt, — ein Schluck Rakia darf nicht fehlen. Das „Bassettl" verstummt, denn auch der Zigeuner fühlt das Bedürfniß nach Erfrischung seiner Lebensgeister, und ein Bursche geht mit einem Glase und mit einer Flasche voll des geistigen Getränkes von Bursche zu Bursche, von Mädchen zu Mädchen herum, und die schönsten Lippen wie die unschönsten, ob geküßt ob nicht geküßt, müssen vom Zutrunke wenigstens nippen. — Wieder beginnt die Fidel ihren schnellen Takt, wieder sammelt sich der „Schock" allmälig bis er zum weiten Kreise herangewachsen. Die Hitze des Mit-

tags lockt wol die schweren Schweißtropfen auf die Stirne; darum kümmert sich aber Niemand. Jung Blut liebt Tanz und Kuß, gleichviel ob es in den Adern eines Liefländers oder eines Walachen fließt, denn:

Heute noch frei
Heißa, juchei!
Morgen — selband
Den Spaten zur Hand!

Was ist's doch für ein Glück um die Freude, und es wäre nicht der schlimmste Egoismus, wenn man wünschte, „daß sie ewig grünen bliebe!"

Wir sahen ihr noch lange zu, und verließen erst den Platz vor der Kirche, als einer der Stadthusaren die verehrten Hochzeitsgäste daran erinnerte, daß im Hochzeitshause ihrer ein stärkender Imbiß harre.

Kloster Kovil.

Die Strecke der Donau von Orsowa abwärts und aufwärts ist unstreitig neben jener, welche dieser Strom durch die beiden Länder ob und unter der Enns durchschneidet, die prachtvollste seines ganzen Verlaufes durch die österreichische Monarchie. Rechts und links erheben sich steile, bald kahl hinanstrebende, bald waldgekrönte Felsen in wilder Gruppirung, und dämmen den sonst so breiten Strom stellenweise so sehr ein, daß man von Ferne glaubt, es werde dem Dampfer kaum möglich sein, durch die Engpässe durchzuschiffen. An anderen Stellen glaubt man sich plötzlich mitten auf einem rings von kahlen Felsen umschlossenen Gebirgssee zu sehen, und weiß kaum, wie der brodelnde Dampfer hier einen Ausweg finden soll.

Nur der Weinstock und die lebendige Staffage fehlen, um diese Donaupartie mit den so viel gerühmten Rheingegenden um den Vorzug streiten zu lassen. Die Stromaufwärtsfahrt geht, wie begreiflich, um Vieles langsamer von Statten, als die Fahrt stromabwärts, und so kam es denn, daß ich erst nach zweitägiger Fahrt wieder in Carlowitz ans Land treten konnte, um von hier aus den beabsichtigten Ausflug nach dem Schauplatze des serbisch-ungarischen Kampfes: nach dem Tschaikisten-districte und nach der Bačka, zu unternehmen. —

Es war spät am Abend. Mit dem nächsten Morgen wollte ich meine Wanderung antreten, und noch war es mir nicht gelungen, einen ebensowol des Landes, als der jüngsten Geschichte kundigen Führer zu finden. Da klopfte mir Jemand, als ich eben meinem Quartiere zuging um nöthigenfalls auch die Wanderung allein anzutreten, auf die Schulter.

„Sie wollen die Schlachtfelder der Bačka bereisen?" fragte ein junger Mann in Offiziersuniform, den ich in der letzten Zeit in Wien gesehn zu haben mich bald erinnerte. „Ich habe denselben Weg vor. Darf ich Ihnen mit meiner

Kenntniß des Landes und der Geschichte dienen? Ich heiße . . ." — Der Offizier nannte einen Namen, den die Geschichte der letzten serbischen Erhebung vielfach als mit den Ereignissen innig verbunden erscheinen läßt. „Ich heiße . . ., bin ein Sohn des Landes und kann es mir nicht versagen, die Stellen, an denen ich selbst so manchen heißen Kampftag durchgemacht, wenn auch noch kaum ein Jahr verflossen seit ich von ihnen geschieden, wiederzusehen."

Meine Leser werden nicht zweifeln, daß ich den eben so zuvorkommenden als unerwarteten Antrag auf's Dankbarste annahm, und daß ich am nächsten Morgen noch vor der bestimmten Stunde vor dem kleinen Hause in der gen Peterwardein führenden Straße erschien, in welchem der Offizier seine Wohnung genommen hatte. Zwei Pferde standen bereit. Der Offizier war reisefertig, und nach wenigen Minuten ritten wir vor der Residenz des Patriarchen vorbei und hinaus gegen das Ufer der Donau, wo unser ein Kahn harrte, um uns an das jenseitige Ufer, das bereits dem Tschaikistenbezirke angehört, überzusetzen.

Viel zu früh für die Richtung, welche die Mittheilsamkeit meines Begleiters, der über dem Schwerte, das er trug, den Bürger in sich nicht vergessen zu haben schien, genommen, hatten wir die Stelle des Ufers erreicht, an welcher uns das gestern bestellte Fahrzeug erwartete. Ich mußte es einem günstigern Momente anheimstellen, mich noch einen und den andern Blick in die Stimmungen der Vergangenheit und Gegenwart thun, mich Streiflichter zur richtigen Beurtheilung des Geschehenen und des Möglichen sammeln zu lassen.

Vor der Hand bestiegen wir das Fahrzeug, das nach der Versicherung der beiden ständigen Tschaikisten zur Zeit des Krieges gar manchmal dem Sveti patriar und dem Gospodin Gioka gedient habe, und nach wenigen Minuten setzten die braunen Schiffsleute mit ihren nervigen Armen das Ruder in Bewegung. —

Der Offizier sah stumm vor sich hinaus über die sanftgekräuselte Wasserfläche. Eine lange Reihe der lebhaftesten Erinnerungen schien durch seine Seele zu ziehen. Die Schiffer aber begannen zum Takte des Ruderschlages ein Lied zu singen,

das hatte eine traurige, wehklagende Weise, ohne Harmonie und ohne in's Gehör fallende Tonfolge, aber voll Schmerz und Herzleid. Es war ein naricanje, eine Todtenklage, wie sie die Südslaven über ihren Leichen zu singen pflegen, und klang etwa also:

„Guten Morgen, heut' für immer!
Sag', was mochtest Du wol denken,
Daß du also bist geschieden
Von der lieben, schönen Erde?
Hat die Sehnsucht Dich ergriffen
Nach den lieben Anverwandten,
Nach den vielverständ'gen Vätern,
Nach den vielgeliebten Brüdern,
Nach den lieben, edlen Schwestern,
Die vor Dir die Welt verlassen?
Wohlgethan, o junger Krieger,
Wohlgethan und wohlbeschlossen
Hast Du, wenn Du gingst zu ihnen.
Doch in Einem hast gefehlt Du!
Hast verursacht großes Elend,
Hast zurückgelassen rathlos
Deine and'ren Angehör'gen.
Wo soll hin sich Deine Mutter,
Wo die Schwester hin sich wenden
Um den Leichnam Dir zu schmücken,
Todtenlieder Dir zu singen?

Ferne im Magyarenlande
Weilen sie, zwei Kukukweibchen,
Weilen in den weißen Höfen,
Schau'n heraus zur Heeresstraße,
Wo die Honvéd ziehn nach Hause
Nach verlor'nen hundert Schlachten,
Nach verlor'nem Land und Reiche,
Und sie fragen, wo Du bliebest,
Harren Dein mit gutem Mahle,
Dich zu laben nach dem Kampfe.
Aber Du, Du kehrst nicht wieder,
Liegst begraben tief im Grunde,
In der Donau kühlen Wässern,
Und der Kahn von Deinen Feinden
Gleitet über Dein Gebeine,
Und die Schiffer, die d'rin sitzen,
Statt der Mutter, statt der Schwester,
Singen sie Dir Todtenlieder —
Guten Morgen, heut' für immer!"

„Wen beklagt Ihr, wackere Tschaikaschen?" fragte der Offizier einen der beiden Schiffsleute.

„Seht Ihr, Herr, dort den Menschenkopf im Wasser?" erwiderte der Gefragte, indem er mit dem Ruder nach einer Stelle hinwies, an welcher etwas Weißes aus dem Wasser hervorzuschimmern schien. „Das ist ein magyarischer Offizier, ein junges Muttersöhnlein, ein feines Herrlein, das sich im vorigen

Sommer bedeckt von Wunden bis hieher schleppte. Ein mitleidig Serbenweib nahm ihn auf in ihr Haus und pflegte ihn wie ihr eigen Kind und wandte Alles an, ihn am Leben zu erhalten. Es wollte aber nichts nützen und nach drei Tagen war er todt. Da begruben wir die arme Kukavitza auf der Wiese nächst dem Donauufer. Im heurigen Frühjahre nun hat das Wasser die Wiese überschwemmt und nicht wieder verlassen. Und so ist nun der arme Magyare aus seinem trockenen Grabe herausgewühlt worden und zu einem nassen gekommen und weiß nicht wie. Wir aber singen ihm immer ein naricanje so oft wir des Weges kommen, weil ihm ja weder seine Mutter, noch seine Schwester Eins singen kann, denn die wissen gewiß nicht, daß er bei Carlowitz im Wasser liegt und im Schlamme!"

In der That waren nicht fern vom Ufer in dem seichten Grunde des Stromes die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen. Vom Kopfe war nur noch das Schädelgerüste vorhanden, mit den dürren Armen spielte die Flut, und obenauf im Sonnenscheine schwammen die zerfetzten Reste eines grauen Soldatenmantels.

So wenig ungewohnt dem Offizier der Anblick eines todten Kriegers sein konnte, so tief schien ihn doch der Anblick dieser verlorenen, ausgespülten, zerfluteten und zerfaserten Trümmer eines verschollenen Daseins zu erfassen. Schweigend und unverwandten Blickes sah er nach der unheimlichen Stelle des Stromes hin, bis sie uns aus dem Gesichtskreise entschwunden.

„Wer weiß, was an dem unterging," nahm er dann das Wort. „Lohnte es sich auch, daß die Fackel seiner Begeisterung emporloderte, um — in einem Sumpfe zu verlöschen?"

Was ist Ruh' und was ist Streben?
Was ist Kampf und was ist Friede?
Was ist Tod und was ist Leben?
Was Beginn, was End' vom Liede?
Jedes Stäubchen von der Stelle,
Ueber die Dein Fuß hinschreitet,
Jeder Tropfen von der Welle,
Ueber die Dein Schiff hingleitet! — —

Sehen Sie, das ist mein naricanje, das ich dem armen Teufel nachsagen muß, so gut, wie es eben ein Soldat kann!" —

Das rechte Ufer der Donau, von dem wir uns nun immer mehr entfernten, ist hier noch ziemlich

bergig; doch scheint der Strom immer mehr Platz greifen zu wollen. Wenigstens rollt das Erdreich an vielen Stellen von den Bergen herab, als wollte es die Ausbreitung des Stromes begünstigen, und bald dürfte dieses Ufer auch hier das Ansehen abgebrochener Berge haben, wie fast im ganzen Verlaufe der Donau durch das mittlere Ungarn. Ein Haus, das noch vor wenigen Jahren ziemlich weit vom Ufer entfernt lag, war bereits von den Fluten umspült. Das linke Ufer hingegen, dem wir zuruderten, liegt flach und von Weidenbüschen bewachsen. Es bildet die Südgränze des Tschaikdistriktes.

Nach einer etwa halbstündigen Abwärtsfahrt erblickten wir die Zinnen des Klosters Kovil, des Zieles unserer Stromfahrt. Eines der melancholischesten Strombilder entfaltete sich vor unsern Augen. Von Pappeln und Weidenbüschen umschattet tauchen hart am Ufer die Ruinen des serbischen Klosters empor und spiegeln sich in der glatten Wasserfläche, die hier ruhig und klar liegt wie ein schweigender See. Rechts und links verlieren sich Baum und Strauch in die trostlose Eintönigkeit unendlicher Strecken von Schilfrohr.

Im Hintergrunde kein Hügel, keine Waldhöhe; nur der endlose, weite Himmel, der sich eben so trostlos über die dreizehn Ortschaften des armen, sumpfigen Tschaikistenlandes hindehnt. Dies das Bild des Klosters Kovil, das wie eine Dichtung stiller Stromeinsamkeit mitten aus den Fluthen emporzusteigen scheint, und dessen Ruhe nur der Storch oder die wilde Ente stört, die dort, aufgescheucht durch einen Windzug, aus den Sümpfen oder dem Schilfe emporsteigen.

Eine reiche Wasservegetation überdeckt, je näher dem Kloster, desto dichter mit ihren grünen Fäden und Blättchen die Fluten. Langsam konnte nur unser Kahn durch sie dem Ufer entgegengleiten, hier einem kleinen Schilfgesträuch, dort dem Kiele eines versunkenen oder während des letzten Kampfes in den Grund gebohrten Bootes ausweichend. Im Schatten eines Weidengebüsches legten wir an und stiegen an's Land. Keine lebendige Seele belebte die stille Einsamkeit der Klosterruhe. Kein Lufthauch zog durch die Gebüsche. Reglos lagen die Schatten auf dem sandigen Boden. Wir banden unsere Pferde an einen Baum und traten ein. —

Kloster Kovil ist eine der ältesten Stiftungen der frommen Häupter des einstmaligen serbischen Großreiches. Sein Alter und seine Lage beweisen eben so, wie die zahlreichen serbischen Klöster Syrmiens, daß Serben seit uralten Zeiten an den linken Ufern der Save und Donau gelebt, und daß sie ihre Wohnsitze in diesen Gegenden nicht erst der Gastfreundschaft Ungarns verdanken. Wie alle anderen serbischen Klöster, die oft kaum aus mehr als einem ebenerdigen Hause mit einem umzäumten Hofraume bestehen, unterscheidet sich auch dieses, einst eines der schönsten unter den genannten Klöstern, auf den ersten Blick von den katholischen durch den Abgang all' jener überschwenglichen Pracht, die nur das Ergebniß einer tief greifenden Herrschaft der Kirche über alle Klassen der Gesellschaft sein kann, wie dies eben bei der katholischen der Fall ist. Was da ist, das ist nur das verfallende Vermächtniß hingegangener Tage der Macht. Die Gegenwart erhält sich kümmerlich vom guten Willen der Kirchenangehörigen. Von den Hallen, von den Gärten, von den Refectorien, welche katholische Klöster zu so angenehmen und lebensfrohen Aufenthalten

machen, findet sich hier keine Spur. Auch Kloster Kovil besteht aus einem einzigen Hause, dessen oberes Stockwerk die Wohnung des Archimandriten enthielt, ehe die Pechkränze Perczels das Dach in Flammen setzten, und in dessen unterem Geschosse sich die Zellen der Kaludjeren (Mönche) befanden. Nun ist dies Haus Ruine und nur sechs Kaludjeren und die armselige Familie des Klosterdieners finden darin ein kümmerliches Obdach.

Das Leben der Kaludjeren, Klostergeistlichen, ist ein ziemlich eintöniges und einsames. Ihre Beschäftigung theilt sich in Beten, Studiren und Oekonomie. Mönch kann Jedermann und zu jeder Zeit werden; nur muß er entweder ledig sein oder doch Wittwer. Aus ihrer Mitte gehen die Archimandriten (Klostervorsteher), Bischöfe und Erzbischöfe hervor, Würden, zu denen ein Pope nie gelangen kann. Während den Popen, Weltgeistlichen, gestattet ist, ein Weib zu nehmen — jedoch nur Eines, verwittwet dürfen sie nicht wieder heirathen — geloben die Kaludjeren von Stunde ihres Eintrittes in's Kloster Ehelosigkeit. Dagegen steht den Popen Nichts im Wege, daß

sie nach dem Tode ihrer Frauen ins Kloster gehn und Mönche werden, wo ihnen sodann, eben so wie den anderen Mönchen, der Weg zu allen höheren Kirchenwürden offensteht. In ihrer Tracht unterscheiden sich die Kaludjeren von den Popen dadurch, daß jene schwarze, diese blaue Kutten tragen. —

In der Mitte des von hohen Mauern umschlossenen und von hohem Grase überwachsenen Hofraumes erheben sich die beiden Koviler Kirchen, die eine von uralter, die andere von neuerer Bauart, beide nunmehr Ruinen.

Wir hatten bereits eine gute Weile den Klosterhof nach allen Richtungen durchschritten, ohne daß eine menschliche Seele unser, noch wir einer solchen gewahr worden wären, als sich endlich ein äußerst dürftig gekleidetes Weib an einer der Thüren erblicken ließ, die zu den Zellen der Mönche führen.

„Was sucht Ihr Herren im Kloster?" rief uns das Weib an, das sich zugleich als die Ehehälfte des Klosterdieners zu erkennen gab.

„Einen der Kaludjeren!" antwortete der Offizier.

„Es ist Niemand von Allen im Hause, als der Kaludjer Vater Nikanor. Dort ist seine Zelle!"

Wir traten in den Laubgang und an die bezeichnete Thüre.

Wer die Zellen der herrlichen Klöster in Böhmen, Oesterreich und Steiermark gesehen, darf den Maßstab derselben nicht an die Zellen des Klosters Kovil oder überhaupt irgend eines serbischen Klosters legen. Während in jenen Pracht und Eleganz, zum mindesten aber die behäbigste Wohnlichkeit herrscht, ist in diesen meist Armuth, ja Dürftigkeit und Entbehrung zu Hause. Wenigstens waren ein Bett, ein Tisch, ein Sessel aus rohem Holze und ein Crucifix aus Messing die gesammten Einrichtungsstücke des kleinen dunklen Raumes, den Kaludjer Nikanor seine Zelle nannte. Der Kaludjer selbst, eine alte Mönchsgestalt, wie man sie nur mehr auf den Bildern von Eremitagen oder auf dem Berge Athos findet, ein kleines, schwächliches, gebücktes Männchen, dem das schneeweiße Haar über den Nacken und der schneeweiße Bart zur Brust herabwallte, saß auf seinem Lager, irgend einen

alten Kirchenfolianten vor sich auf den Knien, in den er sich vertieft zu haben schien.

„Guten Morgen, Vater Nikanor!“ grüßte der Offizier.

„Wie, seid Ihr's?“ rief der Mönch fast erstaunt aus, als er den Eintretenden gewahrte. „Ich dachte Euch längst einem der ungarischen Blutgerichte erlegen, oder irgendwo in unserem Tschaikistendistrikte auf einem Schlachtfelde begraben!“

„Ihr seht, ich lebe!“

„Dank dem Himmel, daß ich es mit meinen alten Augen noch sehe! O, wir haben Schreckliches seit dem Tage in unserm Kloster erlebt, da Ihr die Leiche der guten Frau hierher gebracht!“

„Die Ungarn haben sie doch nicht gefunden?“ fragte der Offizier mit fast ängstlicher Hast.

„Ein Wunder hat ihr Grab und das Grab des würdigen Archimandriten Raić, der Zierde dieses Klosters und des serbischen Volkes, vor Entweihung bewahrt!

„Führt mich hin! Ich muß es selbst sehen! Ich muß mich überzeugen!“

„Sogleich!“ erwiderte der Kaludjer, „nur

gestattet, daß ich mich ankleide! O, Ihr werdet eine schreckliche Verwüstung in Kloster und Kirche gewahren!" fuhr der Mönch fort, indem er seine schwarze Kutte anlegte. „Alle Gräber im Hofe werdet Ihr aufgewühlt finden. Scheu vor Heiligem scheint Perczel nicht gekannt zu haben, als er im April vorigen Jahres nach der verlorenen Schlacht bei Moschorin seinen Rückzug nach Peterwardein über Kovil nahm. Wir waren alle geflüchtet. Das Kloster stand leer. Als wir zurückkehrten, fanden wir nicht nur das Kloster als wüste Brandstätte, sondern auch die Gräber aufgerissen, die Knochen umhergestreut, die halb verwesten Leichen in die Brunnen geworfen und die halbverkohlten Särge an den Stellen wo die Leichenschänder ihre Wachtfeuer gehabt. Wir sammelten die Gebeine und thaten sie in ein Grab."

„Ihr scheint hier fremd, Herr," wandte sich der Kaludjer hierauf an mich, da er uns über den Hof führte und die aufgerissenen Gräber zeigte. „Ihr werdet in manchen der schönen Reden, die im ungarischen Reichstage gehalten wurden, gelesen haben, der magyarischen Nation

sei die große Aufgabe von Gott zugewiesen worden, Cultur und Civilisation nach dem Osten Europa's zu tragen. An den aufgewühlten Gräbern vor Jahrhunderten gestorbener Mönche mögt Ihr nun still stehn und fragen, ob die Wege der Cultur und Civilisation durch die Herzen von Gräbern und über halb vermoderte Särge und Gebeine führen? Vielleicht auch. Die Wege der Vorsehung sind dunkel. Warum hätte nicht auch das Licht humaner Bildung, das die Ungarn uns „wilden Raizen“ bringen wollten, seinen Weg durch das Dunkel unserer Grüfte nehmen sollen? Wenn Ihr aber zu den Eueren kommt, dann bitt' ich Euch, erzählt wenigstens, was Ihr gesehen.“

An einem hölzernen Nothgerüste vorbei, an welchem einstweilen die Glocke aufgehängt war, gelangten wir an den Eingang der größeren, neueren, der beiden Kirchen. Die Thüre war aus den Angeln gehoben und in's Feuer geworfen worden. Ein aus der Erde gerissener Grabstein von rothem Marmor vertrat, quer vor den Eingang gelegt, ihre Stelle. Wir mußten ihn übersteigen, um in's Innere der ehemals so pracht-

vollen Kirche zu gelangen. Was war von aller Pracht geblieben? Nichts als das nackte Gemäuer. Schwarze Rauchstreifen zierten die Wände statt der kostbaren Geräthe, und zahllose Spuren von Flintenschüssen zeigten von den Schußübungen, die hier im Vorbeigehn vorgenommen wurden, und bei denen man sich statt einer Scheibe ein Marienbild zum Ziele genommen. Der Boden war allenthalben aufgerissen, das Marmorpflaster ausgehoben und zerschlagen, die unterirdischen Grüfte waren bloßgelegt.

„Wo ist ihr Grab?" fragte der Offizier ängstlich.

„Dort, Herr, rechts in der Nähe des Einganges, dort ruht Maria Stratimirović, des Serbenführers junge Frau, am 4. August 1848 der furchtbaren Erschütterung erlegen, die die Ereignisse und namentlich der politische Zwiespalt in ihrer Familie — ihr Vater ist nämlich ein eifriger Serbe, und ihr Bruder, Stefan Jáko war ein eben so eifriger Magyare — in ihrem Gemüthe hervorbrachten. Sie war es zumeist, nach der die Soldaten Perczels suchten, als sie alle Gräber dieses Klosters öffneten. Doch, wie

ich Euch sagte, ein Wunder hat sie beschützt. Ihr Grab wurde nicht entdeckt. — Dort oben links neben dem dritten Pfeiler liegt der erste serbische Historiograph, der Archimandrit dieses Klosters, Raić. In den geöffneten Grüften ruhten die Tschaikistenobersten Stanisavlević und Cernoević."

Gibt es eine Ironie des Zufalls, so gibt es wol auch einen Ernst desselben. An der Stelle, unter welcher die früh verstorbene Frau beigesetzt war, lag ein kleines eisernes Kreuz, ein Rest der Verwüstung, vielleicht von der Spitze irgend eines Thürmchens hierher vertragen. Der Offizier nahm es auf, drückte es an die Lippen, Thränen traten ihm in's Auge. Maria Stratimirović mußte ihm werth gewesen sein.

Aus der neuen Kirche begaben wir uns in die alte. Der Eingang in dieselbe ist niedrig, halbversunken und führt durch tiefe, dunkle, mit Schutt erfüllte Räume; Vorhallen und Thurmkammern, die aus verschiedenen Zeiten stammen. Das Innere der Kirche mag für Forscher slavischen Alterthumes manches Interesse haben. Sie umfaßt, wie alle serbischen Kirchen, zwei Abthei-

lungen, deren vordere für die Gemeinde, deren rückwärtige für den Priester bestimmt ist. Jedoch sind beide Räume nicht sehr groß, die Bauart eine gedrückte. Die Wände sind mit Fresken bedeckt, durchwegs kirchlichen Inhalts. An die Wände des Priesterraumes sind die zwölf Apostel, an die Wände des Schiffes die Conterfei's anderer Kirchenheiligen, sämmtlich in Lebensgröße und in betendem Profile, gemalt. Die griechischen, weiß in schwarz geschriebenen Umschriften neben dem Haupte jedes Einzelnen, die Form der Buchstaben zeugen von dem hohen Alter der Malerei. Man liest hier *Ἁγιος Νικολαος, Ἁγιος Σαβας, Ἁγιος Νικοδεμος*, während man in neueren Kirchen slavische Umschriften, Sveti Nicola, Sveti Sava u. s. w. findet. Friese und Kuppeln sind mit Verzierungen und kirchlichen Darstellungen bedeckt, an denen mehr die Frische der Farben als die Schönheit der Formen zu bewundern ist.

„Auch die Türken haben dies Land mit Feuer und Schwert durchzogen," wandte sich der Kaludjer abermals gegen mich. „Auch sie waren in Kovil, und Ihr könnt noch die Andenken ihrer Anwesenheit in verschlungenen Namenszügen mit den

Spitzen ihrer Dolche an die Wand gezeichnet sehen. Auch sie verübten Gräuelthaten, die in tausend Liedern im Munde des serbischen Volkes fortleben. Kirchen und Gräber jedoch waren ihnen heilig. — Noch stehen die Kirchen und Klöster drüben in Syrmien als Zeugen davon. Was die Ungläubigen auf ihren Siegeszügen verschonten, das zu verwüsten blieb den gläubigen Christenschaaren Perczels übrig. Den Ruhm der Achtung vor Gotteshäusern und Menschengräbern sollten die Jünger Mohammeds vor den Jüngern Christi voraushaben!"

Wir verließen die halbverschüttete Serbenkirche. Der Kaludjer begleitete uns bis an die Pforte und wir setzten unsern Weg von der Stätte des Grauens fort, um auf unserer Wanderung über den Kriegsschauplatz noch mancher anderen, furchtbareren zu begegnen; denn nicht leicht hat die neuere Kriegsgeschichte eine solche Masse von Verheerungen aufzuweisen, eine solche Lust am Zerstören, wie der Bürgerkrieg, der noch vor kaum mehr als einem Jahre durch diese Gegenden getost. —

Nicht fern vom Kloster Kovil ist das Tschaikisten-

dorf gleichen Namens gelegen. Wir mußten unsern Weg durch dasselbe nehmen. Auch hier hatte Perczel seinen Rückzug von Moschorin durch Einäscherung bezeichnet. Kein einziges Haus, keine einzige Hütte war verschont geblieben. Und doch war das Dorf ganz verlassen gewesen; selbst die Greise hatten sich in die nahen, schilfbewachsenen Sümpfe zurückgezogen, und keine lebende Seele leistete Widerstand.

„Wie geht es Euch, Junaci!“ fragte der Offizier die wenigen Männer, die sich uns genähert hatten, als wir, um unsere Rosse zu tränken, abgestiegen waren.

„Herr, schlechter als schlecht!“ antwortete Einer aus ihrer Mitte, ein alter Mann mit schneeweißen, langen Haaren und schneeweißem Schnurrbart. „Ich habe schon manche harte Zeit erlebt, aber so bitter wie diesmal ging's uns armen Tschaikaschen doch noch nie! Seht Euch um im ganzen Dorfe! Wie voll war's von prächtigen jungen Leuten, als Ihr vor zwei Jahren hier durchkamt, und wie leer ist's nun! Von Fünfen sind Vier todt, und das ist Alles draußen blieben auf den Schlachtfeldern. Das

ganze Dorf ist blos von Weibern und Kindern bewohnt. Von alten Leuten bin ich der Einzige da. Die anderen sind entweder auch draußen geblieben im Kriege, oder gehängt worden oder verbrannt.“

„Ein fruchtbares Jahr, und es ist Euch geholfen!“ tröstete der Offizier. „Ihr könnt wieder Euere Häuser aufbauen und —“

„Herr, zu einem fruchtbaren Jahre gehören arbeitende Hände, hat immer mein Vater gesagt!“ erwiderte ein Anderer. „Aber woher die nehmen, wenn das Dorf von Männern halb entvölkert ist? Wol müssen die Buben von zehn, zwölf Jahren schon zugreifen. Doch was gibt das aus? Der beste Theil unserer Felder liegt unbebaut!“

„Herr, was wir Tschaikisten an Gut und Leben geopfert haben, das hat Niemand anderer in ganz Oesterreich geopfert!“ nahm ein Dritter das Wort. „Unsere dreizehn Dörfer haben mehr Menschenleben verloren, als manches Land. Und was ist unser Lohn? Man denkt nicht einmal an uns. Man läßt uns verkümmern in unserer Noth!“

„Man hat ja für Euch Unterstützungsgelder angewiesen,“ entgegnete der Offizier.

„Meint Ihr die dreißig Kreuzer, die neulich an jedes Haus ausgezahlt wurden? Sollten die zuerst unsere Häuser aufbauen oder uns vor Hungertod schützen, oder sollten sie gar beides? Der Krieg dauerte zwei Jahre, Herr. Bis zur Ernte hin ist's lang, und dreißig Kreuzer sind ein geringer Lohn für eine erhaltene Monarchie!"

Ein Weib, in schwarze Lumpen gehüllt, näherte sich uns mit aufgehobenen Händen.

„Da seht," fuhr der Sprecher fort. „Habt Ihr das je im Tschaikistenbataillon gesehen? Wir sind arme Teufel; aber gebettelt ist bei uns nie worden!"

„Gospodine!" bat das Weib, „seit zwei Tagen, seit zwei Tagen habe ich für meine Kleinen nicht trockenes Brod! Mein Mann ist bei Kać gefallen, Ihr habt damals auch mitgekämpft — gebt mir auf ein Brod, daß er drüben für Euch bete!"

„Belästige den Herrn nicht!" wehrte der greise Tschaikist ab. „Wir haben alle keine Pfannkuchen!"

„Es schadet nicht, daß es Jemand sieht, wie es wirklich ist," nahm der heftigere unter den drei Sprechenden wieder das Wort. „Wer soll's

denn dem Kaiser oben erzählen, wie es mit uns steht? Die es könnten, thun es nicht; wir, die wir es am besten könnten, können nicht hin zu ihm, und wenn wir es auch wollten, würden es unsere Vorgesetzten dulden? Nun, so soll's Jemand anderer thun!"

„Nicht so wild!" suchte der Alte die Sprache des jungen zu mäßigen. „Es ist nicht so leicht, wie Du denkst, und am Ende wird uns Gott doch noch am besten durch uns selbst helfen!

„Durch sich selbst?" rief der junge Tschaikiste, der sich nicht so leicht um die Gelegenheit bringen lassen wollte, sein aufgeregtes Herze auszugießen. „Warum half dann nicht auch Gott durch sich selbst dem —"

Die Anwesenden wollten den Aufgeregten in Gegenwart eines Offiziers den Satz nicht enden lassen und schoben ihn bei Seite. Der Alte aber meinte, der Einfall, daß wir versuchen möchten, die üble Lage der Tschaikisten dem Kaiser in Wien zur Kenntniß zu bringen, wäre nicht so ganz schlecht und wandte sich an den Offizier mit der inständigen Bitte, daß er dies ja nicht unterlassen

möchte, wenn er nach der Residenz zurückgekehrt sein würde. —

„So greift die Noth nach einem Strohhalm!“ sprach der Offizier zu mir, als wir unsere Pferde bestiegen, um den armen Tschaikisten die Hoffnung auf eine baldige Besserung ihrer Zustände, durch den, der noch keinen Raben in der Luft im Stiche gelassen, zurückzulassen.

Kać und die Römerschanzen.

Nach einem mehrstündigen Ritte längs des Ufers der Donau erreichten wir den Ort Kać *), eines der bevölkerten Gränzdörfer, auf den Landkarten gewöhnlich mit falscher Orthographie als „Katy" bezeichnet. Die Gegend um diesen Ort, der Wald Budisawa in dessen Nähe, waren vor kaum vierzehn Monaten der Schauplatz eines, für den weitern Verlauf des Krieges entscheidenden Kampfes, den ich nach den Mittheilungen, die mir mein an demselben betheiligt gewesener Reisegenosse darüber machte, den Lesern hiemit zu schildern versuchen will. Vorerst jedoch dürfte ein orientirender Blick auf die Gegend selbst gestattet sein.

*) Lies: Katj.

Kač, außerhalb dessen wir auf einem Reste der ehemaligen Erdwälle Posto gefaßt hatten, um das Schlachtfeld desto besser zu übersehen, liegt hart am linken Ufer der Donau, von dieser durch einige unbedeutende Weingärten und einen schmalen Sumpf geschieden. Eine Stunde außerhalb des Ortes erheben sich die kleinen Römerschanzen, die Gränze des Tschaikistendistriktes gegen die Bačka, eine zwischen der Donau und der Theiß sich hinziehende lange Reihe mächtiger Erdwälle, die vielleicht einzig und allein auf den Namen von „Schanzen" Anspruch machen dürfte.

Ihre Lage zwischen diesen beiden Strömen, mit denen vereint sie den Tschaikistendistrikt zu einem ringsum vertheidigten Raume abschließen, läßt auf einen strategischen Ursprung schließen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in diesem abgeschlossenen Raume die Avaren ihr stehendes Lager aufgeschlagen hatten. Was die Wahrscheinlichkeit erhöht, ist die Richtung und Lage der Böschungen und Gräben nach Außen. Diese Schanzen müssen einst in sehr großem Maßstabe angelegt und wohl unterhalten worden sein. Noch jetzt ist der Graben bei fünf Klaftern breit, und

mußte ursprünglich wenigstens zwei Dritttheile so tief gewesen sein. Eben so breit mußte der Erdwall sein und wenigstens drei bis vier Klafter hoch, wenn man auch annimmt, daß er im Verlaufe von anderthalb Jahrtausenden nur um die Hälfte eingegangen. Jetzt sind wol Wall und Graben mit hohem, wucherndem Unkraut, mit Disteln und Gestrüpp bewachsen, geben aber noch immer, wie die jüngste Geschichte zeigt, eine treffliche Vertheidigungslinie ab. Einige Schritte vom Ufer des Stromes ist dieses alte Erdwerk von einer nach Neusatz führenden Straße durchschnitten. Nördlich vom Orte bedeckt ein kleiner Wald die Ebene, den die Einwohner Budisawa nennen.

Kać, auf diese Weise in dem südlichen Winkel zwischen der Donau und den Römerschanzen gelegen, war ein wichtiger Stützpunkt sowol für die Vertheidigung, als für die Eroberung des Tschaikistendistriktes und es mußten sowol die Serben als die Magyaren ihre Aufmerksamkeit auf dasselbe lenken.

Im April des Jahres 1849 war Perczel nach den verlorenen Schlachten bei Moschorin und

Vilovo aus diesem Distrikte in die Bačka zurückgedrängt worden. Die Serben, unter Stratimirović und verstärkt durch den Obersten Puffer, hielten es besetzt und waren im Rücken durch Thodorović gedeckt, der im Banate stand. Die unmittelbare Verbindung Perczel's mit der siebenbürgischen Armee Bem's war hierdurch unterbrochen und konnte nur durch die Umgehung des Distrikts über Bečé bewerkstelligt werden. Perczel lenkte daher seine Hauptmacht gegen Bečé und überschritt bei Kaniža die Theiß, um seinen Zug ins Banat fortzusetzen. Zwei in der Bačka zurückgelassene Truppenabtheilungen sollten die Serben an den Römerschanzen so lange beschäftigen, bis er tief genug im Banate vorgerückt sein würde, um Thodorović anzugreifen. Wenn dies geschehen, sollten sie den Serben den Tschaikistendistrikt entreißen.

Während nun Perczel im Banate vorrückte, griff eine der zurückgebliebenen ungarischen Heeresabtheilungen die Aufstellung der Serben hinter den Römerschanzen bei Kać an, indeß die andere den Norden des Distriktes bedrohte. Der erste Angriff auf die Römerschanzen von Kać

fand am 21. April statt, wurde jedoch abgeschlagen und Puffer rückte gegen Žablja, um den Norden des Distriktes zu schützen.

Fünf Tage später gelang es Stratimirović, aus den Römerschanzen hervorzubrechen, und mit seinen Truppen fechtend bis unter Neusatz vorzurücken, das er zu cerniren beabsichtigte. Durch diese Bewegung wäre auch die zweite ungarische Abtheilung genöthigt gewesen, sich von den Römerschanzen zurückzuziehen, und Puffer konnte ebenfalls aus den Römerschanzen hervortreten und die Communication des ganzen nördlichen Ungarns mit Peterwardein bedrohen. Perczel aber hätte sich genöthigt gesehen, von seiner ganzen Unternehmung gegen das Banat abzulassen. Da wurde Puffer von Thodorović mit 2 Bataillonen und einer Batterie ins Banat abberufen, eine Schwächung, die der wenig zahlreichen und kaum erst wieder reorganisirten Macht der Serben sehr empfindlich fallen mußte. Das von ihm niedergelegte Commando übernahm Knićanin, dem gleichzeitig von Thodorović die Aufforderung geworden, die Operationen des Letzteren im Banate gegen Perczel vom Tschaikistendistrikte aus

zu unterstützen. In einem im serbischen Lager abgehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, nach Zurücklassung von 2 Bataillonen und 6 Geschützen am Kaćar-Ende der Römerschanzen, mit vereinten Kräften gegen Bečе vorzurücken, die Theiß zu übersetzen, und durch die Einnahme von Török Bečе Perczel, der bei Melence stand, am weiteren Vordringen ins Banat aufzuhalten. Diesem neuen Plane gemäß rückte Stratimirović in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai von Neusatz ab, hinterließ an den Römerschanzen die für dieselben bestimmte Besatzung zur Beobachtung der Ungarn, und vereinigte sich nach einem angestrengten Tagesmarsche mit Knićanin bei Földvár, wohin dieser von Žablja vorgerückt war. Während Knićanin in Földvár zurückblieb, rückte Stratimirović in Vereinigung mit dem Oberstlieutenant Fellmeyer an der Spitze von drei Bataillonen, 8 Kanonen und nicht mehr als 60 Mann Cavallerie gegen O'Bečе vor, welches von nur 2 Bataillonen Perczel'scher Truppen besetzt war, die den Ort auch alsogleich Preis gaben. Ein in Bečе stationirter ungarischer Kriegsdampfer zog sich ebenfalls augenblicklich

theißaufwärts zurück, und hinterließ den Serben ein Schleppschiff mit 9000 Laib Brod als sehr zeitgemäße Prise, da diese bereits 2 Tage lang des Brodes hatten entbehren müssen. Noch an demselben Tage des Abends sollte der Uebergang über die Theiß bewerkstelligt werden, sobald man ein Zeichen vom Vorrücken des Generalen erhalten haben würde. Der Abend kam, mit ihm jedoch statt des erwarteten Zeichens die Nachricht, daß sich Thodorović aus unbekannten Gründen gegen Tomaschevatz zurückgezogen habe. Alle Vortheile, die zu seiner Unterstützung bereits errungen waren, mußten daher eben so schnell wieder aufgegeben und die früheren Aufstellungen im Tschaikistendistrikt bezogen werden. Indessen hatten die zurückgebliebenen Ungarn Verstärkungen von Szegedin und Theresiopel an sich gezogen und concentrirten am 5. Mai eine Macht von 16 Bataillons Infanterie und Garden, 5 Batterien und 10 Escadronen Husaren gegen die Römerschanzen, hinter denen Stratimirović bei Kać und Knićanin bei Žablja und Čurug standen. Die Vertheidigungsmacht des Ersteren betrug 3 Bataillone Fußvolk (Tschaikisten, Peterwardeiner), u.s.w.

400 Serbianer, 12 Geschütze kleineren Kalibers und 50—60 Berittene. Kničanin hatte 2 Bataillone Fußvolk, 2 Bataillone Serbianer, 400 Reiter und gleichfalls 12 Kanonen.

Am 5. Mai Abends erschien die nahe an dreimal überlegene Macht der Ungarn vor den Schanzen, und es unterlag keinem Zweifel, daß sie einen Angriff auf alle besetzte Punkte beabsichtige. Um die Ueberzeugung zu gewinnen, welchem Punkte der Hauptangriff gelten werde, da hiervon die Disposition der geringen Kräfte abhing, sandte Stratimirović noch in der Nacht 3 Compagnien unter dem Nationallieutenant Čurčić an jene Stelle der Römerschanzen, wo diese von der Neusatzer Straße durchschnitten werden, zur Beobachtung. Zugleich gab er den Auftrag, im Falle eines Angriffs sich eine Zeit lang zu halten, um die Ungarn über die serbischen Dispositionen in Ungewißheit zu erhalten, und sich sodann auf die Žabljaer Straße gegen den Wald Budisawa zurückzuziehen. Für den Fall eines ernstlichen Angriffes wurden die übrigen bei Kać stehenden Truppen so vertheilt, daß ein Bataillon mit drei Geschützen den linken Flügel, das

ist die Verschanzung an den Uferweingärten zu halten hatte, 4 Compagnien mit 3 Geschützen die Redoute auf der Straße besetzt hielten, und in der Schanze vor dem Walde ebenfalls ein Bataillon aufgestellt war. Im Walde selbst standen die Serbianer, und vor dem Walde wurde eine Batterie für 6 Geschütze aufgeworfen.

Um 4 Uhr Morgens griffen die Ungarn an. Čurčic hielt sich eine halbe Stunde und nahm sodann die ihm angewiesene Stellung ein, worauf eine ungarische Abtheilung an jener Stelle, wo die Schanzen von der Neusatzer Straße durchbrochen sind, einrückte und sich innerhalb derselben aufstellte. Eine Stunde verlief, ohne daß beiderseits etwas unternommen worden wäre.

Während derselben hatten die Ungarn auch Knićanin bei Čurug angegriffen, den Ort durch einen Dampfer in Brand gesteckt und genommen. Knićanin hatte sich von hier sowol als von Gospodince zurückziehen müssen und nur Fellmeyer, der zwischen Čurug und Žablja längere Zeit Widerstand leistete, machte es möglich, daß sich Knićanin in Žablja wieder festsetzen konnte.

Der Donner der Kanonen aus nördlicher

Richtung, so wie die Rauchwolken in der Gegend von Čurug ließen Stratimirović auf seinem Posten bald erkennen, daß die Ungarn daselbst nicht ohne Erfolg angegriffen. Beabsichtigten die Ungarn ihm gegenüber blos eine Demonstration, was um so wahrscheinlicher schien, da ihre den Serben sichtbare Macht sich nicht über zwei Bataillone und eine Batterie belief, so war er entschlossen, augenblicklich Kničanin zu Hilfe zu eilen. Ehe er jedoch mit dem größten Theile seiner Truppen abzog, muße er über die Absicht der ihm gegenüberstehenden ungarischen Heeresabtheilung im Klaren sein. Er schickte daher den Hauptmann Kostić mit 8 Compagnien und 5 Geschützen gegen die Römerschanzen, um den Feind anzugreifen. Dieser ließ die Serben bis auf 500 Schritte anrücken, und demaskirte in dem Augenblicke, als diese ihre Kanonen aufzustellen begannen, 4 Bataillone Infanterie, 4 Escadronen Cavallerie und 2 Batterien, die hinter dem Walle verborgen gewesen waren. Nach kurzem Gefechte ergriffen die zersprengten Serben die Flucht gegen Kać und nur die Kaltblütigkeit der serbischen Kanoniere,

die selbst auf kurze Distanz die verfolgende ungarische Reiterei in Schach hielten, rettete sie vor völliger Aufreibung. Die vor dem Walde gelegene Redoute gerieth in die Gewalt der augenblicklichen Sieger. Stratimirović, der mit einigen Compagnien und Geschützen den Bedrängten zu Hilfe hatte eilen wollen, begegnet den Fliehenden und sammelt sie um die Batterie vor dem Walde, während die Ungarn mit ihrer ganzen Macht zum Angriffe auf die ganze Linie vom Walde bis zum Donauufer nachrücken. Ihre Hauptkraft richteten sie jedoch gegen die Batterie vor dem Walde. Nach einer halbstündigen Kanonade greifen sie diese mit dem Bajonette an. Die entmuthigten Serben halten nicht Stich. Mannschaft und Kanonen flüchten in das Innere des Waldes und die Offiziere verlangen den völligen Rückzug. Sollte der Sieg entschieden sein, so mußten die Ungarn den Wald nehmen; den Wald behaupten, hieß ihnen den Sieg streitig machen. Stratimirović befahl daher, Alles, was an Kanonen und Mannschaft an den übrigen Punkten entbehrlich, im Walde zu concentriren, und hieß die Offiziere, die den Rückzug begehrten, unter An=

drohung des Todes gegen Jeden, der es wagen sollte noch einmal vom Rückzug zu sprechen, ihre flüchtigen Truppen ordnen. Die Offiziere gehorchen; die Mannschaft jedoch will nicht Stand halten. Nur die Serbianer unter Velimirović sind bereit, bis in den Tod zu bleiben und wollen ihre Ueberwindung nicht überleben. Da stürzt Stratimirović mitten unter die unordentlichen Haufen. Eine Pistole aus dem Gürtel reißend, ruft er aus: „Nun so geht! Geht Alle! Ich aber bleibe allein zurück und jage mir diese Kugel durch den Kopf; denn mit Euch fliehen und von Feindeshand sterben ist mir gleich große Schmach!“ Dies wirkte. Die Compagnien stellten sich auf, die Kanonen fliegen an den Waldsaum vor, ein neuer Kampf entspinnt sich. Vier Bataillone Ungarn mit 9 Geschützen dringen gegen den Wald an, während 2 Bataillone mit 6 Geschützen die anderen Punkte beschäftigen und die vier Schwadronen Cavallerie mit 3 Kanonen die rechte Spitze des Waldes auf der Giurgewo-Kaćer Straße zu umgehen trachten, um die Serben im Rücken anzugreifen und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Um dies letztere zu verhin-

dern, wurde sogleich der Nationaloberlieutenant Dobanovacky mit 2 Compagnien und 3 Geschützen an eine vortheilhaft gelegene Stelle des Waldes gesandt, wo es ihm auch gelang die Escadronen zum Rückzug zu nöthigen. Unterdessen hatten die Ungarn bereits zweimal vergebens den Wald zu erstürmen versucht. Ein dritter oder doch vierter Sturm hätte ihnen trotz der aufopferndsten Gegenwehr die Budisawa überliefern müssen, und zwar um so mehr, als ihre in der eroberten serbischen Redoute aufgepflanzten Kanonen den Serben im Walde sehr viel Schaden zufügten. Sie glaubten jedoch ihr Ziel eher zu erreichen, wenn sie alle ihre Kräfte auf einen Angriffspunkt concentrirten, erzwangen auf diese Weise wirklich gegen 11 Uhr Vormittags den Uebergang über den Graben, der den Wald umsäumt und drangen sogar bis an die Geschütze vor, von denen zwei in ihre Hände fielen. Durch diese Concentration wurden sie jedoch an anderen Stellen so geschwächt, daß es einigen Compagnien Tschaikisten durch einen rechtzeitigen Ausfall gelingen konnte, die verlorene Redoute wieder zu erstürmen. Die Kunde davon brachte die Sturmcolonnen, die am

rechten Flügel des Waldes bereits so weit vorgedrungen waren, zum Schwanken und bald darauf zum Weichen; ein Ausfall aus der Mitte des Waldes gegen die zwischen der wiedergewonnenen Redoute und den bereits weichenden Stürmern aufgestellten ungarischen Truppen bringt auch diese zum Weichen und entscheidet das Gefecht, und die Ungarn, bis an die Römerschanzen verfolgt, zogen sich nach Neusatz zurück. Ein Bataillon, das Knićanin, ehe er sich von Žablja unverfolgt nach Moschorin zurückzog, nach Kać zu Hilfe gesandt hatte, kam bereits nach entschiedenem Kampfe an. —

Auf derselben Straße, auf der Bethlen und Kiß ihre Bataillone zurückzogen, setzten wir, nachdem mir der Offizier, der in diesem Kampfe mitgefochten, die Tapferkeit der Tschaikisten nicht genug hatte anrühmen können, unsern Ritt fort und überschritten bei Sonnenuntergang die alten riesenhaften Römerschanzen. Mit ihnen verließen wir das Terrain des Tschaikistenbataillons und erreichten in dem Augenblicke, da der glühende Vollmond uns im Rücken aus den schwarzen Umrissen eines Pußtengebüsches emporstieg, die

ersten Häuser von Neusatz, und abermals war es die enge Kammer im „weißen Schiff", die, kaum Raum genug für Einen bietend, Zweien zum Obdach für die kurze Sommernacht dienen sollte. —

Pirosch. Kulpin.

Wir hatten die Erdwerke hinter uns, mit welchen die ungarischen Commandanten von Peterwardein die königliche Freistadt Neusatz hatten umgeben lassen. „Vier schwarze Blitze“ flogen die Hengste, die wir an unsern leichten Wagen gespannt hatten, in den sonnenhellen Vormittag hinein. Die Aermel der Vorspannsbauern, die sich eine Ehre daraus zu machen schienen, einen der Offiziere zu führen, an dessen Namen sich die Erinnerung manchen kühnen Wagnisses knüpfte, flatterten im pfeifenden Windzug; die Peitschen knallten, die Mähnen flogen, der Erdboden dröhnte unter den Hufen und eine Wolke Staub wirbelte um Wagen und Roß empor, genug, um von ferne glauben zu machen, es seien all' die

Husaren, die hier ringsherum im kühlen Pußtengrund begraben liegen, auferstanden, und als flögen sie nun hin in geschlossener Escadron, um ein serbisches Dorf zu alarmiren und zu brandschatzen. Ein langsam hinkollerndes Wäglein mit einem feisten Blaurocke, der wahrscheinlich zu einem benachbarten Bruder Popen auf Besuch fuhr, um mit ihm in gastfreundschaftlicher Brüderlichkeit Kummer und Noth zu theilen, wurde überflogen wie das Dogma vom Zeitgeist, und ehe wir es uns versahen, hielten die schnaubenden Thiere vor dem Wirthshause zu Pirosch, um die Rosse zu wechseln.

Indeß dies geschehen sollte, traten wir in die rauchgebräunte Schenke.

Um einen der Tische saßen ein Paar sonngebräunte Bauersleute in ihren weiten leinenen Hosen, weitärmeligen Hemden, blauen Jacken, die hinaufgekrämpten Hüte auf die Seite geschoben und die kurzröhrigen Pfeifen unter die schwarzen Schnurrbärte gesteckt. Ein städtisch gekleideter Herr in einem Anzuge von großgegittertem Sommerzeuge, Sporen an den Stiefeln, eine Reitpeitsche in der Hand, einen weißen „Demokraten"

auf dem Kopfe, maß mit großen klirrenden Schritten die kleine Stube, und ein vierter Bauer, eine stämmige, kräftige Gestalt, auf einen langen Haselstock gestützt, stand da, als erwartete er von dem gespornten Herrn seine Weisungen.

„Freigesprochen, sagt Ihr?" riefen die Bauern fast einstimmig, als wir eben eintraten, indem sie dabei mit den Fäusten auf den Tisch schlugen.

„Freigesprochen wie ein Heiliger! Für unschuldig erklärt wie ein Kind! Reingewaschen wie der kothige Fußboden Euerer Stuben an Weihnachten! Kann jeden Augenblick Obergespan werden, wenn er nur will!" rief der Besporute mit immer steigender gellender Stimme, indem er bei jedem seiner Ausrufe zur bessern Bekräftigung der Wahrheit mit der Reitpeitsche durch die Luft schlug, daß es pfiff.

„Ei, da soll doch . . . ." nahmen die Bauern die Versicherung auf.

„Was soll? Wer soll? Wen soll?" rief der Gegitterte, die Beine auseinanderspreizend und sich mit beiden Händen an den Tisch stemmend. „Wollt Ihr Einer da was dagegen haben, daß

er freigesprochen wurde?" Und wieder maß er mit langen Schritten die Diele.

„Und ich war ja zugegen!" nahm einer der Bauern das Wort. „Ich hab's ja mit angehört!"

„So geh' hin und sag's, wenn Du den Muth hast!" erwiderte der Herr mit der Reitpeitsche. „Freigesprochen und freigelassen, sag' ich Euch! Ich hab' ihn gestern in S . . . gesehen, im Wirthshaus; trank Wein, als hätt' er sein Lebtag kein Blut gesehn!"

„Vielleicht hat Euch eine Aehnlichkeit getäuscht, Herr Notarius," wandte der Bauer mit dem Haselstocke ein.

„Täuschen? Da seht mir den Knez (Ortsrichter) an," lachte der Herr Notarius laut auf. „Ich mich täuschen? Und wenn ich's Euch schwarz auf weiß zeige: C . . . . . . ist frei! Was wollt Ihr dann sagen?"

„Ich kann's nicht glauben!" erwiderte der Knez. „'S ist ja möglich, daß es zwei dieses Namens gibt, und daß Einer von Beiden wirklich unschuldig ist."

„Wenn ich Euch aber sage, C . . . . . ., der-

selbe E......, der E....., der in Kula die zwei alten Leute hat erschießen lassen?"

Die Bauern schüttelten die Köpfe und schwiegen.

„Ich war damals in K... Die Magyaren hatte einige Tage zuvor unser Dorf ausgeplündert und ich hatte mich hingeflüchtet," nahm endlich Einer von ihnen, ein ältlicher Mann, das Wort. „Von Serben war in ganz K... keine lebendige Seele zu sehen. Sie hatten alle an einem Tage fort müssen auf Befehl des ungarischen Commissärs und nur das Bischen Ungarisch, das ich weiß, schützte mich selbst vor Gewalt. Eines Morgens begegne ich vor dem Orte draußen zwei alten Serben, Leuten mit schneeweißem Haar, abgemagert und in zerlumpten Kleidern. Es waren die zwei ältesten Leute von K..., Nića Marian und Gaja Grozdić. Wo kommt Ihr her? frag' ich sie. Von den Sümpfen; dort wohnen wir verborgen unter Gottes freiem Himmel, aber die Weiber und Kinder starben uns vor Hunger und am Fieber und so gehen wir denn zum Commissär nach K..., ihn zu bitten im Namen Gottes und um unserer armen Kinder willen, daß er uns wieder einlasse in unsere

Häuser. Die beiden Alten gehen in den Ort und lassen sich zu C . . . . . . führen. Ich aber, als ob ich nichts Gutes ahnte, geh' ihnen nach und stell' mich draußen vor dem Hause an einen Baum, während Nića Marian und Gaja Grozdić d'rin sind und den Commissär bitten. Ich konnte aber Nichts hören als Weinen und Fluchen und gleich darauf zwei Schüsse — daß mir's durch's Herz riß. Nun, denk' ich, die haben genug! Abends kommt der Hayduk in's Wirthshaus herunter und läßt sich eine Flasche Wein geben. Ein Paar magyarische Bauern setzten sich zu ihm. Was hat's heut Neues gegeben, Janos? fragen die Bauern. Nichts; zwei vadráczok haben wir im Hofe erschossen, gibt der Hayduk zur Antwort, zwei alte abgelebte Hunde! Hättet sehen sollen, wie das Gesindel vor dem Herrn Commissarius auf der Erde gekniet, wie es ihn um die Knie gefaßt und mit Gewalt hat haben wollen daß er ihnen erlaube, wieder nach K . . . zurückzukommen! Aber der Herr Commissarius ist ein echter Magyar, ein Patriot und läßt sich von zwei alten wilden Ráczen nicht weich machen. He da! ruft er mich. Was fangen wir mit den

zwei ráczischen Bestien da an? Durchprügeln, Herr Commissarius und hinauswerfen, sag' ich. Nichts da! sagt der Herr Commissarius. Also stellen wir sie vor's Blutgericht, sag' ich d'rauf. Das Blutgericht läßt uns sie laufen; die Canaillen haben ja Nichts gethan, sagt der Herr Commissarius. Darauf geht er in der Stube auf und ab und sagt: Weißt Du was, Janos, führ' sie in den Hof hinaus und schieß' sie nieder, so sind wir die M—kerls am besten los! Ich laß mir das nicht zweimal sagen, binde die alten Hunde und schieß' sie nieder wie tolle Möpse! Nun wußt' ich, was mit den armen Teufeln geschehen; doch was wollt' ich thun?"

„Und nun weißt Du auch, was mit dem Commissarius geschehen! Wenn er einmal Obergespan ist, und hört, daß Du die zwei Schüsse gehört hast, läßt er Dir dafür, daß Du nicht auch gleich maustodt niedergefallen bist, eine Bank unter den Bauch schieben und fünfzig Stockstreiche aufzählen!"

„Das wär' das Schlimmste nicht!" nahm ein anderer Bauer das Wort. „'S kann Dir auch ergehen, wie's dem Popen von Z . . ergangen

ist. Auf den hatte der ungarische Commissarius auch ein Auge geworfen und wußte nicht recht, wie ihm an den Leib zu kommen. Da lad't er ihn mitten im strengsten Winter zu Tisch. Der Pope denkt nichts Arges und fährt hin. Der Commissarius sitzt mit dem Popen allein in der Stube und trinkt ihm wacker zu. Der arme Pope weiß nicht, wie er zu solchen Ehren kommt. Da zieht der Commissarius, nachdem der Pope schon des Weines mehr als genug hatte, eine Pistole hervor. Jetzt hast Du gesoffen, ráczischer Hund, ruft er, und jetzt bezahl', und schießt den Popen mitten durch die Brust. Dann ruft er seinen Knecht und wickelt den Popen in seinen Pelz ein, heißt den Knecht des Popen die Pferde einspannen, und setzt dann mit seinem eignen Knechte den Popen auf den Wagen. Da führ' Dir Deinen besoffnen Herrn nach Haus! ruft er dem Kutscher zu, und gib Acht, daß er nicht irgendwo in den Schnee fällt. Der Kutscher kommt nach Haus, und wie sie den Popen vom Wagen herunterheben wollen, sehen sie erst, daß er erschossen ist."

Die Anmeldung unseres Kutschers, daß bereits

umgespannt sei, brach, für uns wenigstens, die näheren Eröffnungen über Persönlichkeiten und Thatsachen ab, welche die Gesellschaft aus ihrem Gedächtnisse hervorholte und die wol nur hätten beitragen können, meine Zweifel darüber, daß in dem Lande, durch welches noch vor Kurzem ein blutiger Bürgerkrieg getobt, Zufriedenheit und Gemüthsruhe herrsche, zu bekräftigen. Vielmehr war es nicht das erste Mal, daß ich Unzufriedenheit und Aufgeregtheit zu beobachten Gelegenheit hatte und sollte wol auch nicht das letzte Mal sein.

Am Wagenschlage erwartete uns schon die Richtigkeit dieser Vermuthung in der Gestalt eines kleinen dicken Mannes, der sich als Fiskal der löblichen Ortsgemeinde von G . . . präsentirte, und gegen meinen Begleiter, den Offizier, die Versicherung aussprach, daß er einzig und allein deshalb an dem Tritte unserer Kalesche harre, um dem tapfern Kämpfer für Vaterland und Nationalität, den er augenblicklich erkannt habe, seine unbegränzte Hochachtung auszusprechen, nebenbei aber auch zu verstehen gab, daß er mit uns einen und denselben Weg vorhabe, und daß es ihm

schwer sei, in diesen üblen Zeiten Wagen und Pferde aufzutreiben.

Wir luden den kleinen dicken Fiskal ein, in unserem Wagen mit einem Platze vorlieb zu nehmen und hatten nach wenigen Minuten das Vergnügen, ihn im Besitze des ganzen Rücksitzes uns gegenüber zu sehen, eine Kappe, wie sie während des Aufstandes die Nationaloffiziere trugen, aus hellblauem Tuche, weiß und roth eingefaßt, in das schwarze krause Haar gepreßt, die Hände über den ziemlich umfassenden Bauch gefaltet, und den Ausdruck der tiefsten Besorgtheit in dem dicken, kupferrothen, durchaus von keinem Herzweh zeigenden Angesichte.

„Nun, wie geht es, Spectabilis, seitdem der Krieg zu Ende ist?“ versuchte mein Reisegefährte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, das sich bisher blos um Anmannbringung und Ablehnung von Lobreden gedreht hatte.

„Schlecht, cum permissione, sehr schlecht!“ erwiderte der Fiskal. „Es gibt keine Processe,“

„Das ist ein Zeichen des Friedens.“

„Cum permissione, Herr,“ wandte der Fiskal ein, „das ist ein Zeichen, daß die Leute

Nichts haben. Was das für ein herrliches Land sonst war, voll Processe; und Processe, die man wie eine eiserne Kuh auf Kind und Kindeskinder vererben hat können! O, der heillose Krieg hat das blühende Land um Alles gebracht!"

„Und doch reisen Sie in Proceßangelegenheiten, wie Sie uns beim Einsteigen sagten."

„Prozeßangelegenheiten! Was sind das für Proceßangelegenheiten, cum permissione? Eine Prügelei, wobei Einer halbtodt auf dem Platze liegen bleibt. Zum Glück für uns Fiskale weiß eigentlich kein Mensch, wohin man sich jetzt mit einer Klage zu wenden hat. Da reist man denn zur Kriegsbehörde, von der wird man nach Temeswar geschickt, wo man Einen an den prov. Bezirksobercommissär weist, der wieder an den prov. Bezirksuntercommissär, der an den prov. Magistrat, bei dem man hätte nach altem Brauch gleich klagen können. Da helfen denn unser Einem die vielen Reisen etwas heraus. Sonst aber ist es schlimm, cum permissione, sehr schlimm!"

„Ihr habt das Opfer der nationalen Sache gebracht."

„Der nationalen Sache! Da will ich mir erlauben, gleich eine nationale Sache cum permissione zu produciren!"

Der Fiskal zog bei diesen Worten eine Schrift aus der Brieftasche, entfaltete sie und reichte sie uns hin.

„Das ist also die nationale Sache, daß sich nun unsere Notare und Beamten abmühen müssen, schlecht deutsch zu schreiben, während sie sich früher nicht herbeilassen wollten, gut magyarisch zu schreiben?"

Die Schrift, die wir in Händen hatten, war eine Anzeige an das Oberdistriktscommissariat, von dem Notarius einer Dorfgemeinde verfaßt und von den Gemeindevorständen unterschrieben, und enthielt die gemeindliche Bestätigung einer species facti. Wenn ich den Lesern dies Document in seiner leibhaften Fassung vorführe, so geschieht es wahrlich nicht um sie zu belustigen, sondern um ihnen ein Material zur Berechnung an die Hand zu geben, wie lange es wol brauchen dürfte, bis die Wojwodina ein würdiges Mitglied des deutschen Bundes sein wird, wenn im Jahre 1850 eine obrigkeitliche Person, die es

sonst sehr gut verstand, magyarisch oder serbisch mit den Behörden zu verkehren, in folgender Weise der Anforderung, daß sie nun mit den höheren Behörden deutsch verkehre, Genüge leistet. Die Schrift lautete, kurz und bündig, jedoch die neue wojwodisch-deutsche Orthographie nur andeutungsweise wiedergegeben, folgendermaßen:

„Hochwohl- und hochgeborener Ober-Distrikts-kommissariat!

„Das is Wahres von Prügel von Dorf Ponemčica: Gjorgje Pijanić kummt haus vull. Nehmen Gjorgje Pijanić Hack, klupp seine Weib Jela Pijanić mit Hack af Puckel. Weib nehmen Drbo (Holz), klupp Gjorgje Pijanić Puckel seine. Gjorgje Pijanić klupp seine Weib statt Puckel, af Kopp klupp. Weib schrei, Katz schrei, Madaraß (Name des Hundes) schrei, kummt Nochbol Pera Neplatić, prügel Mann, Weib, Katz, Madaraß und Alles. Am besten prügel Neplatić Pijanić Mann. Hat Pijanić Loch af Kopp sehr gut tief. Katz krepir. Weib brechen Hand zwei

Stuck. Madaraß Aug bei Teufel. Das is wahres Species facti, attentatum triplex cum perditu felis. Bezeugen mit eigenes Aug und schreiben mit eigene Hand unterthänigste Unterthanen und Knez und Schworne von Gemeinde Ponemčica.

Datum etc. etc. anno 1850."

Folgen die Unterkreuzungen.

Der Fiscal versicherte uns übrigens, daß obencitirtes Aktenstück noch zu den bessern zähle, und daß der Notar des Dorfes Ponemčica keineswegs die höchstgestellte Person im Lande sei, der die deutsche Sprache ein böhmisches Dorf sei.

„Da haben wir unser nationales Paradies!" schloß der Fiscal. „Voluimus evitare Charybdim et incidimus in Scyllam, cum permissione! Auf deutsch, so gut ich armer Serbe deutsch kann: wir wollten der Pfütze ausweichen, und sind in die Lache gefallen, versteht sich cum permissione!"

Die Ankunft in Kulpin beraubte uns des Vergnügens, den dicken Fiskal noch fernerhin unser Vis-à-vis nennen zu dürfen. Einige Daten, die er zu seinem Prügelprocesse zu sammeln hatte, geboten ihm, sich hier einen Tag aufzuhalten.

Kulpin ist eines der schönern, freundlicheren Dörfer der Bačka, zum Theil von Serben, zum Theil von eingewanderten protestantischen Slovaken bewohnt. Wie überall, so brachte auch hier die Religion während des Bürgerkrieges eine blutige Spaltung hervor. Wenn auch beide Slaven, so standen doch überall die protestantischen Slovaken den griechischen Serben feindlich gegenüber, wie denn überhaupt das antikatholische und antigriechische Element des Protestantismus und Calvinismus in der ungarischen Revolution eine große Rolle spielte, eine Rolle, die bisher noch nicht genugsam gewürdigt worden.

Kulpin ist der Stammsitz der Stratimirović, einer begüterten, ursprünglich aus der Černagora stammenden und ihre Abkunft von Balscha, einem serbischen Wojwoden, der zur Zeit des Knjez Lazar in Albanien selbstständig regierte, herleitenden Familie, aus der einer der einflußreichsten und thätigsten Metropoliten von Carlowitz, Stephan Stratimirović, hervorging, der von 1792—1836 die oberste Würde der griechisch nicht unirten Kirche in Oesterreich bekleidete und der auch Georg

Stratimirović, der aus der Geschichte der jüngsten serbischen Erhebung bekannte Präsident des Carlovitzer Nationalcomitées und Anführer der nationalen Heerschaaren, angehört. Den Hauptplatz des Ortes umgeben die in freundlichem Style erbauten und von Wohlhabenheit sowol als Aufwand zeigenden Wohnhäuser der nun in mehrere Linien verzweigten Familie. —

Eine Umfahrt.

Es war Sonntagsmorgen. —

Die Sorge für die Aecker ist dem lieben Herrgott überlassen; kein hochbelad'ner Heuwagen bewegt sich langsam über die thauperlende Pußta hin, kein Pflug knarrt durch das Dorf, und rasselt ein Wagen über die staubwolkige Fahrstraße, so sitzen festtäglich geputzte Weiber darin und sauber gekleidete Männer, die in ein benachbartes Dorf in den Gottesdienst fahren.

Wenn man an Wochentagen durch die Ortschaften kommt, so sind sie wie ausgestorben. Man sieht keine Sterbensseele auf der Straße. Die Männer, so wie die jüngeren Weiber und Mädchen sind auf den Feldern oder auf den Wochenmarkt eines benachbarten Marktfleckens ge=

fahren oder bei den Herden auf den Pußten. Nur hie und da sitzt ein alter Mann, der Großvater thätiger Enkel, auf einer hölzernen Bank unter dem Maulbeerbaume vor dem Hause, im Straßenstaube spielen ein Paar Kinder in schmutzigen Hemdchen, so daß man auf seiner Hut sein muß, sie nicht zu überfahren, und in einem oder dem andern Hause sitzt ein junges Mädchen am Webstuhl und webt ein Stück Leinen für den eigenen Hochzeitskoffer. Will man dies Volk beisammen sehen, so muß man es an Sonn- und Festtagen aufsuchen. Da tritt es vor seine Häuser heraus, versammelt sich vor den Kirchen, vor den Schenken und auf den Tanzplätzen. —

Es war Sonntagsmorgen und wir glaubten den Tag, den wir als Gäste der „Kulpiner Herren" zubringen sollten, am besten zu einer Rundfahrt durch einige Ortschaften der Nachbarschaft benutzen zu können.

Ein muthiges Viergespann — unser Wirth würde es sich für eine Schande angerechnet haben, weniger als vier Pferde einzuspannen, — ein muthiges Viergespann galoppirt mit uns quer über die dröhnende Pußta hin, daß die Rasen-

stücke zu beiden Seiten des Wagens auffliegen; der Herr des Gespann's, um die Trefflichkeit seines Marstalls zu zeigen, läßt die Zügel schießen und schwingt die schnalzende lange Peitsche durch die Lüfte, es zu noch schärferem Galoppe aneifernd, und nach wenigen Minuten haben wir eine halbe Stunde Weges zurückgelegt und machen mitten auf dem Platze eines Dorfes Halt.

Die Wohnhäuser der ehemaligen Grundherrlichkeit umstehen den Platz, ebenerdige, jedoch durch Umfang und Bauart, durch Rococoverzierungen und Jalousien von den Hütten der ehemaligen Unterthanen sich unterscheidende Gebäude.

Fast alle Dörfer in der Bačka und im Banate, so wie in ganz Ungarn überhaupt tragen in ihrer Anlage und in ihrem Aussehen die Geschichte ihres Ursprungs, den Stempel des eigenthümlichen Verhältnisses zwischen Herrschaft und Unterthanschaft zur Schau. Ein Edelmann, der ein Stück Landes durch Kauf, durch eine Heirath an sich gebracht oder von der Krone für ausgezeichnete Kriegsthaten geschenkt erhalten, baute sich in der Mitte seiner neuen Besitzung ein geräumiges, seinen adeligen Bedürfnissen angemesse-

nes Wohnhaus. Diese adeligen Bedürfnisse erstreckten sich in den guten alten Zeiten nicht über zwei geräumige Wohnstuben, einen sehr geräumigen Speisesaal, in dem eine möglichst lange Tafel aufgestellt und möglichst viele Gäste bewirthet werden konnten, einen Seitenflügel zur möglichst bequemen Unterkunft der Gäste und Trinkfreunde des gnädigen Herrn und endlich einen trefflichen Weinkeller und einen gesunden Pferdestall. Die Pußten, die rings um das neugebaute Herrenhaus lagen, brauchten Hände, wenn sie bearbeitet werden und dem gnädigen Herrn so viel einbringen sollten, als er und seine Gäste jährlich brauchten. Geld, um die Hände zu bezahlen, war aber selten vorhanden, und wäre es vorhanden gewesen, so wären selbst für die beste Bezahlung keine Hände zu bekommen gewesen. Die Türkenkriege hatten, namentlich im östlichen Theile Südungarns, unter der Bevölkerung so aufgeräumt, daß auf ganzen Landstrecken, größer als mancher souveraine deutsche Staat, keine lebendige Seele athmete. Der gnädige Herr, wenn er nicht in die Zeiten Abels zurückkehren, und im Namen Gottes den

Boden zu bebauen anfangen wollte, mußte sich nach Ansiedlern umschauen. Da wurde denn an einen guten Freund in der von den Kriegen weniger heimgesuchten Slowakei, an einen Trinkbruder im Lande um Debrečin, an einen Waffengefährten in Syrmien, an einen zweiten an der galizischen Grenze geschrieben, und von diesen einige ihrer Unterthanen erbeten, die dafür, daß sie dem gnädigen Herrn die Pußten beroboteten, mit Grund und Boden belehnt werden sollten. Auf seine eigenen Kosten oft holte sich der gnädige Herr die ihm abgetretenen Unterthanen herbei, und so ließen sich denn in der Umgebung des einen Herrenhauses Slowaken, in der eines andern Magyaren, dort Serben und hier Ruthenen, an manchen Orten die Auswanderer mehrerer Gegenden zugleich oder nach einander nieder. Auch fleißige Deutsche aus dem fernen Schwabenlande fanden sich ein und bauten ihre Hütten und bearbeiteten ihre eigenen Sessionen so wie auch das Feld und den Weinberg des Herrn, und vermehrten sich und füllten den Ort so wie auch den Säckel des gnädigen Herrn, und in wenigen

Jahrzehenden blühte ein Dorf mitten in dem weiten Haideland.

Die Ansiedler haben aber nicht nur ihre Spaten und Rechen, sondern auch ein jeder seinen eigenen Herrgott, seine Sprache und seine Jacke mitgebracht und haben an dieser Dreieinigkeit festgehalten bis auf die jüngsten Tage und so hat man denn, wenn man in ein südungarisches Dorf kommt, vor allem andern zu fragen:

„Was ist das für ein Dorf?"

Das Dorf, auf dessen Platz unsere Füchse halten, ist ein zum Theile von Serben, zum Theile von Slowaken bewohntes. Der Grundherr gehört der griechisch-nichtunirten Kirche an und so ist denn diese und mit dieser die serbische Nationalität auf seinem Territorium gewissermaßen die herrschende.

Dem Schlosse, das ist dem Wohnhause der Herrschaft gegenüber, erhebt sich eine gut, ja sogar schön gebaute Kirche mit einem zinngedeckten Thurme und einer Uhr daran. Die Glocke ist eben in vollem Schwunge und die Kirchengänger kommen über den grünbegrasten Dorfplatz, um dem Gottesdienste beizuwohnen. An den sauberen, unge-

mein faltenreichen, weißleinenen Beinkleidern, die fast wie ein Weiberrock um die hohen und schweren, sauber geschwärzten Stiefel schlottern, an dem weißen kurzen Hemde aus feinem, im Hause gewobenen Linnen, das über den Hosen getragen wird, an der dunkelblautuchenen Weste mit großen weißen Metallknöpfen — die Reichern tragen sie von Silber — an dem schwarzseidenen Tüchel um den Hals, an dem nach rückwärts wallenden, immer hübsch gleichgeschnittenen schwarzen Lockenhaar und dem kleinen runden, ringsum hinaufgekrämpten Hute erkennen wir den raizischen, nun serbischen Bauer. Die Weiber und Mädchen, wie überhaupt alle Serbinnen, dem Putze bis zu einem gewissen Grade nicht abhold und durch die Nähe handeltreibender Städte dazu angeregt, kleiden sich in Röcke und Brustleibchen von verschiedenen bunten Stoffen, schlingen seidene Tücher um den Hals und um den Kopf, tragen Goldmünzen an der Brust und im Haar, und legen das schöne schwarze Haar in lange Flechten, die sie oft auf die zierlichste Art verschlingen und mit einer Rose oder ein Paar Feldblumen schmücken.

Die jungen Frauen tragen einen künstlichen Blumenkranz, eine goldene Borte, einen dünnen Schleier in den Haaren, manchmal eine mit vielem Blumenwerk aufgeputzte goldene Haube. Die Männer sind stark gebaute, stämmige, meist mittelgroße, gesunde Gestalten mit gebräunten Gesichtern und schwieligen Händen. Der Schnurrbart fehlt bei keinem. Die Frauen und Mädchen sind meist hübsch, oft sogar von seltener Schönheit. Der slavische Typus scheint hier zuweilen bei Männern sowol als Frauen seine schönsten Formen zu finden. Stirne, Nase und Mund sind tadellos schön, ausdrucksvoll, und doch weder deutsch, noch griechisch, noch römisch, sondern ganz eigenthümlich geformt. Ich habe Männer, einfache Bauern, in den dreißiger Jahren, gesehen, die den schönsten beizuzählen sind. Besonders schön sind die dunklen feingezogenen Augenbraunen und der Mund mancher Frauen. Um so auffallender ist es, daß sie sich fast ohne Ausnahme die Wangen rosenroth schminken. Es macht dies die anmuthigsten Gesichter früh welken und ist Schuld daran, daß der schönste Mund manchmal die häßlichsten Zähne verbirgt. Häu-

figer als anderswo sieht man hier auch durch Blatternarben entstellte Gesichter, unstreitig in Folge des fahrlässig betriebenen Impfgeschäftes. Einige Herren und Frauen in landstädtischem Anzuge nähern sich ebenfalls der Kirche. Es sind dies der Stuhlrichter, ein und der andere Grundherr und die Hausbeamten der Herrschaften mit den Ihrigen.

Wir treten durch ein hölzernes Thor in einen weiten grünen Hofraum, der die Kirche an allen Seiten umgibt, und den einzelne alte Grabsteine aus rothem Marmor, der in Südungarn heimisch ist, als den ehemaligen Friedhof bezeichnen. Des Krieges zerstörende Ferse ist nicht durch den Ort geschritten, und Friedhof und Kirche daher unversehrt geblieben. Im Innern der Kirche ist die Gemeinde bereits versammelt, und der Gottesdienst hat begonnen. Man sieht es der Kirche an, daß der Grundherr dem Ritus angehört, nach welchem in ihr Gott verehrt wird. Wohin das Auge blickt, entdeckt es die Spuren der Munificenz, mit der eine gliederreiche Reihe von Nachkommen des Gründers des Ortes und Stifters der Kirche diese bedacht hat. Das Ikonastas (εἰκον, ἰκον

das Bild, ein Ausdruck, der aus der Kirche in's Leben übergegangen ist, denn der Serbe nennt nun jedes Bild so, und σταω ich stehe), das Bildergerüste, die Bilderwand, durch welche das Schiff der Kirche von dem Altare geschieden ist, hat manches gut gemalte Bild, die Säulen und Betstühle manche schöne Goldstaffage aufzuweisen. Die Pewnice sind mit reichem Schnitzwerk verziert, die Evangelienbücher in rothen Sammt gebunden und mit Silber beschlagen, und die Decke für das Tischchen, an welchem der Pope das Evangelium liest, ist die fleißige Arbeit einer kunstvollen Frauenhand. Die griechisch nicht-unirten Kirchen sind der Baukunst, der Malerei und der Bildhauerkunst nicht minder günstig, als die katholischen. Schöne Kirchen gehören zu den Dingen, auf welche die Gemeinden stolz sind, und die Kirche mit Zierrath und schönen Geräthschaften und Gewändern zu beschenken, ist eine bei den Serben vielgeübte fromme Sitte. Die Bauart der griechischen Kirchen ist jener der katholischen bis auf kleine Unterschiede fast ganz gleich. Das Schiff der Kirche nimmt den größten Theil der-

selben ein. Im vordern Theile desselben stehen und sitzen die Männer, im rückwärtigen die Frauen. Altäre wie in den katholischen Kirchen finden sich nicht. Der Altar der serbischen Kirche ist ein vom Schiffe durch eine hohe Bilderwand getrennter Raum, der alles Schmuckes entbehrt. In der Mitte dieses Raumes erhebt sich der Prestol, ein Tisch, dem sich Niemand anderer nähern, den Niemand anderer berühren darf, als der Priester, und auf dem sich die heiligen Utensilien befinden. In diesem Raume, der Oltar genannt wird, verrichtet der Priester seine Gebete. Aus diesem tritt er je nach den verschiedenen Momenten der Lithurgie (Messe) durch die mit einem Vorhange verhängte Mittel- oder eine der beiden Seitenthüren vor die Gemeinde heraus. Außerhalb des Oltars, zu beiden Seiten des Ikonastas, sind die Betstühle für die pevnici, Sänger, angebracht. Diese Sänger spielen eine wichtige Rolle während der Lithurgie. Da die Gemeinde nicht singt, so wechseln sie mit dem Popen im Gesange ab. Die jungen Leute rechnen es sich in manchen Orten zur Ehre an, pevnik zu sein, und wetteifern im

Klang der Stimme und in der Schönheit des Gesanges. Der Gesang und mit ihm die Musik ist es aber eben, welchen der serbische Ritus am wenigsten günstig ist. Man bedient sich bei gottesdienstlichen Gelegenheiten nie der Instrumentalmusik. Die Orgel ist den serbischen Kirchen fremd. Es wird nur gesungen, und der Gesang erhebt sich nicht über eine unklare Aufeinanderfolge oft sehr dissonirender Modulation; selten taucht hie und da ein flüchtiger Anklang eines melodischen Tonganges auf; Rhythmus und Harmonie darf man nicht erforschen wollen. Der Gesang ist offenbar auf der ersten Stufe christlichen Kirchengesanges stehen geblieben und hat noch viel unverkennbare Aehnlichkeit mit dem gottesverehrlichen Gesange jener Völker, aus deren Tempeln die ersten Christen hervorgingen. Der Katholicismus hat das Verdienst, den Gesang und die Musik zur Höhe einer Kunst erhoben zu haben. Je ungeregelter der Gesang ist, mit desto mehr Eifer liegt ihm eine Schaar von Knaben ob, die Alles aufbieten, was ihnen an Stimme zu Gebote steht, um die Lithurgie zu verherrlichen. Die Wände

der Kirche sind mit Kränzen und Reisern geschmückt. Der Pope ist in sein bestes Meßgewand gekleidet, es ist heute Pfingstsonntag, ein den Serben heiliger Tag, an dem es nicht leicht Jemand unterläßt, in die Kirche zu kommen.

Indessen hat die serbische Kirche Eines, was ihre Bedeutung für das Volk, für dessen Zukunft und Politik eine gewichtige sein läßt. Sie ist ein mit dem Wesen der serbischen Nation innig verwebtes Element. Die Sprache, in der das Evangelium verlesen, der Gesang gesungen, das Gebet gesprochen wird, ist die alt-slavische, ist dieselbe, die in den Kirchen Rußlands die Sprache heiliger Funktionen ist. Die Gebet- und Gesangbücher, die auf dem Pulte des Priesters und auf den Betpulten der Gemeinde liegen, sind aus den Buchdruckereien von Moskau und Kiew hervorgegangen. Während der kirchliche Gebrauch der lateinischen Sprache die katholischen Völker einerseits die Wege classischer Bildung hat aufsuchen lassen, anderseits vor den Einflüssen fremdnationaler Elemente nicht zu schützen vermocht hat, hielt die slavische Kirchensprache der Russen und Serben bisher jeden nachhaltigern Einfluß fremder Bildung

vom Volke fern, und wird zum Ausgangspunkte einer eigenen, aus dem Wesen des Slaventhums selbst hervorgehenden, um so lebensfrischern Cultur. Hätten die Russen und Serben den lateinischen Ritus angenommen, sie wären nicht was sie sind, der einzige noch bildungsfähige slavische Urstamm, welcher die Zukunft des Slaventhums in sich birgt.

Man sagte uns, daß der Ort, und zwar zur Hälfte, auch von Slowaken bewohnt sei. Die slowakischen Häuser unterscheiden sich von den serbischen ihrem Aeußern nach in Nichts. Im Innern herrscht vielleicht mehr Arbeitsamkeit und weniger Erregsamkeit. Der Serbe liebt es, sich des Lebens zu freuen. Er ist ein Freund des Tisches, des Glases und des Tanzes und läßt sich nicht gerne schwere Sorgen zu Herzen gehen. Im Sonnenstrahle eines südlichen Klimas ist sein Blut heißer geworden, und er spricht gern von seinen Vorfahren und seinen eigenen Thaten, und ist stets entschlossen, jedem Zweifel mit dem fühlbarsten Nachdruck zu begegnen. Der Slowake, ein Kind des kühlen Tatragebirges, ist sparsam, zurückgezogen, demüthig und hat in den warmen Ebenen die Kälte seines

Temperamentes nicht verloren. Die Verschiedenheit des Glaubens hat gleich von Anbeginn jeden innigern Anschluß an den serbischen Nachbar hintangehalten, und bei dem Ausbruche der serbischen Erhebung die alte Abgeschlossenheit bis zur mehr oder minder offenen Feindschaft gesteigert. Der Serbe, entschieden in seiner Feindschaft, kann es dem berechnenden Slowaken nie vergessen, daß er, trotz der slavischen Stammverwandtschaft und trotz des gemeinsamen Hasses gegen die Magyaren, sich stets Jenem beugte, der für den Augenblick die Macht hatte. Wie dem Temperamente nach, so unterscheiden sich auch die Slowaken in der Tracht von den Serben, unter denen sie wohnen. Namentlich gilt dies von den Frauen und Mädchen. Ihr Anzug ist viel einfacher, oft sogar ärmlich, und an Sonntagen von jenem der Serbinnen fast büßerisch abstechend. Die Mädchen kleiden sich nie in so bunte Farben, man bemerkt keine Münzen an ihrem Halse, keine Schminke an ihren Wangen. Ihr einziger Kopfputz besteht in zwei langen Bandschleifen, die sie rückwärts von den zusammengelegten Zöpfen herabhängen lassen. Die Frauen tragen meist dunkelblau leinene Röcke und dunkel-

blaue Kopftücher. Alles dies gibt den Slowakinnen, wenn sie in Gruppen beisammen stehen, ein eintöniges, fast trauriges Aussehen. Eine Gruppe dieser dunkeln Gestalten bewegt sich durch eine Seitengasse des Dorfes hinab. Folgen wir ihnen, auch sie gehn̄ zur Kirche. Doch wo ist die Kirche? So weit das Auge umher blicken kann, vermag es Nichts zu erblicken, was an ein gottgeweihtes Haus erinnern könnte. Am Ende des Dorfes öffnet sich ein breites hölzernes Thor, und wir treten mit der kleinen Anzahl Slowaken in den Hof eines schlechten Bauernhauses. Ein Paar Maulbeerbäume, in die Ecken gepflanzt, geben dunklen Schatten, Feldgeräthe liegen umher, an den Stufen eines etwas besser als die andern gebauten Wohnhauses spielen einige Knaben im Sande. Von den Treppen des niedern Hauses herab tritt ein Mann in den vierziger Jahren. Der schwarze bürgerliche Anzug, der schwarzseidene Mantel rückwärts herabhängend und in dem einen Arme getragen, die zwei weißen langen Schleifen des Collar's, und das goldgeschnittene Buch in der Hand, lassen den Pastor der evangelischen Gemeinde erkennen. Die Angekommenen

bleiben grüßend stehen, und lassen den Pastor voranschreiten. An der niedrigen und schmalen Thüre eines aus Holz aufgeführten und mit Stroh gedeckten, mehr einer Scheune ähnlichen Hauses verneigt sich der Pastor, es ist das evangelische Bethaus der slowakischen Gemeinde, das er betritt. Aermlich und dürftig wie das Aeußere ist auch das Innere.

Gegenüber vom Eingange erheben sich, aus weichem, unangestrichenem Holze gezimmert, Altar und Kanzel, in der einen Hälfte des langen schmalen Raumes sitzen die Weiber mit ihren dunkelblauen Kopftüchern, in der andern die Männer in den Betbänken aus rohem Holze, und zwar zu vorne die Greise und die Aeltesten, wenn auch Aermsten, und hinter ihnen die andern dem Alter nach. Die hinterste Bank nehmen die jungen Leute und Knaben ein. In dem kleinen Raume zwischen Eingang und Altar stehen oder knien die jungen Mädchen. Den weißgetünchten Wänden ist aller Schmuck fern, ein einfaches Crucifix aus Elfenbein ziert den Altar. Die Sprache des Gottesdienstes ist die slowakische. In ihr spricht der Pastor zu der kleinen Gemeinde Worte der

Erbauung. Der Gegenstand seiner heutigen Predigt — er spricht um die Zeit der Ernte — ist der Vergleich zwischen Arbeitsamkeit und Müssiggang. Der Stoff ist glücklich gewählt und in allen Zügen ist Aufmerksamkeit und Glaube zu lesen. Gesänge, in denen der Herr der Saaten um Gedeihen der Feldfrüchte gebeten wird, Gesänge, jedem Einzelnen verständlich und von jedem Einzelnen mitgesungen, beschließen die kurze und einfache Andacht, von der man, wenn man unmittelbar aus einer katholischen oder griechischen Kirche kommt, nicht glauben sollte, daß sie dem mehr materiellen als abstracten Sinn eines Landmannes, dem die Grenzen seiner Pußte die Grenzen der Weltanschauung sind, genügen könne. Und doch genügt sie ihm nicht nur, sondern erfüllt sein ganzes Gemüth. Das Menschenherz braucht wenig, um glücklich und beruhigt zu sein in seinem Glauben, und der čechische Slave — und zu diesem Stamme gehört der Slowake — ist mehr als irgend ein anderer Volksstamm zur Meditation über Dinge des Glaubens geneigt, und hängt gerne dem Abstracten nach. Dogmen, an denen der menschliche Verstand nur dann vorübergehen

kann, wenn er ein Auge des Nachdenkens zudrückt, haben in dem Naturell des čechischen Slaven von jeher nur lockere Wurzel gehabt. Während ein Schlußgesang angestimmt wird, verläßt die Gemeinde allmählig das Bethaus. Zuerst entfernen sich die Mädchen, hierauf die Weiber, hierauf die Knaben und jungen Leute, sodann die jüngern Männer und endlich die Greise und der Pastor.

Vor der Pastorswohnung harrt unser der Wagen, und wir eilen zwischen Hanf- und Kukuruzfeldern in ein anderes, kaum eine halbe Stunde weit entferntes Dorf. Welch' ein anderer Anblick! Bequem und gut gebaute Häuser und Nebengebäude, statt der kleinen Fenster, große mit Jalousien versehene; hie und da ein Strohdach, doch meistens Schindeln-, wol auch Ziegeldächer. Zu beiden Seiten der Straßen zieren Kugelakazien das sonntäglich ruhige Dorf, dem man auf den ersten Blick den ungewöhnlichen Wohlstand ansieht. Die Mitte des geräumigen Platzes nimmt eine große, schön, ja fast prachtvoll gebaute Kirche ein. Der Gottesdienst ist hier schon zu Ende und die aus der Kirche Kommenden zerstreuen sich in Gruppen auf dem Platze. Die Sprache, die sie

sprechen, läßt uns augenblicklich die deutschen Ansiedler aus dem Schwabenlande erkennen. Der Pastor, der, freundlich jeden Gruß erwidernd, sich nach dem Pfarrhause zurückbegibt, scheint unter der Wohlhabenheit seiner Gemeinde nicht zu leiden.

Die Deutschen, wo immer in Südungarn angesiedelt, haben nicht Ursache, sich zu beklagen. Ihrem angebornen Fleiß und ihrer erwerbsamen Thätigkeit haben die Behörden von jeher ihre besondere Gunst angedeihen lassen und Alles unterstützt, was ihren Wohlstand zu fördern vermochte. Bedrückungen Seitens der Herrschafts- sowol als der Comitatsbeamten, die in ganz Ungarn dem Landmanne gegenüber so an der Tagesordnung waren, daß sie zur Norm gehörten, Gewaltthätigkeiten und Willkürlichkeiten, für welche die Behörde Niemandem eine Verantwortung schuldig war, kamen Deutschen gegenüber nicht vor. War es Instruction, war es Furcht, die den Gewaltthätigen jeder, wenn auch noch so geringen Intelligenz gegenüber überkommt, kurz, die Deutschen hatten nicht Grund, zu bereuen, die Thäler des Schwabenlandes mit den Ebenen der Bacska vertauscht zu haben. Seine Tracht, wie seine

Sprache hat der Deutsche auch hier beibehalten. Er führt in dieser Sprache die Angelegenheiten seiner Gemeinde, verkehrt in ihr mit den Behörden und bequemt sich nur den nichtdeutschen Bauern gegenüber zur serbischen oder ungarischen, während er von dem reichern Grundherrn erwartet, daß er mit ihm deutsch spreche. Man erkennt den Deutschen sogleich an seinem bessern Anzuge, an dem breitgekrämpten schwäbischen Hute, an dem kurzgeschorenen Haare und an dem glattrasirten Gesichte. Der deutsche Bauer trägt nie einen Schnurrbart, und nur hie und da sucht einer der Jüngern seine Sympathie für die Sache der Magyaren durch einen hinaufgestrichenen Schnurrbart zu erkennen zu geben, den er jedoch bald an den Stufen des Traualtares wieder fallen läßt. Das Innere eines deutschen Bauernhauses zeigt durchgehends von wohlgeordneten Zuständen, ein Vorzug, den insbesondere die Serben anerkennen, und welchen den Deutschen abzulernen, sie durchaus für keine Erniedrigung ansehen. Die Einrichtung der Wohnstuben ist nicht nur bequem, sondern nicht selten sogar etwas mehr als dies. Der Zustand der Wirthschaftsgebäude und der Höfe zeigt von mit-

gebrachten Erfahrungen und kluger Benützung des Vorgefundenen. Der Deutsche weiß es, seine Gründe am Besten zu bebauen, weiß die günstigsten Momente zum Verkaufe seiner Frucht und zum Ankaufe neuer Grundstücke zu erfassen. Nie schließt er ein Geschäft schnell ab. Bei Allem, was er thut, erwägt er lange und vielseitig und zieht seine Nachbarn zu Rathe, eine Vorsicht, die in den tausendfachen Ränken des ehemaligen Fiscalenthums ihren Grund haben mag.

Mit den nichtdeutschen Nachbarn hat sich der angesiedelte Deutsche nie recht befreundet. Zur Verschiedenheit der Sprache, des Glaubens und der Sitte kam noch die Gunst der Aemter, die den Deutschen jeden Andern, insbesondere den Raizen und Slowaken, über die Schultern ansehen ließ. Außer dem geschäftlichen Verkehre gab es keine Annäherung. Selten kam es vor, daß ein Deutscher eine Serbin, oder ein Serbe eine Deutsche heirathete. Die Zeit der Sprachkämpfe machte das, was ehedem blos Antipathie war, zur weiten Kluft. Den Behörden dankbar und zugethan, wurden die Deutschen größtentheils Anhänger der von diesen vertretenen Principien,

und offene Feinde der Serben und Slowaken, als sich diese dem Versuche, sie im Magyarenthume aufgehen zu machen, in offener Revolution entgegensetzten, eine Feindschaft, deren Bethätigungen noch zu lebendig in der Anschauung und in der Erinnerung leben, als daß sie nicht noch fortbestehen sollte. Der Serbe haßt den Deutschen und der Deutsche den Serben und Beide thun es gründlich, ohne darum dem täglichen Verkehre zu entsagen, wobei jedoch nicht zu verkennen ist, daß man beiderseits eben nur den Geboten der Nothwendigkeit folge. Minder gespannt ist — und doch sollte man das am allerwenigsten vermuthen — das Verhältniß zwischen dem serbischen und magyarischen Landmanne. Gleicher Druck, gleiches Loos hatten Beide ehedem verbunden. Der Zwiespalt, die Feindschaft ist eine junge, nicht angeborne, sondern durch die Streite der Parteiführer herbeigeführte; die Versöhnung zwischen den Dorfnachbarn ist darum leichter, und man kommt sich beiderseits entgegen, weil, was man auch einander gethan, nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern im Gefolge des Kampfes der Parteien geschah, denen man als fanatisirtes

Werkzeug diente. Der magyarische Landmann, wo er der Nachbar von Serben ist, kommt zur Besinnung. Wenn die Erbitterung zwischen den Städten und Intelligenzen noch fortdauert, so hat dies seinen Grund darin, daß verfeinerte Sitte und Bildung nicht immer Garantien sind für die richtige Erkenntniß dessen, worin man auf einander angewiesen ist.

Wir nehmen in dem Speisesaale eines alten Herrenhauses unser Mittagmahl ein. Offene Thüre und offener Tisch sind eine Art geselliger Convention, ohne die das Reisen in diesem Lande ein überaus beschwerliches wäre. Alle Familien und alle Beamten des Landes kennen einander und stehen zu einander in dem unbeschränkten Rechte des Genusses der Gastfreundschaft, und diese wird im ausgiebigsten Maße geboten. Kaum vergeht eine Woche, ja kaum ein Tag, an dem nicht jedes Herrenhaus, jeder Stuhlrichter einen oder mehrere Gäste an seiner Tafel sähe, und er würde es als ein Vergehen gegen die wechselseitige Achtung ansehen, weniger als fünf oder sechs Schüsseln auftragen zu lassen.

Unser heutiger Aufenthalt bei unserem Wirthe,

einem der liebenswürdigsten Greise, ist nur ein flüchtiger, und wir wollen uns daher weder bei ihm noch bei seinen Münzsammlungen, noch in seinem altschottischen Parke aufhalten, sondern schnell wieder fortfahren, um in einem nahen Dorfe zu sehen, was denn das Volk am Sonntagsnachmittage treibe.

Wir halten an einem grünen Platze vor dem Dorfe. Die herumgepflanzten Linden sind noch nicht so weit gediehen, um den Platz ganz zu beschatten. Dies hindert jedoch die versammelten Burschen und Mädchen nicht, bei den schnarrenden Melodien der Gaida (Sackpfeife) ihr Kolo zu tanzen, und trotz Sonnenschein und Hitze, trotz Schweiß und Durst den Boden wacker zu stampfen. Der Gaidasch (Sackpfeifer) hat im Kreise seinen Posten genommen und achtet, nicht ohne einen gewissen Terrorismus, darauf, daß Jedermann seine Pflicht gewissenhaft erfülle, indem er von Paar zu Paar herumgeht, und vorgebückten Leibes und mit blitzenden Augen den Mädchen und ihren Füßen den Takt so zu sagen einbläst. Die Tanzenden sind durchwegs Serben. Der Slowake sitzt zu Hause bei seinem Canzionale,

und die slowakischen Mädchen sitzen in den Höfen ihrer Häuser beisammen und singen Lieder, die ihre Mütter und Großmütter aus der Tatra mitgebracht. Die Deutschen halten Berathungen über eigene oder gemeinsame Angelegenheiten, und die Magyaren horchen, aus einer kurzen Pfeife schmauchend, einem Zigeunercymbal zu, über den der Marsch Rákoczy's hinrauscht und der Batthianyi's.

Temerin.

Zwischen weit ausgedehnten Saatfeldern und noch weiter ausgedehnten Brachgründen und Hutweiden führt der Weg über den moorigen Grund dem Schauplatze der hartnäckigen Kämpfe immer näher, deren Ausgangs- und Endpunkt Szent Tomas war. Wohin das Auge sich wendet, übersieht es Nichts als eine im herrlichsten Frühlingsmorgen schimmernde Ebene. Kaum hie und da ein Gebüsch, eine Thurmspitze am Horizont; im Süden die blaue Kette der syrmischen Gebirge jenseits der Donau. Ueppig, wie vielleicht nirgend mehr in Oesterreich außer im Banate, wuchert hier das ausgesäte Korn, das die geringe Mühe mit zwanzigfachem Segen lohnt.

Ich konnte meine Bewunderung nicht unterdrücken.

Und was könnte das Land erst sein, wenn nicht alle seine Kräfte durch die Wucht des alten Feudalsystems systematisch niedergehalten worden wären — die Kornkammer, die wohlhabendste, ja reichste Gegend Oesterreichs! Nun ist's das das ärmste Volk, welches das üppigste Land bewohnt. Wie in ganz Ungarn, so findet man auch hier große Dörfer, aber auch meilenweit unbebautes Land. Den großen Grundbesitzern, den Adeligen war darum zu thun, ihre Unterthanen, ihre Roboter möglichst nahe um sich, möglichst an einem Orte beisammen zu haben, um über dieselben desto leichter verfügen zu können. So entstanden die ungarischen Riesendörfer. Daraus aber entsprang auch die verwahrloste Bebauung des Bodens. Nur die herrschaftlichen Gründe wurden gehörig bebaut. Die Unterthanen mußten die ihrigen vernachlässigen. Wie konnte auch der Bauer seinen Acker gehörig pflegen, wenn er oft eine Tagreise zurücklegen mußte, um an ihn zu gelangen? Die Aufhebung der Robot, hoffen wir, wird wol auch die dichtere Bevölkerung des Landes und mit dieser eine reichere Ausbeute dieses herrlichen Bodens nach sich ziehen. Man sieht die Rips-

pflanze wild an den Rainen wuchern. Noch wartet sie der Unternehmer von Oelfabriken. Dies Land ist es, das jährlich Millionen Pfunde von Hanf ausführt. Noch wartet es aber der Spinnereien und Webereien, die es bereichern sollen. Was Oesterreich an Ungarn gewonnen, wird es erst erkennen; möge es auch es zu erhalten verstehen!

Nach einer kurzen Fahrt lenkten unsere Rosse auf die Höhe des Dammes ein.

Es waren die „großen", jedoch nur ihrer Ausdehnung wegen sogenannten Römerschanzen. Man hat diese geradlinigen, grasbewachsenen Dämme lange Zeit für ein Werk der Römer gehalten, die sie ausgeführt haben sollen, um ihre, diesseits der Donau gelegenen Provinzen gegen den Andrang wilder Stämme zu schützen. Ich glaube jedoch nicht, daß diese Dämme jemals geschaffen waren, die Rolle von Schanzen zu spielen. Weder in Germanien noch in Gallien hatten die Römer ähnliche Werke aufgeführt. Auch von den Avaren stammen diese „Schanzen" nicht her, wie man jetzt allgemein annimmt, die sich auf solche Weise zwischen der Donau und der Theiß sollen fest

verschanzen gewollt haben. Vielmehr sind es Nichts als einfache Dämme, die von den jenseits der Schanzen wohnenden Völkern zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen der Donau und der Theiß aufgeführt worden.

Die ganze Bačka war überschwemmtes sumpfiges Land. Nur allmälig erhob es sich durch die jährlichen Ablagerungen von Schlamm über das Niveau der Ueberschwemmungen. Die Dämme aber blieben zurück und nun hält man sie für — Römerschanzen.

Von den kleinen Römerschanzen lenkten wir auf die Straße ein, die von Peterwardein über Temerin und Földvar nach Szegedin führt.

Eine wichtige Straße, die Gut, Blut und Leben kostete. Die Ungarn, rings von feindlichen Elementen umgeben, mußten Alles aufbieten sie zu behaupten, weil sie auf ihr ihre Verbindung mit den Lagern von Ȯ Kèr, Verbasz, Ȯ Becse, so wie mit ganz Nordungarn unterhielten; den Serben war sie wichtig, weil sie diese Verbindung abzuschneiden trachten mußten. Dies war auch der Grund des Angriffes auf

Temerin, den wir an Ort und Stelle erzählen wollen.

Ein dachloser Thurm — die nackten Gemäuer eines Schlosses — ein langer Streif von Gebüschen, aus dem hie und da ein Stück kahler Mauer, ein nackter Schornstein hervorragt — es sind die Trümmer, die trübseligen Reste des einst so reich bevölkerten Marktfleckens Temerin, denen wir uns nähern.

Temerin war ein umfangreicher, durchaus von Magyaren bewohnter, den Grafen Szechen gehöriger, seiner Lage sowol als Bauart nach zur Vertheidigung wenig geeigneter Ort. Mitten in einer Ebene gelegen, hatte er weder ein Gewässer, noch einen Sumpf, welche den andringenden Feind aufhalten, noch höhere Punkte, von welchen dieser hätte beherrscht werden können. Seine Häuser waren mit sehr wenigen Ausnahmen aus Lehm aufgeführte, strohgedeckte, durch Gärten geschiedene Hütten. Die Straße war breit, lang, geradlinig, so daß man sie mit den Geschützen bequem von einem Ende des Ortes bis zu dem andern bestreichen konnte. An allen vier Seiten mündeten die Straßen von St. Tomas, Szireghy, Nadalj,

Gospodince, Neusatz und Jarek frei in den Ort. Dennoch war er bei einiger Verschanzung zu halten, wenn man die zu beiden Seiten desselben gelegenen Orte Jarek und Sziregh in Besitz hatte, deren erster von Temerin aus zu sehen ist und die Verbindung mit Neusatz und Peterwardein unterhält, während der letztere der Knotenpunkt mehrer Straßen ist, die sich hier an dem schmalen Defilé über den Krivajer Sumpf vereinigen, und so die Verbindung mit dem Lager von Verbäß herstellt. Der wichtigere dieser beiden Orte war Sziregh, ein kaum eine halbe Stunde westlich von Temerin jenseits des Sumpfes gelegener Weiler, der nicht mehr als sechs bis acht Gebäude zählt. Ein schmaler, nicht zwanzig Schritt langer Damm führt dort über den Sumpf. Die Wichtigkeit des Punktes erkennend, hatten hier die Ungarn eine Schanze aufgeworfen und wohl besetzt.

Vereinzelte Angriffe auf die drei Punkte waren von den Serben oft unternommen worden, jedoch stets ohne Erfolg geblieben, weil eben keiner derselben ohne die andern gehalten werden konnte. Es mußten daher alle drei gleichzeitig angegriffen,

gleichzeitig genommen werden. Zu diesem Zwecke concentrirte Stratimirović am 20. August (1848) bei Kać, Gospodince und Nadalj beiläufig 5000 Mann theils Grenzer, theils Tschaikisten, theils Serbianer, mit zwanzig Kanonen. Temerin war von 7600 Mann Infanterie und Husaren, österreichisches, dem ungarischen Ministerium untergeordnetes Militär, unter dem Commando des Obersten Mathé, dann Honvéds, mit vierzehn Kanonen besetzt. Graf Szechen, Herr von Temerin und Major eines von ihm errichteten Honvéd-bataillons, war zugegen, der Kriegsminister Mészáros eben angekommen, die Besatzung zu inspiciren. Am 30. August setzten sich die serbischen Colonnen in Bewegung; während Stratimirović mit der Hauptcolonne von Nadalj aufbrach, rückte eine zweite, aus den Besatzungen von St. Tomas und Turia genommen, unter dem Befehle des Hauptmannes Joannović II. gegen die von einem Bataillone und vier Kanonen besetzte Schanze von Szíregh; eine dritte von Gospodince unter Dobanowaczky von den Römerschanzen her gegen Temerin zur Unterstützung des Angriffes auf dies und eine vierte von Kać unter Joannović I., im

Munde des Volkes Čiča genannt, gegen Jarek, einen theils von Deutschen, theils von Magyaren bewohnten Ort. Bei dem Wirthshause am Gad ließ Stratimirović von den Tschaikisten eine Brücke schlagen und in der Nacht auf den 31. August von allen Seiten gleichzeitig zum Angriffe vorrücken. Ungarischerseits war indessen versucht worden, dem Angriffe durch ein Zurückdrängen der von Gospodince und Kać vorrückenden Colonnen entgegenzutreten. Nach Zurücklassung einer wohlvertheilten Besatzung rückten daher Infanterie, Husaren und Geschütze in derselben Nacht gegen die Römerschanzen vor und nöthigten am frühen Morgen die beiden Colonnen Dobanowaczki und Čiča Joannović, das Gefecht anzunehmen. In der Höhe von Temerin angelangt, konnte Stratimirović an dem von Osten herüberhallenden Donner der Geschütze erkennen, was geschehen sei. Sogleich sandte er seine Colonne unter Anführung des tapfern Pernavorac gegen die Römerschanzen und diese kam daselbst eben zur rechten Zeit an, um den Kampf durch Bedrohung des Rückzuges der Ungarn zu entscheiden, und diese gegen eilf Uhr Vormittags zum Rückmarsche nach

Temerin und Jarek zu zwingen. In ihren Positionen angelangt, richteten die Angegriffenen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Sicherung der Zugänge nach Temerin. Ihrer Artillerie mußte Stratimirović, wenn auch bis auf wenige hundert Schritte an den Ort herangerückt, weichen, als er Nachmittags den Angriff an allen Punkten erneuern ließ. Er zog sich Abends in seine Stellung jenseits des Sumpfes zurück, ließ die von den Tschaikisten geschlagene Brücke abbrechen, und auch die Colonnen an ihre Standpunkte zurückkehren.

Der folgende Tag verging in den Lagern der Serben ohne irgend eine Unternehmung.

Rauchend lagerten die Peterwardeiner um ihre Feuer, die Tschaikisten auf ihren kurzen Pelzen, und die Serbianer verwunderten sich nicht wenig darüber, wie dem gospodin Gioko (so nannten sie Stratimirović nach seinen Vornamen Georg) ein Jurisch (Angriff) nicht gelingen konnte. Stratimirović lagerte im Schatten seines Zeltes und fertigte an die Colonnencommandanten versiegelte Befehle ab, die sie erst zur bezeichneten Stunde öffnen sollten.

Leisen Schrittes näherten sich ihm seine Tschaikisten und Serbianer, hockten lautlos nieder vor dem Zelte und sahen stumm und ehrerbietig zu, wie der Führer schrieb, als glaubten sie es errathen zu können, was er vorhatte.

Der letzte Befehl war versiegelt und abgesandt.

„Wie seid Ihr mir, Junaci (Helden)? Seid Ihr mir Alle gesund?“ fragte Stratimirović in gewohnter Weise.

„He, gesund sind wir wol, Herr,“ erwiderte einer der sonnverbrannten Krieger, die erst unlängst die knappe kaiserliche Adjustirung mit weiten weißen Gattian, darüber hängenden, und mit einem breiten Gurt befestigten kurzen Hemden, einer blauen Weste, einem schwarzen Flor um den Hals, und einem schwarzen, aufwärts gekrämpten Hute vertauscht hatten; „aber lieber noch wären wir Alle wund und zerhaut, nur in Temerin!“

„Da wollen wir noch hinkommen, wenn auch nicht jetzt,“ erwiderte Stratimirović.

„Wohin ziehen wir denn jetzt?“ fragte ein Anderer aus der Gruppe, die immer mehr und mehr anwuchs.

„In's Banat, Brüder, und von dort wieder einmal bei passender Zeit nach Temerin."

Der Tschaikiste schüttelte das Haupt, als wollte er nicht recht daran glauben, und die Andern sahen sich fragend an. Darauf zeichnete Einer mit dem Finger verschiedene Linien auf den Koffer des Führers hin.

„Was machst Du da, Alter?" fragte Stratimirović.

„Seht, Gospodin General," erwiderte der Gefragte, „ich denke, wie wir Temerin dennoch nehmen könnten. Der Weg ist offen, und die Kanonen der Ungarn können auch nur so lange schießen, als sie nicht vernagelt sind."

Nach Sonnenuntergang wurde Vergatterung geschlagen. In den Lagern hatte sich die Kunde verbreitet, man werde in's Banat aufbrechen. Die Colonnen standen marschfertig. Da eröffnen die Commandanten ihre versiegelten Befehle — sie lauten auf nochmaligen Sturm gegen Temerin, Jarek und Sziregh. Der Čiča sollte um Ein Uhr nach Mitternacht von Jarek eintreffen und es erstürmen; Dobanovaczki hatte etwas später auf dem Felde zwischen Jarek und Temerin einzutreffen

und zu verhindern, daß der aus ersterem Orte geworfene Feind sich nicht auf letztern zurückziehe, nöthigenfalls die Jareker oder auch Temeriner Angriffscolonnen zu unterstützen; Joannović Pera hatte auf das Defilé und die Schanze von Sziregh Scheinangriffe zu machen, und es erst dann zu stürmen, wenn Temerin und Jarek gefallen sein würden; Stratimirović selbst wollte seine Colonne persönlich nach Temerin führen.

Um Mitternacht erreichte Stratimirović Gad wieder, ließ die Brücke schlagen und stellte seine Colonne auf der Nadaljer Straße in Schlachtordnung auf. Um Ein Uhr donnerten Čiča's Kanonen von Jarek herüber. Der Commandant von Temerin, der Tags über keine sichern Nachrichten über die Absichten der Serben hatte erlangen können, detachirte fast alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte, ein Bataillon Infanterie und einige Escadronen Husaren ausgenommen, die er im Orte zurückließ, nach Jarek, in der Meinung, es geschehe nunmehr dort der Hauptangriff. Die Zurückgebliebenen stellten sich vor dem Orte hinter ihren Brustwehren auf, um allenfalls einem Nebenangriffe auf Temerin zu begeg-

nen. Da verkündeten Kanonenschüsse, näher hallend als jene von Jarek, daß Dobanovaczki in seiner Aufstellung eingetroffen sei, und Stratimirović rückte im Sturmschritte gegen Temerin vor, nachdem er eine Abtheilung Tschaikisten mit zwei Geschützen abgesandt hatte, um auf der Seite zwischen Sziregh und Temerin die linke Flanke des vor dem Orte aufgestellten Feindes zu umgehen, und wo möglich in den Ort einzudringen. Das verschanzte Bataillon empfängt die heranrückende Colonne mit einem kräftig unterhaltenen Feuer und knüpft ein hartnäckiges Infanteriegefecht an. Mitten im heißesten Kampfe macht eine Kanone der Serben, deren halbe Mannschaft niedergeschossen worden, rechts um und will den Kampfplatz verlassen. Eine der kämpfenden Abtheilungen geräth dadurch in's Schwanken, hält es für ein Zeichen zum Rückzuge, und ist im Begriffe, gleichfalls umzukehren, als Stratimirović, dem im selben Augenblick eine Feuersäule an der westlichen Seite des Ortes das Zeichen gegeben, daß die Tschaikisten in denselben bereits eingedrungen, an die Kanone ansprengt, den Führer derselben mit dem Säbel

niederschlägt, und sich dem Bataillon in den Weg wirft.

„Wollt Ihr in dem Augenblick von Temerin fliehen, da Ihr es erobert habt?“

Das Bataillon kehrt mit dem Rufe um: „Nein, Nein! Nach Temerin! nach Temerin!“ Die Brustwehr wird mit dem Bajonette erstürmt, der Feind in den Ort zurückgedrängt; die Serben dringen gleichzeitig mit ihm ein, ohne daß es seine Escadronen im Dunkel der Nacht irgendwie zu hindern vermögen. Die Flammen hatten indessen um sich gegriffen, Lärm und Verwirrung erfüllten den Ort.

Die Kanonen, die bei dem Kreuze vor dem Orte aufgestellt waren, säuberten mittelst Kartätschenschüssen die Straßen, in denen die Husaren, vom Brande beleuchtet, sich sehr ungünstig aufgestellt hatten. Die von den Dächern Temerin's aufsprühenden Funkenmassen entscheiden auch den schweren Kampf um Jarek zu Gunsten der Serben. Die ungarischen Truppen verlassen die beiden Orte und wenden sich in wilder Flucht gegen Peterwardein und Ó Kér. Die armen Einwohner, die nicht Zeit haben, ihre Habe zu retten, fliehen nach den

Pußten. Eine Stunde später langt die Nachricht von der Erstürmung der Sziregher Schanze ein. Der Ort ist in der Gewalt der Serben — aber auch der Flammen.

Vergebens suchen die Eroberer ihnen Einhalt zu thun. Noch vor Sonnenaufgang erhebt sich ein Sturmwind, die Flammen schlagen quer über die Straßen zusammen, Vulkane von Funken, ganze Dächer fliegen lodernd und funkensprühend in die Luft. Ein Schlag, ein Getöse, als bräche der Himmel über das pechschwarze Rauchmeer herab — die Kirche, in der die Ungarn ihre Munition zurückgelassen hatten, fliegt in die Luft.

Die Trommeln wirbeln zum Rückzug.

Die siegende Schaar verläßt den brennenden Ort, den keine Menschenmacht mehr der Wuth des Brandes zu entreißen vermag, und lagert außer dem Bereiche desselben im freien Felde.

Der Morgen zeigt von Temerin Nichts als einen Haufen glimmenden Gebälkes, nackter Lehmmauern, und darüber eine dicke schwarze Rauchwolke, ein Grabtuch über einer Leiche. Vierzig bis fünfzig Serben hatten unter demselben ebenfalls ihr Grab gefunden.

Zweiundzwanzig Monate sind seit jener Nacht mit ihren Frühlingen und Wintern und mit allem Wechsel der Geschicke über diesen Schutthaufen hingegangen, und an der Seite eines Offiziers, der unter den Stürmenden gewesen, durchwanderte ich die öden Gassen von Temerin. Von Wiederaufbau erhob sich noch nirgend eine Spur. Die dachlosen Hütten standen verlassen, kaum die Hälfte der ehemaligen Bevölkerung war zurückgekehrt, und hatte die verfallenden Herde aufgesucht.

Tiefer Ernst lagerte in den Zügen des jungen Kriegers. Schweigend schritt er neben mir einher, er vermochte die tiefe Erschütterung bei dem Wiedersehen des Ortes, wo er so theuern Sieg errungen, nicht zu verbergen.

„Es war ein schrecklicher Anblick!" nahm er endlich das Wort, „mir unvergeßlich in die Seele geprägt. Zwei Monate später sah ich Temerin wieder. Es war eine feuchte, unfreundliche Novembernacht, als ich hier durchfuhr. Verkohltes Gebälk lag noch quer über die Wege, der kühle Wind rauschte in den wenigen, welken Blättern, die der Brand dem Herbste gelassen, und die herrenlosen Hunde heulten hungrig aus den ver-

lassenen Höfen in die wüste Nacht hinaus. Zum ersten Male in meinem Leben erfaßte mich ein Grauen." —

Wir traten in einen der Höfe. Etwas Schilfrohr diente hier einer der zurückgekehrten Familien als nothdürftiges, kaum vor Regen schützendes Obdach. Ein Koffer, eine Streu, ein Heiligenbild und ein Krug waren alle darin untergebrachten Habseligkeiten. In einer Ecke war ein Haufe verrosteten, aus den Trümmern hervorgescharrten Eisens sorgsam aufgeschichtet, Hufeisen, Aexte, Ketten, Wagenbeschläge. In einer andern Ecke des Hofes grünte auf etwa vier Klaftern Raumes etwas Kohl, Kraut und Bohnen, ein dürftiger Küchengarten.

„Ihr seid wol recht traurig?" fragte der Offizier auf ungarisch ein Weib, das uns entgegentrat.

„Wir können nicht anders," antwortete das Weib. „Aber wir trösten uns, denn wir haben's nicht verschuldet. Wir wollten keinen Krieg und keine Feindschaft und wollten den Ort übergeben. Aber die Herren wollten's nicht und das hat uns denn Hab und Gut gekostet."

„Ihr könnt wol die wilden Ráczen gut leiden, die Euch Euere Häuser verbrannt haben!“ bemerkte der Offizier.

„Wir lieben sie eben nicht, erwiderte das Weib.

„Magyar und Ráczen,
Hund und Katzen;
Rácz und Magyar,
Zank das ganze Jahr!

Aber die Magyaren haben's ihnen auch nicht anders gemacht. Wie sie den Popen daher geschleppt brachten hinter einem Wagen, und da draußen auf der Pußta ihn in brennendes Stroh legten, da sagte ich gleich, es kann nichts Gutes d'raus werden, und so ist's gekommen.“

„Was werdet Ihr im Winter machen, Leute?“

„Den letzten Winter haben wir wol elendiglich in Frost und Noth zugebracht. Nun aber stehen die Saaten auf den Feldern und bis die im Herbste hereingebracht und verkauft sind, werden auch noch einige Häuser fertig. Bis jetzt hat man trachten müssen, vor allem Andern die Tretmühlen herzustellen, um den neuen Weizen gleich zu mahlen. Gibt Gott nur erst Brod, dann gibt er auch Dach, darunter man's ißt.“

Szent Tomas.

Die drückende Schwüle eines Mittags, den kein Luftzug, kein Schatten, das Vorbeirauschen keines Baches milderte, lag auf den Pußten von Temerin, als wir die Trümmer dieses Ortes verließen, und uns gegen Szent Tomas wandten. Nach etwa drei Viertelstunden hatten wir den Krivajer Sumpf erreicht, und setzten über den schmalen, die beiden Ufer desselben verbindenden Damm, das für Magyaren sowol als Serben im Kriege so wichtige Defilé von Sziregh, von dessen Befestigungen nur noch einzelne Reste vorhanden, und lenkten auf den Weg nach Szent Tomas ein. Die Felder und Pußten zwischen den beiden genannten Orten sind Schritt für Schritt die Schauplätze durch anderthalb Jahre

sich täglich wiederholender Kämpfe, die aufgewühlten und noch nicht übergrasten Stellen zu beiden Seiten der Straße sind die Ruhestätten Tausender von entschlossenen und tapfern Belagerern sowol als Vertheidigern, die hier ihre Gräber gefunden. Hier ruht die blutige Ernte zahlloser Schlachten, hier kann manche Ungarmutter das Grab ihres Söhnleins, hier können die dreihundert Wittwen von Szent Tomas die Gebeine ihrer Männer, ihrer Söhne suchen. In Serbien, in Bosnien, in Bulgarien drüben wird mancher Vater der Heimkehr seines tapfern Sohnes harren, und ahnt es nicht, daß dieser auf der Pußta von Szent Tomas begraben liegt.

Wir fuhren auf der Neusatzer Straße an den Ort heran. Schon aus ziemlicher Entfernung verläuft diese Straße in so gerader Richtung, daß man ohne Hinderniß fast bis mitten in den Ort hineinsehen kann. Kein Wunder also, wenn die Kugeln des heranrückenden Feindes als Signale des beginnenden Kampfes bis in's Herz des Ortes flogen.

Szent Tomas hat sich durch siegreiche Ausfälle, durch die wahrhaft löwenmüthige Tapferkeit

seiner Einwohner und durch drei siegreich abgeschlagene Stürme einer überlegenen feindlichen Macht den Ruf eines festen Platzes erworben, und es dürfte für die Leser nicht ohne Interesse sein, dieses „Serbenbollwerk“ — Srbobran — wie es seither die Serben nennen, etwas näher kennen zu lernen. Es wird ihnen dies jedenfalls leichter werden als es meiner wandernden Wenigkeit geworden, da sie nicht durch Sümpfe und Moräste zu waten, sondern höchstens die Charte von Ungarn zur Hand zu nehmen und die gerade Linie aufzusuchen haben, welche im Süden dieses ehemals so stolzen Reiches die Donau mit der Theiß verbindet, und den Franzenskanal darstellt. Wenige Meilen seitwärts von der Theiß werden sie den genannten Ort hart am Ufer des Canales zwischen diesem und dem weit ausgedehnten Krivajasumpfe gelegen finden. An der Ostseite des Ortes mündet dieser Sumpf in den Canal, und bildet so eine Landspitze, ähnlich der, auf welcher das unbezwingbare Komorn gelegen ist. Auf dieser Landspitze liegt Szent Tomas. Eine einzige, leicht abzuhebende Brücke führt von der Südseite über den Canal, von der Nordseite

über den Sumpf in den Ort. Diese natürliche Lage, die Nähe der Römerschanzen und des Tschaikistendistriktes machten Szent Tomas zu einem leichter denn irgend ein anderer zu behauptenden Punkte; die von den Serben aufgeführten Verschanzungen sollten ihn zu ihrem Hauptstützpunkte machen. Und doch sind diese Verschanzungen, wenn sie auch in Folge der natürlichen Lage des Ortes in ihren Grundzügen viel Aehnlichkeit mit den Werken von Komorn haben, Nichts als schwache, kunstlos und oft sogar unbeholfen, blos instinktmäßig aufgeworfene Erdwälle, deren vorzüglichster, ähnlich den Komorner Palatinalschanzen, in gerader Linie zwischen dem Canale und dem Krivajasumpfe verläuft, und das Gebiet des Ortes gegen Westen zu einem umfriedeten Dreiecke abschließt. Das südliche Ende dieses Walles ist von dem Canale durch ein Stück rohrbewachsenen Sumpfes getrennt, das nördliche Ende wird von einer gut angelegten, das ganze Terrain beherrschenden Lunette gebildet. Das südliche Ende war trotz des Sumpfes dennoch der schwächste Punkt der ganzen Linie, die man die Verbaßer nannte, nicht sowol ihrer Lage wegen, als weil

sie wegen des Mangels an Querschanzen die Vertheidiger den jenseits des Canales aufgestellten Kanonen des Feindes vollkommen Preis gab. Hier war es auch, wo in der heißen Schlacht vom 18. und 19. August 1848 die beiden todesverachtenden Bataillone Alexander unter des Obersten Bakonyi Anführung troß der löwenhaften Gegenwehr der Serbianer stürmten und den Platz behauptet hätten, wenn sie von den nachrückenden Sturmcolonnen kräftiger unterstützt worden wären.

Es waren aber auch dies heiße Tage für Szent Tomas! Jung und Alt, Vater und Sohn eilten hinaus und stellten sich in die wenig zahlreichen Reihen der Vertheidiger, um gegen eine Macht von 30,000 Mann den Boden, auf welchem die serbische Erhebung ihren festen Fuß gesetzt, zu behaupten und den Namen Scent-Tomašci junaci zu verdienen. Wie viel an Szent Tomas gelegen war, zeigte sich später, da nach dem Falle dieses Ortes die ganze Bačka in die Hände der Ungarn fiel. Mögen die Leser dem Wanderer an der untern Donau gestatten, ein flüchtiges Bild dieser heißen Tage aufzurollen.

Im Repräsentantenhause zu Pesth hatten sich bekanntlich Klagen gegen die Lauigkeit erhoben, mit der die Unterdrückung des Aufstandes im Süden betrieben wurde. Der Kriegsminister Mészáros beschloß selbst Hand an's Werk zu legen und begab sich in die ungarischen Lager. Zu Ende der ersten Woche des August brachte ihn das Theißdampfschiff Neptun nach O Beče, und um die Mitte des Monats war eine Macht von 80,000 Mann zusammengezogen um das raizische Volk mit einem Schlage zum Gehorsam zu bringen. In einem engen Bogen — von Peterwardein über Temerin, die beiden Kér, Verbaß, Beče, bis Taras — hielt die ungarische Heeresmacht die wenigen, jedoch durch die sumpfige Beschaffenheit des Terrains begünstigten Stellungen der Serben umspannt. Wäre noch Titel und Perlaß in ihrer Gewalt gewesen, die kleine Schaar der Serben, ringsum eingeschlossen, hätte sich nicht halten können. Dieser Heeresmacht standen die sechsmal schwächern Serben in einem kleinen Bogen gegenüber, der sich zwischen Moschorin und Szent Tomas längs des rechten Ufers der Theiß und des Canales hinzog. Der

Angriff war ungarischer Seits auf die ganze Linie beabsichtigt, die Hauptmacht jedoch gegen Szent Tomas, den Schlüsselpunkt der serbischen Aufstellungen gerichtet.

Am 18. August setzte sich das ungarische Heer in Bewegung. Mészáros und Bechtold commandirten es bei Verbaß, Eder bei Becse, Ernst Kiß bei Beckerek, Hrabowski bei Temerin. Wollnhofer, Bakonyi, Kolowrat, Eßterhazy waren mit ihnen. Damjanić stand als Major an der Spitze eines Bataillons.

Die ungarische Hauptmacht (3000 Mann) rückte gegen Szent Tomas; eine Abtheilung (14,000 Mann) gegen Turia und Földevár, während der Rest der Macht an verschiedenen Punkten den Uebergang über die Theiß forciren sollte.

Der Angriff führte an diesem Tage zu keinem ernsten Kampfe und wurde bald eingestellt.

Der Obercommandant des serbischen Insurrektionsheeres, Stratimirović, der sein Hauptquartier in Josefsdorf hatte, eilte noch in der Nacht von da nach Szent Tomas. Von wenigen Getreuen begleitet erreichte er es nach Mitternacht auf Umwegen durch Felder und Sümpfe, oft

hart an den ungarischen Vorposten vorbei und übernahm selbst das Commando. Kanonenkugeln, die um vier Uhr Morgens in sein Hauptquartier einschlugen, zeigten an, daß der Angriff auf der ganzen Linie im Umfange von sechs Meilen begonnen habe.

Gegen Szent Tomas waren drei Colonnen im Anzuge; die eine gegen die Verbäßer Linie, die zweite gegen die Brücke, die durch einen Brückenkopf geschützt war, die dritte gegen den schmalen Damm, der über den Krivajasumpf in den Ort führte. Alle drei Colonnen eröffneten gleichzeitig ein heftiges Geschützfeuer gegen den Ort, der alsbald an mehreren Stellen zu brennen anfing. Das Löschen wurde den Weibern und Kindern überlassen. Die Männer und die jungen Leute stimmten ihr Kriegslied an:

„Ustanimo doba tu je!
Gle! dušmanin lance kuje!
Nedajmo se, da nas kara!“

(Erhebt Euch! auf! 's ist an der Zeit!
Seht! Ketten hält der Feind Euch bereit!
Und gebt's nicht zu, daß er Euch knechte!)

und eilten an die bedrohten Punkte. Der Brücken=

kopf wurde besetzt. Der Pole Wnorowski, damals Commandant der serbischen Artillerie und Nationalmajor, ein Mann von seltener Entschlossenheit und Kühnheit, der für seine Verdienste um Oestreich nachmals mit der Stelle eines Unterlieutenants in einem Gränzregimente belohnt worden, leitete hier die Vertheidigung. Fünfhundert Serbianer mit ihren langen Albanesenflinten eilten in die Sternschanze Srbobran, und Stratimirović selbst führte seine Gränzer, Bačer und Szent-Tomaschér Freiwilligen an die Schanze von Verbaß. Zwei Stunden verstrichen unter unnützem wechselseitigem Bombardiren. Endlich rückten die ungarischen Colonnen an allen drei Punkten zum Sturme vor. Der Hauptsturm sollte unter den Befehlen des Kriegsministers und Bechtolds auf die Verbaßer Schanze unternommen werden. Bis gegen Mittag jedoch geschah nichts Entscheidendes. Um diese Zeit schien es als ob die an mehreren Punkten zurückgedrängten Ungarn alle ihre Kräfte gegen das schwächste der Werke, gegen die Verbaßer Linie sammeln wollten. In der That verdoppelten bald die gegen diese Linie aufgeführten Geschütze das Feuer und fuhren bis auf sechshun-

dert Schritte an den Wall an. Gleichzeitig erschienen die Sturmmassen auf dem Schlachtfelde, und jenseits des Canals aufgefahrene Geschütze bestrichen die Vertheidiger, die durch keine Querschanze geschützt waren, auf eine mörderische Weise. Die Lage war verzweifelt und es galt einerseits diese Kanonen zum Schweigen zu bringen, und andrerseits dem Sturme wirksam zu begegnen, wenn nicht Szent Tomas fallen und das Blut aller Vertheidiger die Schanze röthen sollte. Wnorowski war es, der herbeigerufen wurde, um mit den wenigen ihm zu Gebote stehenden Kanonen das Erstere auszuführen, von denen sogar noch einige dazu verwendet werden mußten, um durch einen Kartätschenhagel die herandrängenden Stürmer zum Wanken zu bringen. Die Röhre wurden von den Lafetten gelöst, mit den Armen auf die Brustwehr gehoben, und unverdrossen wieder hinaufgeschleppt, wenn sie nach jedesmaligem Abfeuern wieder hinuntergeschleudert waren. Wnorowski gelang es bald einige der mörderischen Stücke zu demoliren, und die Batterie zum Verstummen zu bringen.

Das erste Bataillon der Sturmcolonnen war

hingegen troß der Kartätschen bis an das linke Ende der Schanze herangerückt, und über und um dasselbe eingedrungen. Oberst Bakonyi focht an der Spitze seines Regimentes mit seltenem Heldenmuthe. Einer seiner Offiziere erklomm mit gezücktem Säbel den Wall, und stürzte in demselben Augenblicke von dem Bajonnet eines Gränzers durchbohrt in den Graben zurück, als er den feuersprühenden Schlund einer Kanone mit einer Handvoll Erde zum Schweigen bringen wollte. Die den linken Flügel der Vertheidiger bildenden Serbianer begannen nach einem blutigen Gemetzel dem Andrange bereits zu weichen, als Bigga und Boßnić mit ihren Gränzern noch früh genug herbeieilten um sie aufzuhalten und den Kampf wieder herzustellen. Alle Kanonen wurden nun von Wnorowski gegen die nachrückenden Sturmcolonnen gerichtet, und diese mit solchem Nachdrucke beschossen, daß sie zum Wanken gebracht wurden und außer Stande waren, das bereits eingedrungene Bataillon zu unterstützen. Nach einem kurzen aber wüthenden Handgemenge, in welchem sich die Gränzer nur des Bajonettes, die Serbianer nur des Handjars bedienten, sehen

sich die Eingedrungenen genöthigt, die kaum genommene Schanze wieder aufzugeben, und sich in eiliger Flucht auf ihre Kanonen zurückzuziehen. Die Serbianer folgen ihnen bis an die Geschützpositionen, und der Rückzug der ganzen Colonne Mészáros-Bechtold wird allgemein. Dies bedingt zugleich den Rückzug der andern Colonnen und entscheidet die Schlacht auf der ganzen Linie von Szent Tomas bis Moschorin. Die ungarischen Zeitungen schrieben das Mißlingen dieser Unternehmung, das auf die Regierung zu Pesth sehr niederdrückend wirkte, dem Mangel an Eifer für die Sache, der sie dienten, seitens der Generäle zu. Das Wort Verrath wurde in der Nationalversammlung laut. Die Generäle schoben die Schuld auf den eingetretenen Mangel an Munition und die Verwirrung, die durch das Zurückfahren der Munitionswagen hervorgebracht worden. Dem sei wie ihm wolle, die Serben hatten nicht nur ihren wichtigsten Punkt behauptet, sondern die Aufmerksamkeit Oesterreichs auf sich gelenkt und einen Moment herbeigeführt, der den Ereignissen eine neue Richtung geben sollte. Die nationale Erhebung der Serben fing an in das

Stadium einer specifisch-kaiserlichen hinübergeleitet zu werden.

Noch einen Angriff schlug Szent Tomas einen Monat später unter dem Commando des tapfern Bigga zurück, ehe es im Frühjahre des folgenden Jahres dem Schwerte Perczels unterliegen sollte. —

Das Szent Tomas, das wir nun sahen, war nicht dasjenige, das früher seiner Wohlhabenheit wegen so gerne besucht war, nicht das, aus welchem eine Handvoll Menschen einem Heere getrotzt, es war das Szent Tomas, wie es Perczel zurückgelassen, ein zerstörtes, verarmtes.

Einige der ehemals vornehmern, nun herabgekommenen Bürger, denen durch den Boten, den wir vorausgesandt hatten um für uns in dem von allem entblößten Orte eine Unterkunft und ein Mittagmahl zu bestellen, der Name des Offiziers verrathen worden war, traten uns in einer der zerschossenen Straßen entgegen.

„Herr, wir wollten Euch zu Pferde entgegenziehn. Aber Euer Einzug hier ist diesmal wahrlich kein freudiger, und so haben wir es denn unterlassen," sprachen sie den Offizier an und nöthigten uns dann, ihnen in das Haus eines

ehemals reichen Kaufmanns zu folgen, wo uns ein schlichtes Mahl erwarte.

Durch einen Haufen zusammengebrochenen Gemäuers wurden wir in einen Hof geführt, in dessen einer Ecke eine hölzerne Baracke, die ehemals zur Aufbewahrung von Ackergeräthschaften gedient hatte, wie durch einen wunderbaren Zufall vom Feuer verschont geblieben war und die dem Kaufmanne und seiner Familie nun als Wohnhaus diente. Am Fuße einiger schlechten hölzernen Stufen, die zum Eingange hinanführten, erwartete uns der Hausherr, und ein Mann mit starkem Schnurr- und Backenbarte, in ziemlich dürftigem Anzuge, den die Andern Senator nannten, sprach einige Worte der Begrüßung im Namen der tapfern und so unglücklichen Einwohner von Szent Tomas. Die Baracke, durch deren Breterwände Licht und Luftzug freies Spiel hatten, umfaßte nur einen einzigen Raum, dessen vier Ecken gleichzeitig als Speisesaal, Schlafzimmer, Küche und Garderobe dienten. Die Federbetten waren auf den Fußboden aufgeschichtet. Die wenigen geretteten Kleider hingen an Nägeln umher, einige Heiligenbilder an der Wand zeigten von

der Würde, zu welcher die Breterbude erhoben worden. Zwischen zwei Betten war eine lange Tafel errichtet und mit einem alten Kanapee und einigen mangelhaften Stühlen und Bänken umstellt worden. Wir nahmen daran Platz. So dürftig die Aeußerlichkeiten waren, so reichlich fiel gegen alle unsere Erwartung das Mahl aus, an dem außer dem Senator noch einige städtische Beamte und Offiziere der ehemaligen serbischen National-armee, meist junge, kräftige Leute, Theil nahmen. Der Serbe, und wenn er noch so arm ist, läßt sich Nichts nachsagen, wenn er Jemanden bewirthet. Ausschließlicher Gegenstand des Tischgespräches waren die Kämpfe von Szent Tomas, waren die Vergleiche dessen, was man angestrebt, mit dem, was man errungen. Die Herren geriethen dabei oft so sehr in Eifer, daß die Gläser und Wein-flaschen von ihren Schlägen auf den Tisch erzit-terten. Das historisch gewordene Temperament von Szent Tomas gewann die Oberhand über die Mäßigung, die man Anfangs einem sehr ver-ehrten Gaste schuldig zu sein glaubte. Ein kleiner untersetzter Mann mit blitzenden Augen that sich durch Kraft der Stimme und der Faust besonders

hervor. Jeden Augenblick konnte ein mit den Gebräuchen des Ortes nicht Vertrauter glauben, daß er bald den, bald jenen auf das Schrecklichste beleidige, und eine Nichts weniger als friedliche Unterbrechung der Tafel hereinzubrechen drohe.

Indessen wurde ihm fast jedesmal in nicht sanfterer Weise geantwortet. Bald schrien Alle, und eine Versicherung des Senators, daß der Gast nicht gekommen sei, um Proben der Szent Tomascher Stimmausgiebigkeit anzuhören, die er an den Schanzen von Verbaß ohnehin längst kennen gelernt, reichte hin, um die brausenden Elemente sogleich zu beschwichtigen.

„Wenn ich nur noch zwanzig Mann gehabt hätte", rief ein seiner Kurzsichtigkeit wegen bekannt gewordener ehemaliger Nationalhauptmann aus, „bei Gott, die Magyaren ständen noch heute vor Szent Tomas! So lange ich an der Brückenschanze stand, sah ich keinen einzigen nahe kommen!"

„Das glaub' ich Dir", erwiderte ein Zweiter, „weil Du sie noch nicht sahst, als sie Dir unter der Nase standen!"

„Daß die Magyaren heute noch vor Szent Tomas ständen, glaub' ich auch, weil Du sie ge-

wiß nicht verjagt hättest", schrie der Kleine mit blitzenden Augen. „Das ist aber gewiß, daß sie nie nach Szent Tomas gekommen wären, wenn mich General Thodorović nicht so lange bei sich aufgehalten hätte. Als ich sah, wie schlimm es um uns stand —"

„Da liefst Du davon", fiel ihm ein Dritter in die Rede.

„Was lief ich? Wer lief? Du liefst, daß Dich die Haasen auf dem Felde nicht einholen konnten. Ich aber eilte nach Kikinda zu General Thodorović, um Kanonen. Herr General, sagte ich, wir brauchen Kanonen, wenn wir uns halten sollen. Wir brauchen Achtzehnpfünder. Um Gottes Willen, geben sie uns Achtzehnpfünder, mit denen allein können wir noch was ausrichten. Wenn wir Achtzehnpfünder haben, kommt keine magyarische Maus in den Ort. Der General aber wollte Nichts hören, und sagte, wir seien keine kaiserliche Truppe, und darum könne er uns kein kaiserliches Geschütz leihen. Wir hätten die Geschichte selber angefangen, und sollten uns nun selber helfen wie wir könnten. Excellenz, schrie ich, wir kämpfen für den Kaiser so gut wie für

uns! Der General zuckte mit den Achseln und ließ mich stehen. Da kam die Nachricht, daß Szent Tomas von Perczel angegriffen sei. Wieder ging ich zum General. Da war ein junger Oberst bei ihm, und der sagte ihm, daß er uns nicht im Stich lassen solle, und daß er uns wenigstens einen Achtzehnpfünder leihe. Der General gab die Anweisung, ich mußte aber mit meinem ganzen Vermögen für den Achtzehnpfünder haften. Die Bespannung zum Fortführen wollte mir aber der General durchaus nicht geben. Da verging wieder ein halber Tag, bis ich für mein Geld das Stück bespannen konnte. Nun ging's nach Szent Tomas. Eine halbe Stunde von hier bekam ich die Nachricht, daß die Ungarn schon eingerückt seien. Ich sage Euch, wenn mir der General den Achtzehnpfünder sogleich gegeben hätte, Perczel wäre mir nie hereingekommen."

„Und ich sage Dir", nahm ihm ein junger, blasser Mensch das Wort ab, „und wenn Du noch fünf Achtzehnpfünder gehabt hättest, wir hätten uns nicht mehr halten können. Mit uns Serben hatte es schon damals einen Haken und den will ich Dir sagen. Wir sollten nicht sagen können,

daß wir das Land gegen die Ungarn behauptet haben, wir mit unserem eigenen Blut. Drum sah man ruhig zu, wie die Ungarn Ort um Ort besetzten, und zog die Truppen aus dem Lande, die man früher zur Unterstützung gesandt hatte, damit man es dann mit diesen Truppen allein und ohne uns den Ungarn wieder abnehmen könne. Nun begreifst Du, warum Du keine Kanonen bekommen!"

„Recht hast Du!" rief ein dicker Mann von der Ecke des Tisches herauf. „Die Serben werden übermüthig, und werden sich was einbilden, sagte damals ein Marschall. Man muß machen, daß sie hungern, dann werden sie zahm werden. Und bald darauf rückte Perczel ungenirt bis an die Donau hinab."

Dem Senator mochte der Geist, der sich in's Gespräch einzuschleichen begann, nicht sehr am Platze scheinen, und so stand er denn auf, hob ein Glas mit Wein in die Höhe und brachte einen Trinkspruch auf den Gast aus, worin er der Verdienste erwähnte, die sich dieser um die ganze Nation und um Szent Tomas insbesondere erworben. Serbische Trinksprüche sind eigentlich Trink-

reden. Sie dauern lange und enden, besonders angesehenen und geschätzten Personen gegenüber meist mit dem Gesange mnoga ljeta!

Die Zeit, die mit Trinkreden und deren jedesmaliger Erwiderung verbraucht wurde, ließ den guten Szent Tomaschern Muße genug um ihrem Gedankengange eine andere Wendung zu geben. Es wurden nun der Reihe nach Zutränke auf den Banus, auf Kničanin und Stratimirović, und endlich auf die „schöne Dreiheit serbischer Falken" ausgebracht:

„Živio, živio,
Jelačiću Bane!
Živio, živio
Knićanin Stevane!
Živio, živio,
Stratimiru Gioko!
Živio, živio,
Srbobranski soko!"

Es lebe, es lebe
Jelačić, der Ban!
Es lebe, es lebe
Knićanin Stefan!
Es lebe, es lebe
Georg Stratimirović!
Es lebe, es lebe
Der Falke von Szent Tomas!

Einen von meinem Reisegefährten ausgebrachten Toast auf die Szent Tomascher Helden erwiderte ein junger Mann von schmächtigem, gutmüthigem Aussehen mit der großen silbernen Tapferkeitsmedaille an der dünnen schwarzen Orleansblouse. Er war Nationallieutenant gewesen und hatte bei dem zweiten Angriffe auf Szent Tomas das Feketehegyer Defilé vertheidigt.

„Warum haben Sie nicht weiter Kriegsdienste genommen?“ fragte ich den jungen intelligenten Mann.

„Weil man meiner nicht mehr bedurfte“, erwiderte er mir, indem er ein Entlassungspatent aus der Brusttasche hervorzog, in welchem ihm eine dreimonatliche Gage als Abfertigung angewiesen, jedoch verboten wurde die Uniform zu tragen oder sich der Distinctionszeichen des bekleideten Ranges zu bedienen. Der junge Mann schien sich mit Ergebung in diese Abandonnirung zu fügen, und hatte nur einen Wunsch — für seine Thaten wenigstens eine Auszeichnung zu erhalten, wie sie bei Offizieren üblich ist, da bekanntlich nur der gemeine Soldat, der Corporal und der Feldwebel mit der Tapferkeitsmedaille be-

lohnt wird, für Offiziere jedoch andere Decorationen bestehen.

„Was mir weh thut“, sprach er, „ist nur, daß man uns Nationaloffiziere immer geringer geachtet, als die kaiserlichen Offiziere, wenn wir auch gewiß nicht minder tapfer und freiwillig unser Leben für den Staat eingesetzt haben, ja daß man uns meist so betrachtet hat, als wenn wir blos gemeine Soldaten, und gar nicht intelligente Leute und Offiziere wären.“

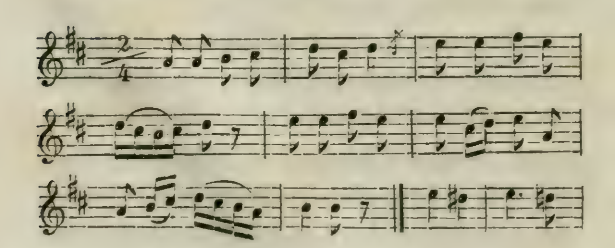
Mit weniger Gleichmuth trug ein zweiter junger Mann, der ebenfalls Nationaloffizier gewesen, ein Entlassungspatent in der Tasche. „Ich habe das Meinige gethan, wie irgend Einer“, rief er mit sichtlicher Erregtheit. „Warum mir aber der General ** auf meine Bitte, mir weiterhin den Offizierstitel zu lassen, antwortete, daß das nicht angehe, daß es mir jedoch freistehe, als Gemeiner oder Cadett einzutreten und ihn wieder zu erwerben, habe ich nie begreifen können. Ein Anderer vor mir, der Sohn eines Glasers, wollte ebenfalls weiter dienen und wurde ebenfalls abgewiesen. Mein Vater ist um sein Haus, um sein ganzes Vermögen gekommen, wie soll ich mich nun
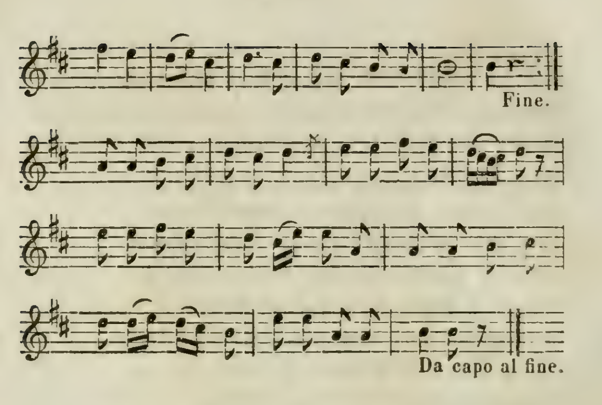
erhalten? fragte er. Sie erhalten eine Abfertigung, kaufen Sie sich einen Zollstab und einen Stein und gehen Sie Fenster einschneiden wie früher; Sie werden jetzt in der Backa genug zu thun haben! war die Antwort, die er bekam. Dem Sohne eines Schneiders wurde der Rath gegeben, nun, da der Krieg vorüber, sich Nadel und Zwirn zu kaufen, und nähen zu gehen. Ich habe nicht gekämpft um meines Vortheils willen. Ich habe Weib und Kind verloren und bin ein Bettler geworden. Aber gefreut hätte es mich, für alle meine Opfer als einzige Anerkennung wenigstens die Erinnerung, daß ich Offizier gewesen, behalten zu dürfen. Das hätte Niemandem geschadet, Niemanden entehrt, den Stand wahrhaftig nicht herabgewürdigt, und in mir und den Andern statt des Gefühls der Zurücksetzung die Begeisterung wach erhalten. So aber —"

Die summenden und schnarrenden Töne einer Sackpfeife machten einer Reihe von noch andern vorgebrachten Beschwerden ein Ende, die besser in ein politisches Promemoria, als in diese Reiseeindrücke passen. Ein Sackpfeifer war gekommen, um dem Gospodin — so nannte er kurzweg mei-

nen Reisegefährten — seine devote Ehrenbezeugung durch den Vortrag einiger Melodien abzustatten, die in den serbischen Lagern gesungen zu werden pflegten. Als er sich überzeugte, daß der Gospodin wirklich der Gospodin sei, und noch lebe, konnte er dem Ausbruche seiner Freude nicht mehr Einhalt thun, stimmte seine feurigste Melodie an, warf dabei den sonnenverbrannten Lockenkopf frohlockend von einer Seite zur andern und dann, indem er einen Vers sang, wie ganz selig in den Nacken zurück, und hüpfte dabei trotz der schweren Stiefeln im Takte umher, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann.

Vor allem Andern aber sang er die „serbische Marseillaise,“ die Melodie, der an der Donau und an der Theiß Tausende von Serben begeistert in den Tod folgten:





Hierauf stimmte er folgende Weise an:

und recitirte in ihr zu Ehren des Gastes

„Das Lied von Zichy's Schwert,"

(ein altes, vielgekanntes Volkslied, das wahrscheinlich irgend ein Pope den jüngsten Ereignissen anzupassen unternommen:)

Klagt ein Weibchen, graues Kukukweibchen
Im Gebirg, von Waradin nicht ferne;
War kein Weibchen, graues Kukukweibchen,
Moritz Perczel's alte Mutter war es.
Wenn sie klagt, dann hat sie Grund zu klagen;
Gestern hat den Sohn vermählt die Mutter,
Heute muß zum Kampfe sie ihn rüsten,
Ungeliebt läßt er die junge Eh'frau. —
Rüstet aus zum Kampf den Sohn die Mutter,
Nach den sand'gen Flächen, nach den Sümpfen
Zieht er hin von Vilovo, gewappnet,
Mit ihm zieht der junge Bezeredy,
Mit ihm der Magyaren mächt'ge Heerschaar. —

Also räth der junge Bezeredy
Perczel Moritz, seinem Commandanten:
„Ueberschritten hat der Serben Rotte,
„Uebersetzt der Donau breit' Gewässer.
„Ihr voran zieh'n drei verweg'ne Häupter:
„Jelačič, der Ban, ist ihrer Einer,
„Der zu Agram herrscht, der weißen Hauptstadt,
„Und viel Herzleid schafft den Serbenmüttern,
„Ob der Söhne, die er führt zur Wahlstatt;
„Kničanin Stefane ist der And're,
„Aus dem Serbenland ein Serbenhäuptling,

„Der die Welt durchkreuzt, nach Streite suchend
„Nirgend ausbleibt, wo es gilt zu kämpfen;
„Gjorgje, Stratimirović geheißen,
„Ist der dritte von den Serbenführern,
„Wahrlich uns Magyaren kein Gewogner,
„Er, der Zichy's Säbel hat erbeutet,
„Der zu uns'rer Schande ihn umgürtet,
„Und nicht Kaiser fürchtet und nicht König.
„Sei bedacht d'rum, tollkühn nicht zu sterben,
„Nimm in Acht Dich vor des Feindes Händen,
„Vor der Hand der Serben, uns'rer Gegner,
„Denn das Haupt bist Du von ganz Baranya,
„Waltest nicht nur über dies Gebiete,
„Bist das Haupt vom halben Ungarlande!"

Drauf jedoch erwidert Perczel Moritz:
„Thöricht sprichst Du, junger Bezeredy!
„Ist es nicht schon länger denn zwölf Monden,
„Seit der junge Zichy auf der Wahlstatt,
„Auf dem Plan von Verbaß ist gefallen?
„Mußt' ich nicht seit jener Trauerstunde,
„Mußt' ich nicht genug von seinem Schwerte,
„Von dem guten Heldenschwerte hören,
„Das zu Ruhm gelangt soll sein und Schrecken
„In der Hand von einem sichern Gjorgje,
„Gjorgje, Stratimirović mit Namen?
„Schwor ich damals nicht, ein treuer Bruder,
„Aller Länder Gaue zu durchziehen,
„Von der Marosch bis zur sumpf'gen Thissa,
„Von der Thissa bis zur breiten Donau,

„Bruder Zichy's frühen Tod zu rächen?
„Viel des Landes hab' ich schon durchzogen,
„Ueberall nach jenem Gjorgje fragend.
„Werther nicht galt mir des Kaisers Goldschatz,
„Als dem Ráiczen irgend zu begegnen,
„Daß ich Zichy's Säbel ihm entwinde,
„Daß ich räche Zichy, meinen Bruder.
„Soll ich nun ihm aus dem Wege gehen?
„Laß ihn d'rum die Donau überschreiten!
„Fordern will ich ihn zum offnen Zweikampf,
„Heute noch will ich mit ihm mich messen,
„Sei's auch, daß ich dran mein Leben setze!" —
Im Gespräche waren noch die Beiden,
Als der Serben Vorhut sie entdeckte
Sie und ihre ganze wilde Kriegsmacht.
Eilten gleich in's Lager es zu melden,
Eilten in des Ban's geschmückte Zelte.
Da der Ban vernimmt die schnelle Botschaft,
Springt er auf in seinem weißen Zelte,
Gürtet um den blanken Schmuck der Waffen,
Macht sich auf, und schreitet durch das Lager,
Aufzubieten, was zu Fuß und Rosse.

Spricht zum Fußvolk so der Ban von Agram:
„Gränzer, meine theuern Kampfgenossen!
„An die Füße schnürt Euch die Opanken,
„Schüttet Pulver auf der Stutzen Pfannen!
„Nach der Ebne gilt's hinauszuziehen!"
Und sie greifen nach den blanken Stutzen,

Spähen gier'gen Augs nach den Magyaren,
Gleich wie Wölfe späh'n nach Lämmerhürden.

Spricht also zum Reitervolk der Banus:
„Wer ein Reiter, sattle schnell sein Kampfroß,
„Nehm' sein Schwert, und schnüre fest den Reitgurt!
„Zieh' hinauswärts nach der weiten Ebne!
„Zahlreich naht die Heerschaar der Magyaren;
„Besser ist's, wir ziehen ihr entgegen,
„Zieh'n entgegen ihr, als sie uns angreift!
„Heute gilt's, sich mit dem Schwert zu messen —
„Schmach wär's aus dem Weg zu gehn dem Kampfe!"

Von den Reitern hört zuerst ihn Gjorgje,
Springt empor in seinem weißen Zelte,
Gürtet um den blanken Schmuck der Waffen,
Flieget hin zu seinem braunen Rosse,
Braunem Roß' mit funkelnd schwarzen Augen,
Gürtet fest vier Gurten um den Leib ihm,
Eine fünfte drüber noch von Seide.
Wie das Roß, da es die Gurten spüret,
Ob es wüßte, daß es gilt zu kämpfen,
Mit den Füßen stampft die braune Erde,
Stampft die Erde und die Ohren spitzet!
Wie das Herz dem Helden lacht im Leibe,
Da er's an dem Braunen mag erkennen,
Daß er heut' besteh'n soll einen Zweikampf,
Deß man noch in spät'ster Zeit gedenke!
Und der Zweite hört's, der Held aus Serbien,
Kničanin Stefane seines Namens,
Springt empor, als ob ihn Wuth befiele,

Springt empor in seinem grünen Zelte,
Gürtet um den blanken Schmuck der Waffen,
Flieget hin zu seinem weißen Rosse,
(Werth ist's tausend runde Gold-Dukaten,
Aber er, er achtet's werth 'nen Plunder,
Denn er hat's zu Temerin erbeutet
Von Szechen, dem Temeriner Grafen.)
Gürtet fest vier Gurten um den Leib ihm,
Eine fünfte seidne noch darüber.

Fassen Beide nach den schwarzen Zügeln,
Schwingen Beide sich auf ihre Rosse,
Kampfbereit die Krieger zu erwarten,
Die der Banus auf der Ebne sammelt.
Doch der Braun' läßt sich nicht länger sänft'gen,
Bäumt sich, wiehert, wär' schon gern im Kampfe,
Und dem Reiter schmerzt die Hand vom Bänd'gen.
Müd' des straffen Zügelns wird Held Gjorgje,
Ungeduldig selber blickt er um sich,
Spricht d'rauf also zu den tapfern Kriegern:
„O Ihr Helden, meine tapfern Brüder,
„Ihr, die Ihr zu Fuß und die zu Rosse!
„Folget, wie Ihr mögt — ich muß voranziehn,
„Meinem Braunen, seht, muß ich gehorchen!
„Ungeduldig schon des Kampfs begehrt er,
„Und vom Bänd'gen ist die Hand erstarrt mir.
„Auch mein Handschwert dürstet schon nach Blute,
„Lechzt nach warmer, rother Heldenlabung.
„Länger nicht kann ich es ihm verwehren,
„Daß es eile, seinen Durst zu stillen!“

Also spricht der Stratimirowić,
Läßt dem Braun' die blanken Zügel schießen,
Und der Braun fliegt hin über die Ebne;
Neben ihm fliegt Knićanin, der Häuptling,
Fliegt auf seinem wilden weißen Rosse.
Ein Roß will das andre überjagen,
Also jagen hin die zwei Wojwoden.

Güt'ger Gott, Lobpreis sei Dir für Alles!
Die Wojwoden, kühnen, freien Herzens,
Sie gedenken all' der alten Helden,
Und wie schön 's ist, auf der Wahlstatt sterben,
Da sie, zwei, sich schaun gen fünfzehntausend,
Da sie schaun von fern der Ungarn Kriegsmacht.
Ungesäumt auffordern sie zum Kampfe,
Reißen aus dem Leibgurt zwei Pistolen,
Feuern ab sie nach der Ungar-Heerschaar.
Fünfzehntausend geben ihnen Antwort —
Gott und Glück doch ist mit den Wojwoden,
Von den Kugeln trifft sie keine einz'ge.
Alte Kämpfer, mögen die Wojwoden
Nicht mehr laden ihre zwei Pistolen,
Zücken lieber aus der Scheid' die Schwerter,
Hauen wild um sich nach beiden Seiten.
Rückwärts aber weilte noch der Banus,
Maß und zählte seines Heeres Schaaren. —

Ferne über Eb'nen und Gebirgen,
Abseits weit, vor seinem Ungarlager,
Ritt sein schmuckes Rößlein Perczel Moritz.
Wild auf springt das Roß und schäumt und bäumt sich,

In den Zähnen hält er selbst den Säbel,
Schleicht heran sich an die Serbenheerschaar,
Späht, wie wo ein Kopf wär' zu erbeuten,
Herzleid einer Mutter zu bereiten.
Gjorgje merkt's, der Stratimirowitsche,
Spricht also zu seinem Kampfesbruder,
Spricht also zu Knićanin Stefane:
„Hör' mich an, Stefan, mein wackrer Bruder!
„Bleib Du hier, halt' auf die Ungarheerschaar,
„Bald auch kommt die uns're nachgezogen!
„Ich indeß will's jenem Ungar wehren,
„Daß er feig' uns Schaden nicht bereite,
„Daß er unnütz Mütter nicht betrübe,
„Jeder Mutter ist ihr Söhnlein theuer!"

Also spricht er, gibt dem Roß die Sporen,
Schwingt das Schwert empor in seiner Rechten,
Fliegt dahin, als ob der Wind ihn trüge;
Statt den Ungarhelden zu erreichen,
Ueberfliegt er ihn um zwanzig Schritte.
Kämpfend bald, bald fliehend und verfolgend,
Messen Beide durch das weite Blachfeld,
Erst bei Katj, da machen Halt die Reiter.
Schauend stehn zwei Heere auf der Eb'ne:
Wer wird wol den Andern überlisten?
Abgefeuert, horch, sind die Pistolen!
Frisch geladen gleich! Doch eh' sie schießen,
Spricht vom Pferd der Eine noch zum Andern.

Also spricht zu Gjorgje Perczel Moritz:
„Sag' doch, Rácz, aus welchem Kreise stammst Du?

„Welchen Stammes bist Du? Welcher Abkunft?
„Welchen Hauses? Und was ist Dein Name?
„Hast Du heim wol eine greise Mutter?
„Wird ein armes Kukukweibchen werden!
„Hast Du heim wol eine junge Ehfrau?
„Wird zur Wittwe werden bald die Arme!“

Drauf erwidert Gjorgje ihm die Worte:
„Sag', was frägst Magyarenbrut Du, schwarze?
„Meinen Namen will ich Dir nicht hehlen!
„Bin ein Krieger aus der ebnen Bačka,
„Aus Kulpin, dem weißen Dorf im Westen,
„Gjorgje Stratimirović mit Namen!
„Lang genug schon sah mich meine Mutter,
„Jung vermählt, hab' ich genug geliebt schon,
„Hab' geköpft genug Magyarenköpfe,
„Satt getummelt mich auf Ungarrossen,
„Was ich wünschte, ging mir in Erfüllung,
„Wenig acht' ich's von der Welt zu scheiden.
„Doch sag' Du mir nun, schwarzer Magyare,
„Welche Veste nennst Du Deine Heimath?
„Welchen Stamms bist Du, und welcher Abkunft?
„Welchen Hauses, und was ist Dein Name?
„Sprich! ist Deine Mutter noch am Leben?
„Fürchte fast, sie wird Dich bald beklagen!
„Hast ein Weib Du, eine junge Ehfrau?
„Fürchte fast, daß sie Dich bald beweine!“

Drauf alsbald erwidert Perczel Moritz:
„Wilder Rácze, mich auch sollst Du kennen!
„Wiss', entsprossen bin ich der Baranya,

„Und mein Name — Perczel Moritz klingt er!
„Herr bin ich, Gebieter der Baranya,
„Bin das Haupt nicht nur von diesem Landstrich,
„Nein, das halbe Ungarland gehorcht mir!
„Sieh! Ein volles Jahr ist hingeschwunden,
„Seit gefallen ist der junge Zichy
„Auf der Wahlstatt, auf dem Plan von Verbaß.
„Viel erzählt die Welt von seinem Schwerte,
„Das zu Ruhm gelangt sei und zu Schrecken
„In der Hand von einem sichern Gjorgje,
„Und ich schwur zu ziehn durch alle Lande,
„Ich und meine kampfbewährte Heerschaar,
„Den Verwegnen überall erfragend,
„Bis ich Gjorgje, den ich such', gefunden.
„Werther nicht ist mir des Kaisers Goldschatz,
„Als daß ich Dir jetzund bin begegnet,
„Daß ich räche Zichy, meinen Bruder,
„Daß ich Dir entwinde seinen Säbel,
„Daß die Schmach mit Weh ich Dir vergelte!
„Drum wohlan, o Rácz, da wir uns fanden;
„Mitten auf dem Plan vor Aller Augen,
„Gelt' es nun im Zweikampf uns zu messen,
„Daß sie schauen, wer der beſſ're Held ist!"

Gjorgje hört's, und wie 'ne wilde Schlange,
Fährt er zischend auf in seinem Sattel,
Wirft den Kopf zurück, knirscht mit den Zähnen:
„O Magyare, Trau'r ob Deiner Mutter!
„Frägst nach mir, und Du bist's, den ich suche!
„Weib sei der geheißen, der da ausweicht!"

Ruft's — und sieh! es mißt ein Held den andern,
Von dem Scheitel bis zum Huf des Rosses
Messen sich die Krieger finstern Auges.
Gjorgje aber schwingt den blanken Säbel,
Führt den Streich nach Perczels stolzem Haupte,
Daß der Heere jedes mag erkennen,
Was für Söhne Serbenmütter ziehen.

Perczel Moritz merkt's, und denket klüglich,
Thöricht wär's, so leicht dem Kopf entsagen,
Thöricht, also schnell vom Leben scheiden.
Reißt weit rückwärts seinen guten Renner,
Aus dem Gurt zwei blinkende Pistolen,
Zielt und drückt sie donnernd ab auf Gjorgje.

Doch mit Gjorgje war des Glückes Güte,
Von den beiden traf ihn auch nicht eine.
Perczel aber, da er sieht den Helden,
Da er ihn noch hoch zu Rosse schauet,
Schwenkt sein Roß und sucht der Ebne Weites.
Gjorgje folgt ihm, folgt ihm schnellen Fluges,
Ruft ihm also nach aus weißer Kehle:
„Halt, o Ungarhäuptling! Steh' ein Weilchen!
„Kehr' doch um, daß wir im Kampf uns messen!
„Schmählich ist's, die Wahlstatt so verlassen,
„Und kein Scherz, gesehn sein von zwei Heeren!"
Perczel aber will den Ruf nicht hören,
Will nicht halten, will sich auch nicht umschaun.
Da hält Gjorgje stille und gedenket
Seiner langen Albaneserflinte,
Legt sie an — das Feuer blitzt vom Rohre —,

Wie Gesang klingt's an die Ohren Gjorgje's,
An die Ohren Perczels wie ein Wehruf; —
Flink ereilt des Reiters Flug die Kugel —
Trifft — doch nur den Sporn des rechten Fußes.
Auf der Wahlstatt läßt der Held den Stiefel,
Flieht von dannen, flieht selbst aus dem Lager,
Fruchtlos, daß von fern ihm Gjorgje nachruft:
„Steh' mir, steh'! So steh' doch nur ein Weilchen!
„Häuf' so viel der Schmach nicht auf die Mutter!
„Heißt bei Dir dies, auf der Wahlstatt sterben?"
Arg erschrak darob die Ungarheerschaar,
Da sie sah des Lagers Haupt entfliehen
Und vernahm den Schlachtenruf der Serben.
Mann an Mann mit vorgestreckten Stutzen
Drangen Die in's weiße Ungarlager,
Und zu schau'n war, was noch nie geseh'n ward,
Serbenschwerter blitzen auf die blanken,
Ungarhäupter von den Rümpfen wanken.
Keiner war der ganzen Schaar zu finden,
Der gefällt Ein Haupt nicht hätt' zum mind'sten,
Fünfmal fielen von den Ungarn tausend,
Und darüber zwölf noch ihrer Obern.
Bezeredy doch entkommt, der junge,
Flieht gen Waradin, der weißen Veste,
Wild verfolgt von Knićanin, dem Schläger.
In das ehrne Thor der weißen Veste
Stürzt der Held und schlägt das Thor zu klüglich;
Besser denkt er, ist das Thor geschlossen,
Als mein Blut von Serbenhand vergossen! —

Wie dieses, so werden in der Bačka, im Banate, in Syrmien, in Serbien bereits zahlreiche Lieder gesungen, deren Stoff einzelnen Begebenheiten der jüngsten Kämpfe entnommen sind, und in denen einzelne Heldenthaten gefeiert werden. Jedoch nur wenige darunter sind neu und ursprünglich, und die neuen nicht immer in Form und Geist der so eigenthümlichen serbischen Volksweise ebenbürtig. Um so zahlreicher sind, wie das obige, Uebertragungen älterer, bekannter Lieder auf neue Begebenheiten.

„Was würdest Du gesungen haben, wenn Perczel die beiden Wojwoden erschlagen hätte?“ fragte der Offizier.

„Herr, das kann ich mir gar nicht denken, viel weniger hätte ich es singen können!“ erwiderte der Sänger.

„Und wenn die Drohung der Ungarn, die Serben vom Erdboden zu vertilgen, in Erfüllung gegangen wäre?“

„Herr, neulich hörte ich einen Magyaren sagen, ausrotten hätte man diese Serben sollen, dann hätten sie sich einen Patriarchen und einen Wojwoden wählen können! Ich antwortete ihm

darauf: Das hätte nie gelingen können; denn wenn nur zwei Serben am Leben geblieben wären, so wäre Einer Patriarch, der Andere Wojwode gewesen. Euch sag' ich, wenn auch ich noch am Leben geblieben wäre, ich hätte den Ruhm der Todten gesungen!" —

Nach aufgehobener Tafel schickten wir uns an, einen Gang durch den Ort zu machen. Bis zur Einnahme durch Perczel hatte der Ort wenig gelitten. Kaum hie und da hatte ein Haus Schaden genommen, oder war ein Dach abgelodert. Mit dem Einzuge Perczels zogen Brand, Verwüstung, Plünderung und Entweihung alles Heiligen zugleich ein. Die Memoiren ungarischer Hervorragenheiten und die Darstellung der jüngsten Geschichte Ungarns finden in der Schilderung der Unmenschlichkeiten, die von den Serben verübt worden, kein Ende. Es ist zum Tone, es ist zur Bedingung einer freisinnigen Auffassung geworden, Raub, Mord, Blutgier, kurz jede Grausamkeit von den Gegnern der Ungarn allein geschehen lassen zu sein. Die ungarischen Journale der Jahre 1848—49 haben den Ton angegeben, und wer immer über Ungarn schreibt, kann die Humanität,

die Ritterlichkeit, mit der ungarischerseits der Krieg geführt worden, und die Barbarei, mit der ihn die „Raizen" führten, nicht genug hervorheben. Wer will es dem Urtheile Jener, die nur lasen und nicht selber sahen, verargen, wenn es sich dem Gebotenen gemäß gestaltet? Man reise durch Südungarn, man sehe die serbischen Orte, in denen ungarische, die ungarischen, in denen serbische Schaaren eingezogen, und man wird sich veranlaßt fühlen, von einem Urtheile abzustehen, das eine Unwahrheit in die Geschichte einzuführen droht. Ich schreibe es hin, weil ich es gesehen, und weil Alle, die anders geschrieben, entweder Nichts gesehen und sich nicht die Mühe genommen, das Land in allen seinen Richtungen zu durchwandern, wie ich, oder absichtlich verschwiegen haben, was sie sagen mußten, wenn sie wahr sein wollten. Ich schreibe es hin, wenn auch auf die Humanität der ungarischen Kriegsweise zu schwören in den Augen von Tausenden unerläßlicher Paragraph eines freisinnigen Glaubensbekenntnisses ist: von dem Grade der Entmenschlichung, mit welcher das ungarische Heer in Südungarn gehaust, hat Oestreich, hat Deutschland, hat die Welt keine Ahnung!

Man wird Thatsachen verlangen. Ich blieb auch nicht bei der allgemeinen Behauptung stehen; ich habe sie im Verlaufe meiner Wanderungen gebracht und will sie noch bringen.

Perczel zog in Szent Tomas ein und mit Feuerbränden in der Hand ergossen sich seine Truppen durch die Straßen des Ortes, um zu zünden und zu plündern. Die Serben sagen, Perczel habe es befohlen. Vielleicht that er es. Er mochte strategische Gründe haben. Vielleicht that er es auch nicht. So viel ist gewiß, daß er es geschehen ließ. Doch das Niederbrennen eines Ortes gehört zu jenen Dingen im Kriege, von denen man nicht viel Aufhebens macht. Weil die Ungarn nicht eingeschlossen werden, Temerin nicht aufgeben wollten, brannten auch die Serben diesen Ort nieder. Treten wir aber in die serbische Kirche von Szent Tomas. Schauder erfaßt uns, ehe wir noch den Fuß an die Schwelle gesetzt. Der Boden rings um die Kirche, die Ruhestätten der Todten sind aufgewühlt, als hätten ihn wilde Geister in nächtlicher Stunde unter Donner und Blitz aufgerissen, oder, um wahrer zu sagen, als hätte ihn eine Herde von Hyänen, ihrem

traurigen Instincte folgend, heulend aufgescharrt. Wohin wir den Fuß setzen, von Schritt zu Schritt klafft uns ein aufgewühltes Grab, ein erbrochenes Heiligthum des Friedens, ein zerstörtes letztes Asyl dahingeschiedener müder Erdenwaller entgegen. Die Hyäne folgt ihrem Instincte und heult darob in die wilde Nacht hinaus, wenn sie ein Grab entweiht. Die diese Gräber aufgerissen, haben ihre Lust an diesem Bachanale in blutjubelnden Freudeausrufungen an den Mauern verewigt. Wohin das Auge blickt, ragen aus den offenen, nunmehr halbverschütteten Gruben die morschen Trümmer von Särgen und die modernden von Menschen, bleichende Schädel und Rippen an das Sonnenlicht heraus. Die Grabsteine sind aus der Erde und aus der Kirchenmauer gerissen und lagen zerschellt auf den Erdhaufen umher. Doch — vielleicht thaten das wirklich Hyänen. Wir könnten an Allem, was bessere Regung im Menschen ist, verzweifeln, wir könnten den Gott eines edlen Volkes für einen Gott der Karaiben halten, wenn wir glauben wollten, daß hier Menschen Hand angelegt. Treten wir in die Kirche. Wo sind Altar? wo Kanzel? wo Betstuhl? Hinaus ge-

schleppt vor die Kirche und im lodernden Feuer eines Bivouacs aufgegangen. Blicken wir an die Wand, vor der das Altarbild, vor der das Ikonostas mit den Bildern des Heilandes und der Apostel stand. Hundert Spuren von Kugeln zeigen uns, daß nach dem Altare, daß nach den Bildern Musketen abgefeuert wurden. Die Kugeln rissen durch und schlugen in der Mauer ein. Blicken wir an den Wänden umher. Die Namen der Helden, die gegen das, was jedem Christen als ein Symbol der Duldung und Liebe gelten soll, und was auch jeder Nichtchrist für unantastbar achtet, weil es einem Andern heilig ist, und weil sich daran das innerste Leben eines Andern, sein Glaube, seine Ueberzeugung knüpft, ihre Feuerschlünde gerichtet, sind hier mit Angabe des Bataillons und der Compagnie, in der sie standen, zu lesen. Sie lassen keinen Zweifel darüber zu, welcher Nation ihre Träger angehörten. Unio vagy halál! (Vereinigung oder Tod!) ist der Spruch, den einer derselben an einen Pfeiler als Motto zu dieser den Ruhm seines Stammes singenden unsterblichen That geschrieben. Doch — vielleicht haben dies die Serben selbst gethan.

Eine solche Lösung des Räthsels mitten im Jahrhundert der Blüthe der Cultur würde nicht befremden. Vielleicht. Doch der serbischen Kirche von Szent Tomas gegenüber steht die katholische unversehrt. Ich habe keine ungarische Kirche auf meiner ganzen Reise gefunden, an der die Serben Gleiches verübt, oder sich auch nur im Mindesten an dem Heiligthume vergriffen hätten, und doch fehlte es dazu wahrlich nicht an Gelegenheit, denn evangelische und katholische Kirchen giebt es fast in jedem von Serben bewohnten Orte, und die darin beteten, waren die Todfeinde der Serben, oft genug mit dem Blute serbischer Priester bedeckt. Einen Ort aber, durch den die Ungarn auch nur gezogen, und in dem die Kirche der Serben nicht entweiht, zerstört, verbrannt und zu Zwecken verwendet worden wäre, für die der gesittete Mensch nie die Oeffentlichkeit sucht, habe ich, so weit ich kam, nicht gesehen.

Den Generälen unbedingt die Schuld zuzuschreiben, wäre ungerecht. Sie waren meist Menschen von zu feiner Bildung, als daß sie Wohlgefallen an solcher Barbarei hätten finden können. Doch waren sie nicht Herren ihrer Heere und dul=

deten wol, was sie nicht hindern konnten. Es gilt dies selbst von dem heißköpfigsten unter ihnen, von Perczel. Einige ungarisch Gesinnte, die ihm den Antrag machten, eine Anzahl der einflußreichsten Serben dieses Ortes zu tödten, wenn er sie in Schutz zu nehmen verspräche, wies er damit zurück, daß er ihnen bedeutete, er führe Krieg, und nicht einen Mordzug. Wenn sie ihr Vorhaben ausführen würden, so könne er sie, so weit seine Macht reiche, vor den Folgen desselben nicht schützen. Einen Honvéd, der ihm nach der Erstürmung von Szent Tomas mit einem an das Bajonnet gespießten Kinde entgegentrat, ließ er auf der Stelle niederschießen. Hatte er keinen Generalbefehl gegen Kirchenschändung?

Wir verließen die Kirche. Auf dem Platze erwartete uns ein Haufe junger Mädchen. Der Dudelsackpfeifer spielte ihnen vor und sie tanzten. Tanz und Spiel unter Trümmern! Es gehört eine ungeheure Schnellkraft des Gemüthes dazu. Doch tanzten nur Mädchen und erst verheirathete junge Frauen, die bei den Serben noch ein Jahr lang gewisse Mädchenrechte genießen. Ein Mäd-

chen that sich durch Lustigkeit besonders hervor. Ich fragte es, warum es so lustig sei?

„Perczel hat mir mein Haus verbrannt!“ antwortete das Mädchen aufjauchzend. „Wenn ich traurig wäre, kriegt' ich keinen Mann, der mich in ein anderes aufführt!“

Die Burschen saßen oder standen außerhalb des tanzenden Kreises auf Balken und Mauerstücken herum.

„Warum tanzt Ihr nicht“? fragte sie der Offizier.

„Herr, seit wir kämpfen gelernt haben, haben wir das Tanzen vergessen“, war die Antwort.

Druck von C. E. Elbert.

Correctur von Dr. Fließbach in Leipzig.

